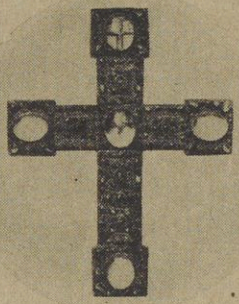
C 1938

Niedersächsische
Landesbibliothek
Hannover
Am Archive 1

NLB Hannover/ZB 35
021 151 954

UNSERE DIÖZESE

in Vergangenheit und Gegenwart



Zeitschrift des Vereins
für Heimatkunde im Bistum Hildesheim

C
1938

1. Heft Hildesheim 1958 27. Jahrgang

C 1938

Inhaltsverzeichnis

An unsere Mitglieder 1

Frowin Oslender

Der heilige Bernward widmet der Muttergottes sein Evangelienbuch 3

Kurt Stöhr

Unserer Lieben Frauen Brunnen beim Dom zu Hildesheim und das „Registrum fabricae" (Dombauregister) 8

Konrad Algermissen

Der künstlerische und religiöse Gehalt der Erztüren St. Bernwards 20

Hermann Engfer

Die kirchliche Visitation von 1657 im Bistum Hildesheim . 56

Niedersächsische Landesbibliothek Hannover Am Archiv 1

Für den Inhalt verantwortlich Prof. Dr. Konrad Algermissen, Hildesheim

1958, 8546

An unsere Mitglieder

Aus dem Vereinsleben

Seit 1954 gibt unser Heimatverein für das Bistum Hildesheim erstmals wieder zwei Vereinshefte für dieses Jahr heraus. Falls die Mitglieder den Jahresbeitrag (5,- DM) regelmäßig und pünktlich entrichten, wird es dem Vereinsvorstand möglich sein, auch in Zukunft wieder zwei Hefte jährlich herauszugeben. Das ist gerade für die kommenden Jahre wichtig, weil die Diözese im Jahr 1960 das Doppeljubiläum des 1000. Geburtsjahres seiner beiden größten Bischöfe, Bernward und Godehard, begeht und die Vereinshefte dieses Jahres und der nächsten beiden Jahre die Persönlichkeit, das Leben und Wirken dieser beiden Bischöfe vorzüglich behandeln sollen.

Aus dem Vereinsleben ist folgendes zu berichten: Durch Tod verlor der Verein als Mitglied: Stud.-Rat Schmidt-Degenhard, Hildesheim, einen hervorragenden Kenner der alten Sprachen, durch Austritt: Dipl.-Ing. F. Blome, Braunschweig; Lehrer F. Fritsch, Krähenwinkel, und Dr. H. Schütze, Aachen.

Durch Neueintritt kamen folgende 16 Mitglieder hinzu: R. Bouska, Sekretärin, Hannover; Domküster W. Brunotte, Hildesheim; Pfarrer M. Friess, Stade; S. Gerhardy, Buchhalterin, Hannover; Präfekt K. Hagemann, Duderstadt; Pastor A. Hauck, Wohldenberg; Pastor A. Hölscher, Diekholzen; Rektor G. W. Klosterschulte, Duderstadt; Pfarrer W. Leiendecker, Asel; Ober-Stud.-Rat Dr. H. Mertens, Hildesheim; Th. Pfister, Prokuristin, Hannover; Chefarzt Dr. R. Remy, Hannover; Techniker Schauer, Schulenburg; Stadtbibliothek der Stadt Braunschweig; Landger.-Rat Dr. H. Teyssen, Hildesheim; Küster N. Völker, Hildesheim.

Der 1. Vorsitzende unseres Vereins, Prof. Dr. Algermissen, wurde auf der diesjährigen ordentlichen Mitgliederversammlung der **Historischen Kommission für Niedersachsen** (Bremen und die ehemaligen Länder Hannover, Oldenburg, Braunschweig und Schaumburg-Lippe) am 15. Mai 1958 einstimmig zum Mitglied dieser Kommission ernannt. Der Vorsitzende der Historischen Kommission für Niedersach-

NIEDERSÄCHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK HANNOVER

sen, Prof. Dr. Schnath, Direktor des Staatsarchivs in Hannover, übersandte mit der Ernennungsurkunde folgendes Schreiben:

„Hochwürdiger Herr Prälat! Es gereicht mir zur besonderen Ehre und Freude, Ihnen mitzuteilen, daß die Historische Kommission für Niedersachsen Sie auf ihrer soeben in Alfeld/Leine abgehaltenen Ordentlichen Mitgliederversammlung in einstimmigem Beschluß zum Mitglied ernannt hat. Die Kommission möchte Ihnen durch diese Ehrung ihre Anerkennung und Dankbarkeit für die mannigfache wertvolle Förderung zu erkennen geben, die die niedersächsische Kirchengeschichte insbesondere im Bistum Hildesheim teils durch Ihre eigenen Arbeiten und Ihre schriftstellerische Tätigkeit, teils durch von Ihnen angeregte Untersuchungen erfahren hat. Indem ich Ihnen anliegend die Ernennungsurkunde und einen Abdruck der Satzungen überreiche, begrüße ich Sie sehr herzlich in unseren Reihen und gebe der Hoffnung Ausdruck, daß die jetzt hergestellte enge Verbindung zur Historischen Kommission sich für beide Teile fruchtbar gestalten möge.

Mit verbindlicher Empfehlung

Ihr sehr ergebener
gez. Schnath"

Unser Verein, der Ende 1930 insgesamt 260 Mitglieder zählte und am Ende des 2. Weltkriegs einzugehen drohte, ist durch die unermüdliche Arbeit des Vorstandes und durch die Werbung vieler Mitglieder auf 462 im Jahr 1958 gestiegen. Zu diesem Wachstum haben besonders auch die wertvollen Artikel der zahlreichen Mitarbeiter, die ihre oft sehr mühevolle Forschungsarbeit unentgeltlich zur Verfügung stellten, wesentlich beigetragen. Wir danken allen, die sich an diesem Fortschritt beteiligten, von ganzem Herzen.

Mit diesem Heft ist der Jahresbeitrag für **1958** von 5,- DM fällig und möge auf Postscheckkonto Hannover Nr. 754 58, Verein für Heimatkunde im Bistum Hildesheim, überwiesen werden.

DER VORSTAND

Der heilige Bernward widmet der Muttergottes sein Evangelienbuch

Von P. Dr. Frowin Oslender, Abtei Maria Laach

Das Goldene Evangeliar des hl. Bernward ist in vieler Hinsicht — es muß immer wieder gesagt werden — eigenartig. Der äußere Stil seiner Miniaturen ist im Bereich der zahlreichen zeitgenössischen und bedeutenden Malerschulen, etwa derjenigen der Reichenau, Köln und Echternach oder auch von Fulda, das als wichtige Malerschule Hildesheim örtlich am nächsten liegt, ausgefallen. Die Bilder, meist strotzend von Gold und von betont leuchtenden Farben, entbehren, verglichen mit jenen Malereien, alle des Raumes, der Raumtiefe. Sie erscheinen mit ihrer Flächigkeit mehr als feinst konzentrierte Wandteppiche denn, wie die sonstigen Miniaturen jener Zeit, als konzentrierte Wandgemälde oder Ikonen. Auch die von scharfen Linien und Konturen oft so hart umrissenen Figuren kommen dem ernsten Betrachter eher als primitive denn als kunstvolle Gebilde vor und tragen zusammen mit den vorhin genannten sog. „Primitivitäten" daran die Schuld, daß diese bernwardische Buchmalerei bis heute noch nicht die zusammenfassende Würdigung gefunden hat, die sie verdient. So wird z. B. die Hildesheimer Buchmalerei in dem gerade erschienenen und groß angelegten schweizerischen Werke über die frühmittelalterliche Malerei[1] überhaupt nicht erwähnt, obwohl die hohe Bedeutung einer Reichenauer oder Echternacher Malerschule für die christliche Kunst an der Jahrtausendwende gut erkannt und unterstrichen wird, selbst die mengenmäßig karge Kölner Buchmalerei der Zeit Erwähnung findet.

Darum bedarf es zur Ergründung der Hildesheimer Malerschule unter Bischof Bernward (983-1022) mehr als bei anderen Werken eines vertrauensvollen und geduldigen Betrachters. So sollte selbst die zunächst sich herb gebende äußere Form immerhin wegen ihrer hohen handwerklichen Vollendung nachdenklich machen, eine Handwerklichkeit, die vor allem durch die bis auf unsere Tage ungeschwächt

[1] Die großen Jahrhunderte der Malerei. Das frühe Mittelalter vom 4.-11. Jahrhundert. Buchmalerei von Carl Nordenfalk. Skira Verlag, Genf, 1957.

erhalten gebliebene Leuchtkraft der Farben und der gleißenden Spiegel der Gold- und Silberflächen Bewunderung erweckt. Darüber hinaus aber vermitteln die bernwardischen Miniaturen Inhalte, die es in keiner anderen Malerei weder dieser Zeit noch des übrigen 1. Jahrtausends gibt. Schon einmal wurde im Rahmen dieser Zeitschrift in dieser Beziehung die einzigartige Weihnachtsdarstellung aus dem goldenen bernwardischen Evangelienbuch geschildert, eine Darstellung, auf der sich der irdische Kosmos, wie er von „Ozean" und „Erde" erfüllt wird, mit dem himmlischen Kosmos, seinen Sonnen und Sternen vereinigt, so daß beide kosmischen Bereiche das Herrschaftsgebiet des Einen darstellen, sowohl des Krippenkindes wie des Allherrschers, aber auch des Lammgottes, das Mensch wird und doch zugleich auch als apokalyptisches Lamm das siebenmal versiegelte Buch öffnet.

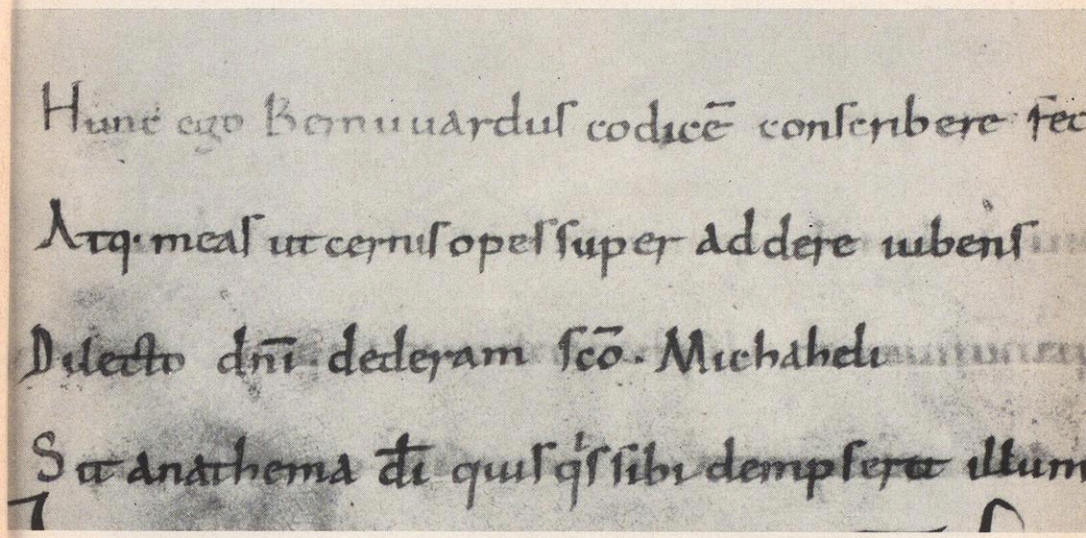
In dem in diesem Aufsatz beschriebenen Doppelbild, dem Widmungsbild, wird eine weitere, ebenfalls im ganzen Bereich der Malerei des 1. Jahrtausends nicht zu findende Bilder- und Gedankenwelt dargestellt, die zu ihrer Gestaltung, wie es von uns zu zeigen versucht wird, gerade der erwähnten, scheinbar primitiven Form bedarf, die also in Wahrheit bewußt reduziert ist.

Als erstes Merkmal beider Seitenhälften sei ihre Zusammengehörigkeit im Sinne eines geistigen Inhaltes aufgezeigt, der ihnen gemeinsam aufgeprägt ist, aber ebenso sei die Existenzfähigkeit jeder einzelnen Bildhälfte, so widersprechend das zunächst klingen mag, behauptet.

Die linke Bildseite

So zeigt **die linke Bildseite** den Stifter des bildgeschmückten Evangelienbuches, das selbst einen noch höher gearteten Kosmos darstellt, einen Raum, der die Gottes- und Glaubenswelt, aber auch die Kirche und das Kirchenjahr umfaßt mit den vielen einzelnen und vielgestaltigen Stationen dieser zeitlichen Ordnung. Mit diesem Buche in der Hand steht der Bischof selber in seinem kirchlichen Raum, der zuletzt und konkret die verschiedenen Gebäulichkeiten der damaligen Hildesheimer Kirche umfaßt, ihre unterschiedlichen Räume im Bannbezirk der einen Basilika und bischöflichen Cathedra.

Unser Bild — wir sprechen immer noch zunächst von der linken Hälfte des Doppelbildes — veranschaulicht im Hintergrund das vom Querschiff durchdrungene Langhaus des Hildesheimer Domes, an welche Gegebenheiten die, wenn auch bloß angedeutet, trotzdem verdeutlicht sind, der kühne Maler, den man beinahe im modernen Sinne einen „Surrealisten" nennen könnte, auf einmal den inneren Raum des Domes anschließt, sei es als eine dreiteilige Bogenstellung in einer



Handschriftliche Widmung St. Bernwards gegen Schluß seines kostbaren Evangeliars in latein. Hexametern. Sie lautet in deutscher Übersetzung:

„Dieses Buch habe ich, Bernward, schreiben lassen.
Durch Beisteuerung eigener Kosten ließ ich es so,
wie du es siehst, herstellen.
Dem heiligen Michael, dem geliebten Herrn,
übergab ich es.
Gottes Strafe treffe den, der es entwendet.“

Die Inschrift besagt, daß Bischof Bernward das Evangelienbuch für die von ihm erbaute St. Michaeliskirche schreiben ließ. Er widmete es aber, wie die folgenden Bildseiten zeigen, der Gottesmutter, der Hauptpatronin des Domes und der Diözese.



Bernward überreicht sein für St. Michael geschaffenes Evangelienbuch der Gottesmutter. Er ist schwarzhaarig und bartlos dargestellt. In der Thangmar-Handschrift von St. Michael trägt er einen Bart. Der Miniatur-Maler wollte kein Porträt schaffen, sondern durch Wechsel in Form und Farbe wirken.

Landesbibliothek Hannover



Die thronende Maria nimmt das Geschenk Bernwards entgegen.



Die aus Silberblech gefertigte Rückseite des Buchdeckels: Maria mit der Friedenspalme zwischen sechs Rosen und den Buchstaben: O P M V = ora pro me virgo („Bitte für mich, o Jungfrau").

Landesbibliothek Hannover

Säulenbasilika, oder sei es in Art eines Querschnittes durch die Choranlage, den Triumphbogen und die sich an ihn anlehnenden Seitenapsiden, die hier allerdings gleichhochgestellt sind. Nicht zufrieden mit dieser so gezeigten Zusammenschau von außen und innen zaubert der offenbar Grenzen verachtende und Grenzenlosigkeit liebende Maler auch noch den näheren Altarbezirk hinzu, wie er speziell durch den Bischofsaltar bestimmt wird mit seiner Stufenanlage, dem „Suppedaneum". Um diesen Bischofsaltar muß es sich handeln, weil sich, wie es die umrahmende Inschrift sagt, Bernward selber als Bischof nennt und vor ihm steht, bekleidet mit den reichen Meßgewändern eines Bischofs, insbesondere mit einer mit breiten, goldenen Säumen geschmückten Glockenkasel, deren Rücken einen goldenen Stab trägt, der in Art und Breite den Säumen gleich ist. Die betreffende lateinische Inschrift lautet in deutscher Übersetzung: „Dieses kleine Evangelienbuch bringt Dir, Maria, Bischof Bernward, der, selbst die Jungfräulichkeit liebt, dar, bekleidet mit den Gewändern eines Bischofs, kaum dieses Namens (eines Bischofs) wert ist."

Diesem Altarbezirk wenden wir uns nochmals zu und stellen als die große und bei einem heutigen Altar ganz ungewohnte Merkwürdigkeit die Stellung der fünf hohen Leuchter fest, die hier nicht wie sonst auf dem Altar stehen, sondern offenbar vor seiner Breitseite, dem Antependium. Demgegenüber wirkt um so eindringlicher das allein auf der Mensa befindliche und eigentliche kultische Gerät, Kelch und Patene.

Am Bild fällt ferner die betonte Linksstellung des Bischofs auf, wie er sein Evangelienbuch darbietet, eine Stellung, die wie von selbst als Widerpart zum linken Bild ein rechtes verlangt, die rechte Hälfte der, wie schon bemerkt, innerlich und äußerlich zur Einheit verbundenen Doppelseite.

Die rechte Bildseite

War die linke Bildseite eine überwiegend im Profil gesehene Komposition, so präsentiert sich die rechte als ein Bild von rein frontaler Ansicht. Da fällt besonders ein außergewöhnlich reicher Rahmen auf, das erste Zeichen für einen offenbar sehr wichtig genommenen Bildinhalt. Der große romanische Bogen, Triumphbogen hier noch im wahreren Sinne wie auf der linken Bildhälfte, überspannt eine dreifache kleinere Stellung von gleichen Bögen. Die Dichte und Gleichmäßigkeit dieses monumentalen „Gitterwerkes" erweckt die Vorstellung einer Altarschrankenanlage, wie eine solche z. B. noch heute in Torcello bei Venedig (11. Jh.) erhalten, aber schon aus der christlichen Frühzeit überliefert ist, etwa von Alt-St.-Peter, aber auch aus der

Hagia Sophia zu Konstantinopel, ein Architekturglied, das den Altarbezirk in etwa vom Kirchenschiff abriegelt, dem schließlich der spätgotische Lettner (z. B. Marburg, S. Elisabeth, oder die Marienkirche zu Oberwesel, 13. bzw. 14. Jh.) entspricht. Auf unserem Bilde ist diese Schranke aber nicht, wie beim Lettner, undurchsichtig, sondern eher wie ein großartiges Gitterwerk aufzufassen, in dessen drei Bögen reifenartige Lampen hängen. Seine Dichte wird in der Vorstellung des Betrachters noch durch eine ungewöhnlich reiche Inschrift vermehrt, wie sie in sämtliche Bögen eingefügt ist, deren Textinhalt dann auch tatsächlich die Vorstellung einer Altarschranke aufgreift, diese jedoch vergeistigt und in eine symbolhafte Aussage überführt.

Bevor wir uns aber dieser Inschrift zuwenden, müssen wir zuerst die Betrachtung des eigentlich Bildhaften fort- und zu Ende führen. Den vordringlichen Inhalt dieses Bildes bildet die thronende Muttergottes, speziell aber die Art, wie sie vor der Säulenschranke thront, ein Thema, das in der frühmittelalterlichen Malerei nicht seinesgleichen hat, obwohl es später einmal vordringlich wird. Maria hat feierlich frontal das göttliche Kind auf ihrem Schoß, während zu ihren Seiten zwei Engel, übergewöhnlich schlank gebildet, eine goldene Krone auf ihr Haupt setzen. Der Nachdruck dieser ganzen Erscheinung liegt, wie schon bemerkt, auf dem Sitzen v o r der Säulenschranke und gerade diesem Thema dient auch die Inschrift in den Bögen. In diesen Texten erscheint Maria immer wieder als „Pforte" oder als „Tür", die mit der Verkündigung durch den Heiligen Geist geöffnet, aber nach der Empfängnis für immer verschlossen ist, sie, die selber die Pforte des Paradieses geöffnet hat, nachdem diese von Eva geschlossen war[2].

---

[2] Folio 16 verso: Die Inschrift des Rahmens lautet:
Hoc evangelicu(m) devota m(en)te libellum/virginitatis amor p(rae)stat tibi s(an)c(ta) Maria/praesul Bernward(us) vix solo nomine dignus/ornatus tanti vestitu pontificali.

Folio 17 recto: Die Inschrift des großen Bogens lautet:
Offert Chr(ist)e tibi s(an)c(t)aeq(ue) tuae genitrici.

Die drei von vier Säulen getragenen kleineren Bögen enthalten folgende zweizeilige Inschriften:
Ave stella maris ka/rismate lucida p(ro)lis
Ave spiritui sco/templu(m) reseratu(m)
Ave Porta D(e)i post p/artu(m) clausa per evu(m).

Die Inschriften der Türflügel lauten:
Porta paradisi primaeva(m) / clausa per Aevam/
Nunc est per scam/cunctis patefacta Maria(m).

Zwei weitere Inschriften am oberen und unteren Bildrand:
Hoc sermo/ne D(eu)m con/cepit et ed/idit illu(m),
Virgo Dei Genitrix Gabrihelis credula dictis.

So erscheint Maria einerseits als „Königin der Engel" nach dem wahren Wortlaut des Bildes, aber auch im Sinne der Lauretanischen Litanei, die damals zwar noch nicht formuliert war, von der aber weitere und bedeutsame Akklamationen in der wortreichen Umschrift stehen, andererseits aber an einer Stelle im Kirchenraum, die genau ihrer Würde entspricht. Nicht thront sie in der Apsis des Domes oder im hohen Chor, sondern vor diesen heiligsten Bezirken und eben dadurch wird aus dem Muttergottesbild ein dogmatisches Sinnbild: Maria erscheint hier in ihrer Stellung als Mittlerin zwischen den Christen und dem Himmel, zwischen den Gläubigen im Kirchenschiff und der im Kult geöffneten anderen Welt, die hinter den Schranken anfängt und Gott selber zum Inhalt hat.

Wenn nach solchen keineswegs auf den ersten Blick hin zu gewinnenden Gedanken noch ein Wort über die eigenartige Form des Bildes zu sagen ist, jene farbig zwar reiche Form, bei der es leuchtet und blitzt, die aber alle Gegebenheiten des Leibes, des Gesichtes und der unbekleideten Gliedmaßen sowie auch der Umwelt auf das kärgste bemißt, so fühlt sich der Betrachter von einer solchen Beschränkung erst dann wieder angerufen, wenn er den sinnbildlichen Gehalt, wie wir ihn angedeutet haben, erfaßt hat.

Dieser großen Gedankenwelt entspricht keine andere Formensprache als nur die flächige, die fast an einen Wandteppich erinnert. Bei dieser Bildform, bei der das schimmernde Gold vorherrscht, haben die menschlichen Sinne, die hier so gerne reagieren, nur die Rolle des Staunens und Ahnens vom Überirdischen, von einer unvergänglichen Himmelswelt, in die bereits die von Gabriel aufgemachte blaue Türe weist. In diese Tür hat der Engel sein hohes, stabartiges Zepter gestellt, um seinen Auftrag, Maria zu bekrönen, „besser" zu vollziehen, gewiß ein kleiner Inhalt im großen Bild, der eine feine Asymmetrie in das Ganze trägt, das aber gerade so vor der Härte absoluter Ordnung und Starrheit bewahrt bleibt, von der die zeitgenössische byzantinische Malerei nicht immer freizusprechen ist, unter deren Einfluß unsere Miniatur wohl entstanden ist.

Unserer Lieben Frauen Brunnen beim Dom zu Hildesheim und das „Registrum fabricae" (Dombauregister)

Von Dr. phil. K. C. Stöhr, Hannover

Vor der Treppe zur Domschenke in Hildesheim befand sich in der Kreuzstraße am Eingang zum Hückethal seit Jahrhunderten ein Brunnen, den die schriftliche Überlieferung zum ersten Male 1380 in einer Urkunde als „user vruwen born" erwähnt[1]. Es ist an dieser Stelle von den „Pipen" des Brunnens die Rede, an denen Meister Kuntze mit seinen Gesellen gearbeitet hat und über die Dombaumeister Johannes abrechnet.

Dieser Muttergottesbrunnen oder Marienbrunnen, wie er in späteren Jahrhunderten in dem Bauregister des Domes, dem sogenannten „registrum fabricae", auch genannt wird, stand in engster Beziehung zur Domburg. Sein bevorzugter Platz am Eingang zum inneren Dombezirk, dem Kreuzgang und Annenfriedhof, hob ihn aus der Zahl der übrigen Brunnen im Bohlweg, im Hückethal (Goldener Engel), hervor. Sein Platz westlich der Treibe brachte diesen Brunnen, geschmückt durch ein vergoldetes Marienbild in einem Gehäuse, in engste Nachbarschaft des Domes. Seine ständige Erwähnung im Bauregister des Domes spricht eine einprägsame, klare Sprache und macht durch Jahrhunderte deutlich, wie sehr es dem Domkapitel am Herzen lag, diesen Brunnen zu pflegen und zu erhalten.

So soll denn die Geschichte des Brunnens an Hand des Dombauregisters verfolgt werden, wo der Marienbrunnen bis zum Jahre 1807, also im letzten Registerband, erwähnt wird. Von 1380-1807 ist der Brunnen somit durch schriftliche Überlieferung nachzuweisen, das sind über 425 Jahre. Sicher hat er schon vor 1380 bestanden — denn seine erste Erwähnung erfolgt im Rahmen von Reparaturarbeiten — und sicherlich wird er auch nach 1807 noch vorhanden gewesen sein, wenn auch das Jahr seiner Beseitigung bislang nicht festgestellt werden konnte, da das Bauregister, jetzt im Staatsarchiv Hannover, mit dem Jahre 1807 abschließt.

---

[1] Hoogeweg: Urkundenbuch 1380, S. 312.

Dieses Register, dessen ältester auf uns überkommener Jahrgang von 1538 stammt, registriert die Rechnungen über bauliche Veränderungen mit den dadurch entstandenen Ausgaben sowie die Namen der Künstler und Handwerker, und zwar für den Dom selbst, dazu den Kreuzgang, den Annenfriedhof, die Annenkapelle, das Kapitelhaus, den Domhof und seine Pflege durch Pflasterung und Grünanlagen, einschließlich der Sauberhaltung der Treibe und Reparatur des Mauerwerks zum Hückethal. Für die Kurien der Domherrn, Domvikare, Lektoren und übrigen Domgeistlichen wurde ein besonderes Register geführt, das „registrum curiarum".

In dem so gekennzeichneten Rahmen finden wir immer wieder den Marienbrunnen erwähnt, der sich durch Namen und vergoldetes Marienbild von allen übrigen Brunnen der Domburg unterschied und abhob. Das gilt für den Brunnen nahe dem sogenannten Plebejerfriedhof zwischen Neuem Paradies und Weinschenke, schon 1573 als „Born auf dem Friedhof" erwähnt, jedoch ohne Zusatz und Namen. Namenlos sind auch die Brunnen des Domkapitels auf dem Bohlweg, 1602 genannt, auf dem Kleinen Domhof, 1605 erwähnt, und die seit altersher vorhandene Zucke in der Domdechanei. Und 5 Brunnen sind es insgesamt, die noch im 18. Jahrhundert dem „Kunstmeister" seitens des Kapitels zur Pflege anbefohlen werden.

Wenn also dieser Muttergottesbrunnen unten vor der Treppe in der Nähe der Treibe stand, so sei schon jetzt ein kurzer Blick auf diesen Platz und seine Umgebung erlaubt. Bei der Ummauerung der Domburg durch den hl. Bernward ist die Treibe ein Wasserarm gewesen, der im Befestigungssystem der Domburg nicht ohne Bedeutung war; und da auch die Innerste mit ihrem Hauptarm nahe an den Domhügel herantrat, so kann man sich wohl mit der Vorstellung Gebauers befreunden[2], in der Domburg Bernwards zum guten Teil eine Wasserburg zu sehen, mindestens in dem Sinne, daß Treibe und Innerste ihre schützenden Dienste dem Domhügel zu leisten hatten. Noch im 17. Jahrhundert konnte es geschehen, daß die Treibe den Marienbrunnen bei Hochwasser mit Lehm und Kummer überschwemmte.

Dieser Hinweis mag gestattet sein, weil Arbeiten am Gewölbe der Treibe und Maurerarbeiten an ihrem Bett häufig erwähnt werden; ja derartige Eintragungen gehören im Bauregister zu den immer wiederkehrenden festen Ausgabeposten. Wichtig ist zu beachten, daß der Marienbrunnen westlich der Treibe nahe der Treppe stand und später zwei „Zucken" hatte.

---

[2] Gebauer I, S. 16.

Und nun zur Geschichte des Marienbrunnens selbst. 1605 wird — soweit bisher festgestellt werden konnte — der Brunnen zum erstenmal im Bauregister erwähnt, dessen ältere Jahrgänge seit 1538 anfänglich mit großen Lücken vorhanden sind. Das ist also bereits 225 Jahre nach der ersten urkundlichen Erwähnung in den Abrechnungen des Dombaumeisters Johannes. 1380 hat es sicher noch kein fortlaufendes Bauregister gegeben. Dafür dringt die Sprache der Urkunden um so eindringlicher an unser Ohr. 1380 ist ein relativ früh überliefertes Datum für den Brunnen, wenn man den Muttergottesbrunnen etwa mit der ersten schriftlichen Überlieferung über die 1000jährige Rose vergleicht, von der wir erst aus einer späteren Zeit schriftliche Kunde haben. Aber ab 1605 wird der Marienbrunnen nun regelmäßig und fortlaufend mit allen Reparaturarbeiten, den daraus entstehenden Kosten und die Namen der ausführenden Künstler und Handwerker erwähnt.

1605 arbeitete Meister Heinrich mit seinen Gesellen vier Tage an „Unser Lieben Frauen Borne" und an der Treppe, nachdem er übrigens schon 1602 mit Arbeiten an der Mauer zum Hückethal beschäftigt gewesen war[3]. 1628 ist der Brunnen durch ein Hochwasser der Treibe betroffen. Kummer und Lehm müssen vom Brunnen entfernt werden[4]. 1649 haben vom 3. bis 6. April drei Steinsetzer am Brunnen gearbeitet, gleichzeitig übrigens im Auftrag des Kapitels auch an dem Brunnen auf dem Bohlweg[5]. 1656 hat Meister Henni Hamer ein neues Eisen auf dem Brunnen gemacht, „darauf das Marienbild stehet[6]". 1674 wird der Pfosten von Meister Henningio Harwer bemalt und das Muttergottesbild vergoldet. 1679 wird die Vergoldung durch den gleichen Meister wiederholt[7]. 1675 muß die „Mudde" aus dem Marienbrunnen entfernt werden[8]. Zum erstenmal wird jetzt auch die Arbeit eines „Kunstmeisters" erwähnt, also eines Fachmannes für die Anlage von Brunnen und Wasserkünsten. Hatte das seine besonderen Gründe, etwa weil der Brunnen nicht genug Wasser lieferte? Hier erhebt sich sogleich die Frage, woher der Brunnen sein Wasser erhielt, etwa durch Röhren, weil doch immer von „Pipen" die Rede ist?

1776 gibt Krünitz in der Ökonomischen Enzyklopädie eine Definition der verschiedenen Brunnen und ihrer Anlage[9], wobei er von Natur entstandene und durch Arbeit und Kunst gemachte Brunnen unterscheidet. So unterscheidet er Quellbrunnen, Röhrenbrunnen und

---

[3] Reg. Fabr. 1602 und 1605. [4] ebenda 1628. [5] ebenda 1649.
[6] ebenda 1656. [7] ebenda 1674, 1679. [8] ebenda 1675.
[9] Johann Georg Krünitz: Ökonomische Enzyklopädie 1776, S. 72 („Brunnen").

Schöpfbrunnen. Über die Röhrenbrunnen wird hier gesagt, daß sie ihr Wasser von einer davon entlegenen Quelle unter der Erde bekommen. Diese Feststellung bekommt für unseren Brunnen Ende des 17. Jahrhunderts Bedeutung, als besonders in den Jahren 1687/88 umfangreiche Verlegungsarbeiten vorgenommen werden. Doch zunächst eine andere, sehr wichtige Feststellung. Die Ausgrabungen von Bohland, die er nach der Zerstörung des Domes an der Apsis auf dem Annenfriedhof vorgenommen hat, haben ohne jeden Zweifel das Vorhandensein einer uralten Quelle in der Nähe der heutigen Domapsis erwiesen[10]. Verfasser konnte die Quelle anläßlich dieser Ausgrabungsarbeiten mit den Resten einer ummauerten Quellanlage — Bohland spricht von einem Quellbecken — tief zu Füßen der 1000jährigen Rose erkennen. Die Quelle zeigte sich als ein nicht sehr starkes, aber deutlich rinnendes Wasser, das jetzt unterirdisch in Richtung Kreuzstraße-Hückethal dem natürlichen Gefälle folgend abfloß.

Es liegt nun die Frage nahe, ob zwischen diesem verschütteten Brunnen, der in der ältesten Zeit sicher zu Tage gelegen hat, und dem Muttergottesbrunnen zu Füßen der Treppe, nahe dem Annenfriedhof, Verbindung bestand. Mit klaren Worten: Bekam unser Marienbrunnen zu Füßen der Treppe das Wasser oder mindestens einen Teil seines Wassers aus dem inneren Dombezirk: dem Annenfriedhof, etwa auf einem „Wasserträger", einer undurchlässigen Schicht, die das Quellwasser am Fuß des Hanges heraustreten ließ und damit den Muttergottesbrunnen speiste? Bestand also zwischen dem verschütteten Quell an der Domapsis und dem Muttergottesbrunnen eine unterirdische Wasserverbindung? An einem uralten Quell nahe der von Ludwig d. Frommen 815 errichteten Marienkapelle kann nach dem Ausgrabungsbefund Bohlands nicht gezweifelt werden[11]. Nun steht fest, daß bei der Errichtung des ersten Domes durch Bischof Altfried 872 diese vorhandene Marienkapelle als Krypta miteinbezogen ist. Diese Marienkapelle konnte zu einer Krypta, also zu einem „verborgenen", in der Erde gelegenen Bauwerk nur dadurch gemacht werden, daß ringsum das Erdreich bewegt und aufgeschüttet wurde. Durch Aufschüttungen rings um die Kapelle wurde die Marienkapelle zur Krypta, worüber sich der erste Dombau wölbte; der Quell an dieser Kapelle mußte zugeschüttet werden, verschwand unter diesen Aufschüttungen. Ver-

[10] Jos. Bohland in: „Alt-Hildesheim", Nr. 25, S. 17.

[11] Vielleicht hat K. Algermissen mit seiner Vermutung recht, „daß sich auf dem jetzigen Hildesheimer Domhügel ein altsächsisches Quellheiligtum der Frigga, der altgermanischen Göttinmutter, befand, der die wilde Rose geweiht war, und bei deren Quellheiligtümern die Missionare die ältesten Marienkirchen errichteten"; vgl. vorliegende Ztschr. (1951), 55 f.

schwand er wirklich? War es nicht ein lebendiger Quell, der hier sprudelte, ein Quell, der nach wie vor sein Wasser zu Tale schickte, zwar jetzt unterirdisch, aber doch dem alten Laufe folgend, wie er ja auch früher zu Tale geflossen war, der Treibe zu, die ihn in der älteren Zeit aufgenommen hat!

Dieses Zuschütten des alten Bornes, das durch die Veränderungen auf dem Domhügel bei der Errichtung des Altfriedbaues nötig wurde, mag schon in früher Zeit schmerzlich empfunden worden sein. Was lag näher, als daß man dem Quell zu Füßen des Domhügels, wo er gleichsam neugeboren wiederum zu Tage trat, ein würdiges Denkmal setzte, ein Bild der gebenedeiten Jungfrau? Ist es nicht ein harmonischer Dreiklang, die Marienkapelle Ludwigs des Frommen, der Mariendom Altfrieds und der Marienbrunnen zu Füßen der Domburg!

Aber auch auf dem Annenfriedhof hat der Quell durch die Jahrhunderte eine große, geradezu symbolische Bedeutung für Dom und Domstift gehabt: er nährte mit seinen Wassern tief unter der Erde die Wurzeln der 1000jährigen Rose. Ihre wunderbare Kraft, die allen Brandkatastrophen trotzte, zog die Rose immer wieder aus diesem unterirdischen Quell zu ihren Füßen. Nur so ist es wohl zu erklären, daß sie — wiewohl im Regenschatten des Domes stehend — doch immer wieder genug Feuchtigkeit im Erdreich fand, die ihr ein jahrhundertelanges Blühen schenkte. Der unberührte Quell nährte die Wurzeln der Rose und spendete sodann sein Wasser dem Muttergottesbrunnen. So standen durch Jahrhunderte Rose und Marienbrunnen in einem heimlichen Bunde.

Aus einer langen Kette von Einzelerwähnungen hebt sich die große Brunnenreparatur von 1685-1689 deutlich ab. In diesen Jahren ist der Muttergottesbrunnen geradezu Hauptgegenstand des Bauregisters und seiner Eintragungen. Die Leitung dieser recht umfangreichen Verlegungsarbeiten eines größeren Röhrenwerkes stehen unter der Leitung des Kunstmeisters Cord Bluhme, der allein im Hauptbaujahr 1688/89 mehr als ein dutzendmal im Register genannt wird. Elf Herrendienstwagen bringen zu „Borgveste" Eichenholz aus dem Tosmar. Ebenso werden zu verschiedenen Terminen 20 Fuder Tannenholz angefahren, gleichfalls zu „Borgveste", und zwar aus den Ämtern Marienburg und Steuerwald[12]. Die Bauern des Hoch- und Domstiftes müssen hier also Spanndienste leisten, die mit der alten Verpflichtung zum Schutze der Domburg schon aus sehr alter Zeit zusammenhängen. Die untere Kreuzstraße wird zu einem guten Teil aufgerissen. Der domkapitularische Bau- und Zimmermeister Michael Hartwig stützt die

[12] Reg. Fabr. 1687/88 Nr. 63.

Häuser der unteren Kreuzstraße, um das Nachrutschen des Erdreiches und jegliche Gefährdung der Häuser zu verhindern[13].

Zweck dieser Arbeiten ist die Verlegung eines Röhrenwerkes, das dem Brunnen Quellwasser von jenseits der Treibe zuführen soll; das wird aus Eintragungen des Registers deutlich. Jobst Heinrich Lampe, der bekannte Glockengießer, versenkt oben in der Kreuzstraße in Verbindung mit der Röhrenanlage einen Kran[14]. Welchen Zweck dieser Kran auch gehabt haben mag, wesentlich ist hier die Feststellung: der Brunnen erhält Wasser auch aus dem Gebiet östlich der Treibe. Ein weiterer Beweis ist die Nachricht, daß der Keller des Prokurators Sievers in der unteren Kreuzstraße für das Röhrenwerk des Muttergottesbrunnens benutzt wurde. Das Mauerwerk wurde zu diesem Zweck durchstoßen[15], weil auf dem Grundstück, wahrscheinlich auf dem Hof, eine Quelle vorhanden war. Dieses Grundstück ist identisch mit dem Haus, in welchem sich im 19. Jahrhundert die bekannte Buchhandlung von Borgmeyer befand. Leider werden die Arbeiten des Kunstmeisters im Register nicht spezialisiert. Es muß jedenfalls nicht einfach gewesen sein, die Röhren unterirdisch — besonders unter der Treibe hinweg — zum Muttergottesbrunnen zu legen; kein Wunder, daß der Name des Kunstmeisters Bluhme immer wieder in Verbindung mit Geldauszahlungen für den Muttergottesbrunnen im Register erscheint.

An der Reparatur beteiligt ist besonders der Steinmetzmeister Hans Freytag, außerdem der Grobschmied Heinrich Bennecke, der Tischlermeister Rohde, die Fuhrleute bzw. Meister Kappe und Hans Krahmer mit Fuhren von Ziegelerde und Pottasche. Auch Steinfuhren werden wiederholt genannt.

Es steht auch außer Frage, daß die untere Kreuzstraße östlich der Treibe über Quellen verfügte: im oder am Goldenen Engel zum Beispiel wird in den Protokollen des Domkapitels im Jahre 1719 ein Brunnen genannt[16].

Übrigens hatte die große Reparatur auch die Beachtung seitens des Ehrenfesten Rates gefunden. Nachdem zuvor eine Besichtigung durch Werkverständige stattgefunden hatte, fand am 28. September 1688 eine gemeinsame Inspektion der Baustelle durch Vertreter des Domkapitels und des Rates statt[17]. Kein Wunder, daß in diesem Jahr der

---

[13] ebenda Nr. 35. [14] ebenda 1688, Nr. 55. [15] ebenda 1688, Nr. 39.

[16] Protokolle 1719. Schon 1538 nennt das Bauregister des Domes den „Herrenborn", worunter nur der Brunnen an der Domherrn-Weinschenke verstanden werden kann, damals der „Goldene Engel". Die uns Heutigen bekannte „Domschenke" ist erst 1573 erbaut worden. Beide Gebäude sind dem Luftangriff am 22. März 1945 zum Opfer gefallen.

[17] Reg. Fabr. 1688, Nr. 46.

Brunnen auch wiederholt Gegenstand der Beratungen des Domkapitels war, wie es die Protokolle ausweisen[18].

Seit dieser Zeit scheint der Brunnen keinen spürbaren Wassermangel gehabt zu haben. Nur einmal finden wir Anfang des 18. Jahrhunderts die kurze Erwähnung, das Steinpflaster am Brunnen sei aufgebrochen worden, um dem Wasser nachzuspüren. Anscheinend hat es sich hier aber nur um eine kleinere lokale Störung gehandelt. Jedenfalls rühmt Gebauer das Quellwasser des Muttergottesbrunnens, das im Gegensatz zu anderen Brunnen der Stadt keinen Mangel mehr aufkommen ließ[19].

So hatte denn der Marienbrunnen, als echter Röhrenbrunnen, Wasser aus verschiedenen Quellen, vom Annenfriedhof des Domes und aus dem Bereich der Kreuzstraße. Am 14. Juli 1719 faßte das Domkapitel den Beschluß, daß von den beiden Zucken des Brunnens die eine wie bisher mit dem Bild Mariens, die andere mit dem Bild des hl. Joseph geschmückt sein sollte[20]. Der Brunnen bestand jetzt also aus zwei Pumpenanlagen, ein Beweis, daß es ihm an Wasser nicht mehr mangelte. Von einem Bild des hl. Joseph und seiner Pflege ist im Bauregister übrigens nie die Rede, während das Bild Mariens noch um 1800 in den letzten Registerbänden erwähnt wird. Damals repariert Meister Seuffer das Fußgesims, und Maler Paasch versieht das Bild mit einem neuen Anstrich. Ende des 18. Jahrhunderts wird nur einmal die Reparatur am St. Josephobrunnen erwähnt.

Zu der Röhrenanlage von der Kreuzstraße ist noch zu sagen, daß 1727/28 von einem Wasserkasten bzw. Schlammkasten in der unteren Kreuzstraße die Rede ist, der mit 250 Mauersteinen repariert wird. Vielleicht ein Filter[21] für den Brunnen, um das Wasser aus der Kreuzstraße zu reinigen. Und schließlich noch eine Bemerkung zu den „Pipen". Von ihnen ist ja bereits in der ersten Erwähnung 1380 die Rede. Das könnte zu der Vermutung Anlaß geben, daß schon in frühester Zeit der Marienbrunnen außer seinem natürlichen Quell eine künstliche Zuleitung gehabt hat, eine Vermutung, die allerdings im Bauregister des Domes keine Stütze findet. Dort ist erst 1685/89 die Rede von der Anlage eines Röhrenwerkes. Wie dem auch sei, ob nun die 1380 erwähnten Pipen die Holzröhren sind, die das Quellwasser direkt auffangen, oder ob es sich um eine zusätzliche Anlage handelt: daß der Brunnen vom Dombezirk gespeist wurde, ist nicht zu bezweifeln. Dafür spricht vor allem die Tatsache, daß er mit seinen Reparaturen im Bauregister des Domes geführt wird, wo doch nur der Dom

[18] Domk. Protokolle 1687/88. [19] Gebauer I, S. 240. [20] Bertram III, S. 121.
[21] Reg. Fabr. 1727/28, Nr. 58.

selbst mit seinem engeren Bezirk bezüglich der Baurechnungen und Bauarbeiten genannt wird. Und deshalb soll im Rahmen dieses Themas auch ein Blick auf die übrigen Eintragungen des „registrum fabricae" geworfen werden, zumal es bislang nicht benutzt worden ist und doch zur Geschichte der Domburg eine schriftliche Überlieferung von bedeutendem Wert darstellt. Und wie gesagt, ist es die wichtigste Überlieferung für den Marienbrunnen.

Das Registrum fabricae

Es ist von mir schon an anderer Stelle darauf verwiesen worden, daß es seit sehr früher Zeit im Domstift ein „officium fabricae" gab, also ein Bauamt, daß von einem der Domherrn als „fabricator" geleitet wurde[22].

Die ältesten erhaltenen Bauregister nennen u. a. als Fabricator die Domherrn v. Rintorf (1604)[23], Adrian von Brabeck (1605) und v. Schüngel (1674). Unter dem Fabricator waltete ein Bauschreiber, von denen als einer der ersten Johann Gottfried Wichmann (1679) zu nennen ist.

Und nun zu den Eintragungen des Registers selbst, in dem etwa gleichzeitig mit der großen Reparatur des Marienbrunnens Rosenstock, Annenkapelle, Kreuzgang und Domhof genannt werden.

1708/09 werden dem Gärtnermeister Martin Pelikan 9 Mariengroschen vergütet, „so er den Rosenstock auf dem Friedhof an der Kluft ausgeschnackelt und dito das drüge Holtz ausgeschnitten[24]". Gärtnerische Pflege auf dem Domhof finden häufige Erwähnung wie die Reparatur des Brunnens am Hause des Papenbäckers und der Zucke an der Weinschenke. Gärtnermeister Marenholz pflanzt eine große Zahl von Kastanienbäumen 1719 auf den Domhof. Sie werden an Pfähle gebunden, erhalten Schutzkästen, von denen einmal gleich 65 Stück angefertigt werden, die der Maler van der Gauen blau und weiß anstreichen muß. Größere Planierungsarbeiten finden vor dem Josephinum statt. Es wird Erde vom Friedhof — wahrscheinlich vom Ritterfriedhof — angefahren, der Boden vor dem Kolleg wird geebnet, Löcher werden gegraben, um eine Kastanienallee anzulegen. Diese Kastanienbäume, ihre Pflege und ihr Begießen, wird sorgfältig immer wieder registriert. Kastanien haben bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts gestanden, dann werden sie, weil sie durch Alter und Frost schwer gelitten hatten, durch Lindenbäume ersetzt.

Der verdiente domkapitularische Mauermeister Ölkers bekommt 1681/82 einen etwas ungewöhnlichen Auftrag: er soll einen Karzer

---

[22] Unsere Diözese 1957, S. 60. [23] Reg. Fabr. 1604 ff. [24] Reg. Fabr. 1709.

unter dem Kapitelhaus anlegen[25]. Und tatsächlich „sitzt" dort 1702 ein Student Schwarzenberg auf Befehl des Domkapitels. Zweimal am Tage wird er gespeist, die Ausgaben für Stroh für ihn und die Wächter werden exakt notiert[26]. 1683/84 findet die Errichtung der Beverinischen Bibliothek über dem Kreuzgang häufige Erwähnung, woran gleichfalls Meister Ölkers im Auftrage des Kapitels seine Kunst erprobt. Die Namen vieler anderer Handwerksmeister werden genannt. So ist das Register gleichzeitig eine Fundgrube für die Geschichte des Hildesheimer Handwerks.

Der domkapitularische Zimmermeister Michael Hartwig errichtet 1714/15 einen neuen Dachstuhl für die St. Annenkapelle „in viridario", während sich das Gartenwerk beiderseits der „Kluft" gärtnerischer Betreuung erfreut. Der Kupferschmiedemeister Tobias Gerke erhält für vertrecktes neues Kupferblech auf der Annenkapelle 156 Taler und 24 Groschen. Große Pflasterungsarbeiten werden auf dem Domhofe wiederholt durchgeführt, „bis zur Brücke über die Treibe", also am östlichen Düstern Tor[27]. Vielleicht ist die Brücke über die Treibe identisch mit den immer wieder genannten Wölbungen, an denen der Steinsetzmeister Freytag häufig zu tun hat. In der Nähe dieser Brücke bzw. Wölbungen wird auch die zusätzliche Wasserversorgung für den Muttergottesbrunnen durch Röhren — wahrscheinlich unterirdisch — geführt sein.

Aus der Fülle ähnlicher Nachrichten heben sich die Eintragungen über größere Umbauten an der Domkirche ab.

Diese Umbauten werden eingeleitet, indem der hannoversche Maurermeister Joseph Cortogino 1708 auf Befehl des Kapitels 2 Abrisse einreicht[28], für die er ab 16. März des gleichen Jahres 40 Taler vergütet erhält. Anscheinend haben sich diese Risse auf die Anlage des neuen Portals bezogen. Denn schon im nächsten Jahr bricht der Maurermeister Wilhelm Ritzi die Alte Tür samt Mauerwerk unter dem sogenannten „Alten Paradies" ab. Am 19. September des gleichen Jahres erhält der Steinhauermeister Martin Bauschäfer für ein neugehauenes und verfertigtes Portal vor dem „Alten Paradies" 110 Taler, 17 Groschen[29]. An diesen Arbeiten sind auch andere Künstler und Handwerker beteiligt, von denen der Kleinschmied Jakob Everdt Grope und der Maler van der Gauen zu nennen sind[30]. Des Malers Gauen Name begegnet uns in dieser Zeit häufiger. 1710 vergoldet er das von Bauschäfer neugemachte Tabernakel im Hohen Chor, für dessen Errichtung bzw. Behauung zwei große Steine aus Neuhof heran-

[25] 1681/82, Nr. 23. [26] 1702, Nr. 58. [27] Reg. Fabr. 1730/31, Nr. 49.
[28] ebenda 1708, Nr. 70. [29] ebenda 1709, Nr. 110. [30] ebenda Nr. 27 u. 97.

gefahren waren. Als Architekten sind in dieser Zeit neben dem schon genannten Joseph Cortogino im Jahre 1717 Sebastian Cortogino zu nennen, der aus Hannover herbeigerufen wurde, die Fundamente in der „Kluft" des kleinen Turmes halber zu besehen[31]. Damals wurde der „Gülden Turm" neuerrichtet nach Plänen von Ludolf Vicken aus Hannover[32]. Der domkapitularische Zimmermeister Michael Hartwig suchte mit dem Gerichtsschreiber Hagemann in Bodenburg dort 11 große Eichenstämme aus für das Ständerwerk des Turmes[33]. Auf Herrendienstwagen wurden die 11 gewaltigen Bäume nach Hildesheim gefahren. Architekt Justus Wehmer — später durch Jahrzehnte fürstbischöflicher Bauinspektor — führte die Aufsicht bei der Errichtung des neuen Vierungsturmes[34]. 1723 wurde auf Veranlassung des Domherrn und Domküsters Freiherrn von Nagel eine Generalbesichtigung des Daches durch den Lamspringer Bau- und Zimmermeister Konrad Stöer vorgenommen[35]. Für eine durchgreifende Erneuerung des gesamten Daches fehlte aber damals das Geld. Im Chor des Domes wurden jedoch durch den Steinmetzmeister Nikolaus Mack bedeutsame Umbauten vorgenommen. „Wegen Quadersteinen, Tritten, Balüstren beiderseits des Hohen Chors" erhielt er 433 Taler, 7 Groschen, 4 Pfennig und 1724/25 nochmals 560 Taler[36].

In der Nähe des Muttergottesbrunnens am östlichen Düstern Tor mit der Front zum Bohlweg wurde 1707 auf dem sogenannten Wüsten oder Alten Hof, dessen Mauer zum Bohlweg kurz zuvor eingestürzt war, eine neue Kurie errichtet. Weil bei diesem Anlaß auch das Düstere Tor neu gewölbt wurde und die Nachbarschaft des Marienbrunnens sich in sehr bemerkenswerter Weise veränderte, soll davon kurz berichtet werden. Diese Angaben sind gleichzeitig auch ein Beweis für den Wert des „registrum curiarum", das neben dem „registrum fabricae" geführt wurde. Der italienische Baumeister Wilhelm Ritzi grub die Fundamente aus[37], während Thomas Cortogino aus Möllensen als Kalklieferant genannt wird. Der Steinhauermeister Nikolaus Mack erhielt für diesen Bau 866 Taler 22 Groschen, der domkapitularische Zimmermeister Berndt Becker 398 Taler, 12 Groschen, 4 Pfennig. 1708 ist zu lesen: „Vor die Küchen, Kellern undt Thor mit einander zu wölben, wie verdungen, dem Maurermeister Wilhelm Ritzi zahlet lautt Quittung 278 Taler, 21 Groschen, 6 Pfennig[38]." Mit dem Tor ist das östliche Düstere Tor gemeint, von dem es an anderer Stelle heißt, daß Ritzi es zuvor abgebrochen habe.

---

[31] Reg. Fabr. 1717, Nr. 127. [32] ebenda Nr. 130. [33] ebenda Nr. 117.
[34] ebenda Nr. 156. [35] ebenda Nr. 1723, Nr. 101. [36] 1723 Nr. 101.
[37] Reg. Cur. 1707 ff. [38] Reg. Cur. 1708/09, Nr. 56, Extraordinaria.

Wie wurden diese Arbeiten finanziert? An anderer Stelle ist von mir schon auf die Einnahmequellen des domkapitularischen Bauamtes hingewiesen worden[39]. Hier soll uns der Jahrgang des Bauregisters des Domes interessieren, in welchem die Reparaturarbeiten am Muttergottesbrunnen im Vordergrund stehen[40]. An erster Stelle sind 1688/89 die Korneinnahmen zu nennen: Roggen aus Harsum, und zwar von den Bauern Hennie Krohne, Christoph Krohne, Hans Gentemann und Cord Guhen jun. Aus Himmelsthür wird mit gleichen Ablieferungen Kammerrat Buchholtz genannt und Hennie Bluhmenberg. Gerste haben abzuliefern in Asel Balthasar Cyrs, Ludewig Krohnen; in „Elve" (Dingelbe): Jochemb Wiechmann. Hafer und Gerste haben im wesentlichen die gleichen Bauern abzuliefern. Ein Teil dieses Getreides wird vom Kapitel wieder verkauft, nachdem der „Kuhlengräber" (Totengräber des Domes) sein Deputat erhalten hat. Dann kommen die Geldeinnahmen, u. a. aus der Kurie des Domherrn von Schüngel im Pfaffenstiege, die jährlich 10 Taler zinst. Ferner gibt es Einnahmen „ex feriis nocturnalibus" et „ex diversis". An Begräbnisgeldern werden Einnahmen „vor das schwarze und weiße Totenlaken" geführt. Ein besonderer Einnahmeposten ist „für das Läuten der Glocken" regelmäßig erwähnt. An Ausgaben stehen noch die Gehälter der Calcanten, Allelujantenknaben und „Stöveröcken" im Register, von denen die letzteren anscheinend mit Glockenläuten (Totenglocke) und Begräbnis zu tun haben. Im wesentlichen sind es in dieser Zeit also Korneinnahmen, die das Bauamt finanzieren. Im 18. Jahrhundert treten auch Zinseinnahmen aus entliehenen Kapitalien unter den Einnahmen auf. Mit Naturalien (Korn) wurde z. T. auch der Kunstmeister für die Reparatur des Marienbrunnens entschädigt. Dabei ist es wohl selbstverständlich, daß die großen Umbauten am Dom nicht mit diesen Einnahmen allein finanziert werden konnten. Hier mußte die fürstbischöfliche Hofkammer eintreten, die ihrerseits Geldüberweisungen seitens des Fürstbischofs an das Registrum fabricae vornahm.

Die Arbeiten an dem Muttergottesbrunnen wurden wohl hinreichend durch die oben gekennzeichneten Korn- und Geldeinnahmen finanziert, zumal es auch einzelne Stifter gab, die für diesen Zweck dem Bauamt Geld zur Verfügung stellten.

Der Muttergottesbrunnen im Rahmen der großen Erneuerungsarbeiten am Dom, so spiegelt sich die Geschichte des Brunnens im Bauregister wider. Ist es nicht ein entscheidender Beweis, daß er wirklich mit seinem Quellwasser zum engsten Dombezirk gehörte!

---

[39] „Unsere Diözese" 1957, S. 60. [40] Reg. Fabr. 1788/89.

Die vorliegende Arbeit war bereits abgeschlossen, als Verfasser noch ein Aktenstück im Staatsarchiv Hannover ausfindig machen konnte, das sich für die Zeit von 1857-1867 mit der Reinigung der Treibe und ihrer Kanalisierung befaßt.

In dieser Akte[41] wird der Muttergottesbrunnen noch 1867 als vorhanden erwähnt, womit sich die aus Urkunden und Akten nachweisbare Existenz des Muttergottesbrunnens nochmals um 60 Jahre hinausschiebt und nunmehr den Zeitraum von fast 500 Jahren umfaßt.

In einem Vertragswerk zwischen dem Preußischen Generalgouvernement, Departement der Finanzen, und dem Magistrat der Stadt Hildesheim vom 9. August 1867 heißt es im Absatz 5 ausdrücklich:

„Die bereits bestehenden Einflüsse in die Treibe von dem Grundstück der von Bucholtzschen Kurie . . ., ferner der vorhandene Abfluß von dem inneren Friedhof des Domes werden in den neuen Kanal aufgenommen."

Schon 1857 war in dem gleichen Aktenstück von der Unterhaltung der Treibe „und anderer unterirdischer Kanäle in der Nähe der v. Bocholtzschen Kurie" die Rede gewesen. Eine diesem Aktenstück beigegebene Handzeichnung zeigt die Bocholtzsche Kurie unmittelbar neben der Treppe gelegen. Der Südostflügel dieser Kurie verläuft vom Muttergottesbrunnen aus gegen den „Goldenen Engel", dann von der Mitte der unteren Kreuzstraße in Richtung auf das Düstere Tor, bildet somit vor der heutigen Regierung einen umbauten Hof. Auf dem Grund der heutigen Regierung befindet sich die eigentliche Kurie v. Bocholtz und die 1708 erbaute, schon oben erwähnte Kurie, übrigens nach Domherrn v. Weichs genannt, 1867 als Landdrostei benutzt.

Abschließend kann gesagt werden, daß der im Jahre 1867 erwähnte „Abfluß von dem innern Friedhof des Domes", ferner die „anderen unterirdischen Kanäle in der Nähe der Bocholtzschen Kurie" mit ihren Abflüssen den Zusammenhang des Wassers vom Muttergottesbrunnen mit dem Quell auf dem Annenfriedhof als gewiß erscheinen lassen.

Quellen: Niedersächsisches Staatsarchiv: Domkapitularische Protokolle, Des. Hild. 2, II C. — Registrum fabricae, Des. Hild. 2, F III B. — H. Hoogeweg: Urkundenbuch des Hochstiftes Hildesheim, Hannover 1911.

Literatur: Adolf Bertram: Geschichte des Bistums Hildesheim, Bd. III, Lax, Hildesh. 1926. — J. Bohland: Der Altfried-Dom zu Hildesheim, in „Alt-Hildesheim" 1954, Nr. 25. — J. Gebauer: Geschichte der Stadt Hildesheim, Bd. I, Lax, Hildesheim 1922. — „Unsere Diözese", Jg. 1951 u. 1957.

[41] Hann. 88 C Nr. 109.

Der künstlerische und religiöse Gehalt der Erztüren St. Bernwards

Von Prof. Dr. Konrad Algermissen, Hildesheim

Thangmar, der Lehrer und Biograph Bernwards, kommt in seiner Lebensbeschreibung unseres größten Bischofs verschiedentlich auf dessen künstlerisches Arbeiten zu sprechen: „Obwohl Bernward mit dem ganzen Feuer seiner Seele für jede Geisteswissenschaft erglühte, wandte er doch auch den leichteren Künsten, die man die mechanischen nennt, sein Interesse zu. In der Schreibkunst ragte er ganz besonders hervor. Die Metallkunst übte er bis ins Feinste. In der Kenntnis des Erzgusses, in der Geschicklichkeit, edle Steine zu fassen, in jeder Art der Baukunst war er Meister[1]."

Thangmar kommt auch auf das letzte Ziel der Kunst Bernwards zu sprechen. Es war die Vermehrung der Ehre Gottes, die ihn zu seinem unermüdlichen künstlerischen Schaffen antrieb: „Gott ist Zeuge, daß er Tag und Nacht nur ein Ziel im Auge hatte, nämlich den Dienst Gottes. Auch alle, die ihm zur Seite standen, trieb er zu solchem Streben, ich möchte fast sagen: über ihre Kräfte, an. Es gab keine Kunstfertigkeit, in der er sich nicht versuchte, auch wenn es ihm nicht gelang, den Gipfel der Vollkommenheit zu erreichen. Die Schreibkunst studierte er nicht nur in unserer Bischofsstadt, sondern auch an verschiedenen Orten. So verschaffte er sich eine reichhaltige Bibliothek theologischer und philosophischer Handschriften. Die Malerei, die Bildhauerkunst, den Erzguß, die Kunst, edle Steine zu fassen, und was sich sonst an Feinem dieser Art ausdenken läßt, wollte er nie vernachlässigt wissen. Talentvolle und besonders begabte Künstler nahm er mit sich, auch auf längere Reisen, und an jedem Meisterstück irgendeiner Kunst schärfte er ihr Kunstverständnis. Besondere Freude hatte er daran, die Fußböden mit Mosaik zu verzieren. Ebenso formte er

[1] Thangmari Vita Bernwardi (Mon. Germ., Script. IV, 754 ff.) c. 6; übers. von H. Hüffer (² 1892), besser von B. Gerlach (1941) 9.

Ziegelsteine zu Dachziegeln nach eigener Erfindung und ohne Anleitung eines anderen[2]."

Auf die Ausschmückung des Hildesheimer Mariendomes verwandte Bernward besonderen Fleiß: „Seines Herzens brennender Wunsch war es, das Münster einzigartig zu verschönen[3]. Darum schmückte er mit ausgesucht leuchtender Bemalung die Wände und die Decken, so daß man eine neue Kirche anstatt der alten vor sich zu haben glaubte. Für die feierliche Prozession an den Hochfesten schuf er Evangelienbücher, die von Gold und Edelsteinen schimmerten sowie kostbare und schwere Rauchfässer. Ferner ließ er in wunderbarer Ausführung mehrere Kelche herstellen, einen aus Onyx, einen anderen aus Kristall. Einen weiteren, goldenen Kelch, der zwanzig Pfund öffentlichen Gewichtes wert war, ließ er aus purem Gold zum Gebrauche des heiligen Dienstes gießen. Auch eine Krone von wunderbarer Größe, die in Silber und Gold erstrahlte, brachte er im Mittelschiff des Domes an und noch vieles andere[4]."

In besonderer Weise stattete Bernward sein größtes Kunstwerk, die Hildesheimer St. Michaeliskirche, aus. Für sie schuf er die Erztüren, die Christussäule und das kostbarste seiner Evangeliare. Bezeichnend für den Bischof der Mariendiözese war, daß er auch bei Ausstattung der Michaeliskirche nach der Verehrung Gottes die Verherrlichung der Gottesmutter, der Dom- und Diözesanpatronin, zum Ziele hatte. So trägt das für St. Michael geschaffene Evangeliar auf dem Einband und im Einleitungsbild die Widmung an Maria[5]. Und die Erztüren stellen in verschiedenen Szenen die Parallele Eva-Maria dar. Dem geistig-religiösen Gehalt dieses gewaltigen Gußwerkes wollen wir uns im folgenden zuwenden, zunächst aber einige Bemerkungen über die technische und künstlerische Art der Arbeit dieses Werkes, die Zeit seiner Herstellung usw. vorausschicken.

---

[2] Thangmar, ebd., c. 6; bei Gerlach S. 12f. Es ist bekannt, daß bei den Aufräumungsarbeiten am Dome nach 1945 ein derartiger Ziegelstein mit dem Siegel Bernwards aufgefunden wurde und z. Z., neben den Erztüren u. der Christussäule, in der St.-Annen-Kapelle ausgestellt ist. Die obigen Worte Thangmars beweisen auch, daß Bernward persönlich Kunst und Kunsttechnik beherrsche; sonst hätte er seine Schüler nicht in der dargestellten Weise einzuführen vermocht.

[3] Es handelt sich um den von Bischof Altfried in den Jahren von 852-872 erbauten Dom, der unter Bischof Azelin im Jahr 1046 ein Raub der Flammen wurde.

[4] ebd., c. 8, S. 15. Über den sog. Bernwardskelch vgl. meine Ausführungen in dieser Ztschr., 22. Jg. (1953) 67-77.

[5] Im Widmungsbild überreicht Bernward der mit dem Jesuskind erhaben thronenden Gottesmutter sein Evangeliar.

Die Zeit der Entstehung der Bernwardstüren

Die mittlere Querleiste der je in einem Stück gegossenen Erztüren trägt eine Inschrift, die sich über beide Türflügel hinzieht. Diese Inschrift lautet in Auflösung der Abkürzungen: „Anno Dominice Incarnationis MXV Bernwardus Episcopus Dive Memorie Has Valvas Fusiles In Faciem Angelici Templi Ob Monimentum Sui Fecit Suspendi." Das heißt: „Im Jahr des Herrn 1015 ließ Bischof Bernward, seligen Angedenkens, diese gegossenen Türflügel an der Fassade des Engeltempels zu seinem Gedächtnis aufhängen."

Mit dem Ausdruck „Engeltempel" ist unstreitig Bernwards größtes Kunstwerk, die St. Michaeliskirche, gemeint, die er am Michaelisfeste (29. September) des Jahres 1022, wenige Wochen vor seinem Tode (20. 11. 1022), gemeinsam mit dem Erzbischof Unewann von Hamburg und den Bischöfen Eggehard von Schleswig sowie Benno von Oldenburg[6], „zu Ehren unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus und seiner hochgebenedeiten Mutter, der immerwährenden Jungfrau Maria, auch des heilbringenden, aubetungswürdigen und lebenspendenden Kreuzes, zur Erlangung des besonderen Schutzes des hl. Erzengels Michael, der ganzen himmlischen Heerschar und zum Lobe und zur Verehrung aller Heiligen Gottes[7]" einweihte. Die Patrone, zu deren Ehren Bernward die Michaeliskirche errichtete und konsekrierte, sind dieselben, zu deren Verehrung er am 10. September 996 die Kreuzkapelle, die Klosterkirche der ersten, von St. Pantaleon in Köln berufenen Benediktiner, die Vorgängerin von St. Michael, geweiht hatte. Am 29. September 1015 konsekrierte Bernward die Krypta der Michaeliskirche, die wohl als Kern die Kreuzkapelle umschloß, gemeinsam mit den Bischöfen Eggehard von Schleswig und Dietrich von Münster. Eine mehrjährige fiebrige Krankheit Bernwards hatte den Weiterbau von St. Michael nicht gehemmt. Dieser Bau schritt trotz der vielen sonstigen Arbeiten Bernwards und seines langjährigen schmerzhaften Steinleidens so rüstig voran, daß bereits 1015 die Südwand stand und hier die inzwischen fertig gegossenen Erztüren eingefügt wurden.

---

[6] Die beiden letzteren waren von den Slawen aus ihren Bistümern im Lande Schleswig-Holstein vertrieben und hatten bei dem stets gütigen Bernward gastliche Aufnahme gefunden. Daß der sonst so zuverlässige u. kritische Joh. M. Kratz das „Angelicum templum" der Türinschrift mit „bischöfliche Kirche" übersetzt, ist kaum zu begreifen; vgl. Joh. M. Kratz, Der Dom zu Hildesheim (Hildesheim 1840) 48.

[7] Thangmari Vita Bernw., c. 40; Gerlach, S. 48. Über den Bau u. die Baugeschichte von St. Michael vgl. als heute maßgebendes Werk H. Beseler u. H. Roggenkamp, Die Michaeliskirche in Hildesheim (1954); dort sind die Regesten auf S. 168-177 mustergültig zusammengestellt.

Vielleicht wurde deshalb so eifrig und kraftvoll am Bau von Sankt Michael und an der Fertigstellung der Türen gearbeitet, weil das Jahr 1015 das 200. Jubiläumsjahr der Gründung der Mariendiözese Hildesheim war. Wie wir noch sehen werden, stellen die Erztüren unter anderem auch die Verehrung Mariens als der Eva des Neuen Bundes dar. Ich halte es für wahrscheinlich, daß im gleichen Jahr auch das kostbare Evangeliar Bernwards fertig wurde, das er für St. Michael schuf, aber, wie das Widmungsbild zeigt, der Gottesmutter und ihrer Verehrung widmete.

Wann mag wohl die oben zitierte Inschrift an den Bernwardstüren entstanden sein, und was besagt sie im einzelnen? Wir werden der Ansicht von Rudolf Wesenberg zustimmen können, daß die Inschrift unter Bernwards Nachfolger, dem Bischof Godehard (1022-38), angebracht wurde, als er in den dreißiger Jahren des 11. Jahrhunderts die Erztüren von St. Michael zum Dom überführte[8]. Daß Bischof Godehard die Erztüren im Mariendom einsetzte, steht aus Wolfhers Lebensbeschreibung Godehards geschichtlich fest. Wolfher schreibt: „Godehardus principale nostrum monasterium cripta quadam in occidentali parte obscuratum aperuit et valvas, quas domnus Bernwardus conflari fecerat, ibidem pulcherrime composuit." Das heißt: „Godehard legte unseren Dom in seinem Westwerk, der dort durch eine Kryptenanlage verdunkelt war, frei und stellte dort die von Bernward gegossenen Türflügel aufs schönste zusammen." Jos. Bohland stellt als Resultat seiner Grabungen fest: „Der Westbau des Altfriddomes bestand nur bis zur Zeit Bischof Godehards (1022-1038). An Stelle der Westkrypta und der Turmgruppe mit eingespannter Vorhalle entstand eine mächtige Dreiturmgruppe, deren Mittelturm sich über zwei gewaltigen, mit ihren Scheitelpunkten aneinanderstoßenden Konchen erhob. Letztere hatten fast die Breite des Mittelschiffes. Im gemeinsamen Scheitelpunkt der Nischen ließ Bischof Godehard die von Bischof Bernward für die St.-Michaelis-Kirche gegossenen Bronzetüren aufhängen[9]."

Auch F. Dibelius vertrat diese Ansicht im wesentlichen und begründete sie im einzelnen[10]. Er weist darauf hin, daß es sich „um eine römische Kapitalschrift von fast klassischer Reinheit handelt, deren Formen in der karolingischen Renaissance gebräuchlich waren und sich noch während der Zeit der sächsischen Kaiser erhielten. Um Mitte des 11. Jahrhunderts begann aber der Wandel ins Roma-

---

[8] R. Wesenberg in seinem ausgezeichneten Werk „Bernwardinische Plastik" (1955) 65.

[9] Jos. Bohland in vorliegender Ztschr. 23 (1954) 104. Die obige Stelle bei Wolfher in der „Vita Godehardi prior", c. 37.

[10] F. Dibelius, Die Bernwardstür zu Hildesheim (Straßburg 1907) 78 ff.

nische[11]." Ferner kehren die Buchstaben der Türinschrift in den Buchstaben der Bernwards-Leuchter, in Bernwards Grabplatte, am Bernwardskreuz des Domschatzes und der Patene des Welfenschatzes wieder. Die Inschrift muß also bald nach Bernwards Tode hergestellt sein. Die Überführung der Türen von St. Michael zum Dome unter Godehard bot dafür die Gelegenheit und gab den Anlaß. Der Ausdruck „valvas composuit" besagt, das Godehard die Türflügel nebeneinander aufhängte und sie so zu einer einzigen Tür zusammensetzte. Das setzt voraus — und hier dürfte Wesenberg gegen Dibelius Recht haben —, daß die beiden Türflügel in der Südwand von St. Michael je einen Eingang im Westen und Osten abschlossen. Wenn Dibelius geltend macht, daß der Ausdruck „in faciem angelici templi" bedeute, daß der Blick des vom Dom durch die heutige Burgstraße nach St. Michael hinaufsteigenden Gläubigen direkt auf die Erztüren fiel und sich ursprünglich nur ein Eingang in der südlichen Längsseite von Sankt Michael — der heutige rechte (östliche) Eingang — befunden habe, der durch Bernwards Erztüren geziert war, so bleibt er dafür den Beweis schuldig. Man könnte eher aus den Darstellungen an den Türen selber, vor allem ihrem Parallelismus von alt- und neutestamentlichen Szenen, diese Ansicht für wahrscheinlicher halten. Aber dann finden wir keine Erklärung für den Ausdruck „composuit", womit Wolfher die Art und Weise bezeichnet, in der St. Godehard die Türen am Dom anbrachte. Das „fecit suspendi" der Türinschrift hätte dann doch näher gelegen.

Als Resultat unserer bisherigen Untersuchungen können wir feststellen: St. Bernward ließ die Erztüren zum 200. Jubiläumsjahr der Gründung der Diözese Hildesheim fertigstellen und im gleichen Jahr an den beiden Eingangsseiten der Südwand von St. Michael aufhängen. Godehard überführte sie, etwa 1033, zum Dom und ließ hier im Westwerk beide Flügel nebeneinander anbringen.

Die technische Eigenart der Türen und ihre Vorbilder

Die beiden Erztüren Bernwards bilden, jedenfalls seit ihrer Überführung in den Dom durch Godehard, eine Einheit, so daß sie als eine Tür mit zwei Flügeln anzusehen sind. Ideenhaft und in der Art ihres Gusses war diese Einheit schon durch Bernward gegeben, selbst wenn sie in Alt-St.-Michael an zwei, etliche Meter voneinander liegenden Südeingängen angebracht waren. Beide Türen verwirklichen technisch

[11] Ders., ebd., 81.

wie inhaltlich eine einheitliche Konzeption. Da sie in Zukunft, wie seit den Tagen Godehards, den Westeingang des Domes gemeinsam abschließen sollen, sprechen wir am besten nicht von zwei Türen, sondern von zwei Türflügeln. Jeder der beiden Türflügel hat die imponierende Höhe von 4,72 m und eine Breite von 1,15 m. Jeder ist in einem Stück gegossen, nicht in einzelnen Teilen, die zusammengesetzt wurden, wie wir das später in verschiedenen anderen Kirchen finden. Das spricht von einer hohen Vollkommenheit der Hildesheimer Dom-Kunstschule, besonders der Gießwerkstätten, schon in den Tagen Bernwards. Die beiden Flügel sind massiv, d. h. voll, nicht hohl gegossen. Jeder Flügel hat das stattliche Gewicht von rund 40 Zentnern; beide Flügel drehen sich mit angegossenen Zapfen in Pfannen. Sie sind aus Bronze gegossen, und zwar aus Blei-Zinn-Bronze.

Der Metallgehalt der Bronze ist nach der Analyse, die der Chemiker der königlichen geologischen Landesanstalt in Berlin, Dr. Klüß, im April 1906 vorgenommen hat, bei den beiden Flügeln ein wenig verschieden. Der linke Flügel enthält danach 76,56 Prozent (der rechte 77,22) Kupfer, 11,25 (r. 8,64) Blei, 7,33 (r. 8,50) Zinn, 4,30 (r. 5,04) Zink, 0,21 (r. 0,28) Eisen, 0,15 (r. 0,18) Arsen und 0,12 (r. 0,08) Nickel. Diese Analyse besagt nicht unbedingt, daß Bernward für jeden Flügel eine besondere Bronze-Mischung hergestellt habe. Tatsächlich sind in Bronzegüssen aus derselben Mischung die einzelnen Metalle ungleichmäßig gelagert, so daß spätere Proben, die verschiedenen Stellen des fertigen Gusses entnommen sind, besonders, wenn es sich um Großgüsse handelt, gewisse Abweichungen ergeben[12].

Die beiden Türflügel zeigen je eine Anzahl von plastischen Darstellungen, die durch Querleisten voneinander getrennt sind. In halber Höhe ist jede der Türen durch eine besonders breite Querleiste, auf der sich die oben genannte Inschrift befindet, in zwei gleich hohe Flächen geteilt. Jede dieser Flächen ist durch schmalere Trennleisten in vier Felder gegliedert, so daß jeder Türflügel acht Szenen zur Darstellung bringt. Die Querleisten dienen den Figuren der betreffenden Darstellungen bzw. den Bodenerhebungen, auf denen die Figuren stehen, als Standflächen. Die zwei unteren Querleisten tragen Löwenköpfe, die jeweils in die drittunterste Szene hineinragen und mit Ringen zum Auf- und Zuziehen der Türen versehen sind.

---

[12] Vgl. dazu F. Dibelius, a. a. O., 134, u. E. Heyn in „Ztschr. d. Vereins dtsch. Ingenieure" 49 (1900). H. Luer, Technik d. Bronzeplastik (1902). A. Goldschmidt, Die deutschen Bronzetüren des frühen Mittelalters (1926). Ders., Die plastischen Arbeiten unter Bernward von Hildesheim, in den „Sitzungsberichten der Königl. preuß. Akademie der Wissenschaften" 27 (1915). H. Jantzen, Ottonische Kunst (1947).

Die Figuren der insgesamt 16 Darstellungen heben sich mit dem oberen Teil ihres Körpers, besonders den prächtig ausgebildeten Köpfen, frei vom Untergrund ab; der untere Teil der Figuren ist in Hochrelief gehalten. Auf diese Weise ist eine ganz eigengeartete plastische Form erreicht, die zunächst befremdlich wirkt und hinter jener Plastik zurücksteht, die die Hildesheimer Gießhütte am Ende der romanischen Zeit im ehernen Taufbecken als dem Höhepunkt ihrer Kunst erreichte[13]. Das hat sicher auch Thangmar empfunden; deshalb schrieb er: „Es gab keine Kunstfertigkeit, in der sich Bernward nicht versuchte, auch wenn es ihm nicht gelang, den Gipfel der Vollkommenheit zu erreichen." Andererseits zeigt gerade die Eigenart der Plastik an den Bernwardstüren, bei der die Köpfe der Figuren so stark hervortreten, etwas sehr Eindrucksvolles und Packendes; die vorstehende Bemerkung Thangmars spricht wohl die Bescheidenheit aus, mit der Bernward selber über sich und sein Schaffen urteilte und die für ihn kennzeichnend ist, wie besonders die von ihm geschaffene Inschrift seines Grabmals zeigt.

Die Kunst, die sich in der Tür ausspricht, können wir am besten würdigen, wenn wir auf das schauen, was Bernward zu seiner Zeit vor sich hatte. Er kannte die Erztüren des Aachener Münsters aus der Zeit Karls d. Gr. und diejenigen, die sein Landsmann und Zeitgenosse, der in Niedersachsen geborene Erzbischof Willigis in Mainz (975-1011), für den dortigen Dom hatte gießen lassen. Diese Mainzer Erztüren sind zwischen 1005 und 1009 gegossen. Als im Jahre 1009 eine Feuersbrunst den gerade vollendeten Mainzer Dom, an dem 30 Jahre gebaut war, vernichtete, ließ Willigis seine Erztüren an der Mainzer Liebfrauenkirche (Maria ad gradus, nach den Stufen, die zur Kirche emporführten) anbringen. Bernward war in den Jahren 1007 und 1011 in Mainz. Er hat sich, wie es seine Art war, eingehend mit den dortigen Erztüren und der Zusammensetzung des Gußmetalls befaßt. Davon zeugt die Analyse der Metallmischung, die auch in Mainz eine Kupfer-Zinn-Blei-Bronze darstellt[14]. Bernward hat diese Mischung nicht einfach übernommen, sondern den Bleigehalt, gegenüber dem Gehalt an Zinn verstärkt. Man könnte die Legierung der Mainzer Türen als eine Kupfer-Zinn-Blei-Bronze, die der Bernwardstüren als eine Kupfer-Blei-Zinn-

[13] Vgl. darüber meine Darstellung in vorliegender Ztschr. (1957) 1-32. Die Gußmischung beim Taufbecken ist 81,45 Prozent Kupfer, 12,54 Zink, 3,32 Zinn, 1,33 Blei u. 1,36 Eisen, Arsen u. Nickel, so daß es sich beim Taufbecken nicht um einen Bronze-, sondern, im Unterschied zu den Türen, um einen Messinggu ß handelt.

[14] Die Mainzer Erztüren bestehen im linken Flügel aus 74,18 Prozent (r. 78,89) Kupfer, 16,62 (r. 14,34) Zinn, 7,02 (r. 5,12) Blei u. 2,27 (r. 1,65) Zink; vgl F. Dibelius, a. a. O., 133 f.

Bronze bezeichnen. Was für beide Türen besonders charakteristisch ist, ist die Beimischung von Zink, die bei den Bernwardstüren stärker ist als bei den Willigistüren von Mainz.

Die Flügel der Willigistür in Mainz sind 3,70 m hoch und rund 1,05 m breit, die Bernwardstüren in Hildesheim 4,72 m hoch und 1,15 m breit, so daß diese schlanker und eleganter erscheinen als jene.

Was aber die Bernwardstüren weit über die Aachener- und Mainzer-Erztüren erhebt, ist ihr Reliefschmuck. Die Türen von Aachen und Mainz, deren Flügel ebenfalls in einem Stück gegossen sind, besitzen, außer den Löwenköpfen mit Ziehringen, keine plastischen Darstellungen.

Die Erztüren Bernwards sind die ersten Türen aus Erz, die mit Reliefs geschmückt und mit ihnen in einem Stück gegossen sind. Deshalb sind sie erstmalig und ragen weit über das Vorhergehende hinaus.

Wohl gab es in Italien bereits seit dem 5. Jahrhundert Kirchentüren, die mit Holz- oder Elfenbeinreliefs verziert waren[15]. Und es kann als sicher gelten, daß Bernward, als er auf seiner Romreise in der Wohnung seines Schülers, des Kaisers Otto III., auf dem Aventin wohnte, die mit Holzreliefs verzierten Kirchtüren von S. Sabina nicht nur einmal gesehen und studiert hat. Aber Wesenberg sagt mit Recht: „Mehr als eine allgemeine Anregung zu reliefgeschmückten Türen konnte er von den altchristlichen Holztüren nicht mit nach Hause nehmen[16]."

Bernward hat nicht nur die ersten reliefverzierten Türen in Erz gegossen; er hat auch den einzelnen Reliefs und ihrer gesamten Konzeption einen Inhalt gegeben, der ganz und gar seiner Art als Lehrer der christlichen Wahrheit entsprach, der Art, wie sie sich in den Darstellungen seiner Leuchter, den Miniaturen seiner Evangeliare, seiner Christussäule, der Patene zu seinem größten Kelch usw. offenbart. Die Gesamtkonzeption ist in keinem seiner Werke so einheitlich und eindringlich wie gerade auf den beiden Türflügeln, die er zu einer lebendigen und packenden Bilderbibel für das des Lesens unkundige Volk gestaltete. Während der linke Flügel das Mysterium der Schöpfung, der übernatürlichen Erhebung, des Sündenfalles im Paradiese und der ersten aus der Erbsünde erwachsenen Sünde außerhalb des Paradieses, den Brudermord Kains, vor Augen führt, bringt der rechte das Mysterium der Menschwerdung des Sohnes Gottes, des zweiten Adam, der Erlösung der Menschheit von der Sünde durch seinen Kreuzestod und die Vollendung des Erlösungswerkes in der Auferstehung als des Sieges auch über die letzte Folge der Sünde, den leiblichen Tod, zu

[15] Vgl. R. Wesenberg, a. a. O., 66, Anm. 152.

[16] Ders., ebd. 66. Vgl. auch A. Bertram, Die Türen von S. Sabina, das Vorbild der Bernwardstüren (Freiburg i. Br., 1892).

ergreifender Darstellung. Dabei wird die altchristliche Parallele Eva-Maria durchgeführt; und es entspricht in Antithese bzw. Erfüllung jeweils ein Bild des linken Türflügels dem auf dem rechten Türflügel, eine Szene des Alten Testamentes einer aus dem Neuen Bunde.

Die Reihenfolge der Darstellungen auf dem linken Türflügel

Die acht Bilder des linken Türflügels sind chronologisch von oben nach unten geordnet und stellen im einzelnen dar: 1. Die Erschaffung Adams, 2. die Hinführung der soeben erschaffenen Eva zu Adam, 3. den Sündenfall im Paradiese, 4. das Gericht Gottes über die sündigen Stammeltern, 5. die Vertreibung aus dem Paradiese, 6. die Arbeit der ersten Menschen außerhalb des Paradieses, 7. die Opfer von Kain und Abel und 8. den ersten Brudermord (1. Bildseite).

Daß Bernward die Miniaturen der karolingischen Bibeln gekannt hat, die im zweiten Viertel des 9. Jahrhunderts im Kloster des hl. Martin zu Tours entstanden waren und wohl auf die verlorengegangene Bibel Gregors d. Gr. aus dem 5. Jahrhundert zurückgehen[17], desgleichen die etwas später, wahrscheinlich zu St. Denis hergestellte Bibel von San Paolo fuori le mura zu Rom, kann als sicher angenommen werden[18]. Im Jahr 1007 war Bernward in Tours und St. Denis; und es mag sich besonders auf diese Reise und die des Jahres 1000/01 nach Rom das Wort Thangmars beziehen: „Talentvolle und begabte Künstler nahm er mit sich an den Hof oder auf sonstige längere Reisen; und an den Meisterstücken der Kunst schärfte er ihr Kunstverständnis."

Das Wort, das Thangmar hier spricht, zeugt von einem selten tiefen Kunstverständnis Bernwards, erklärt aber auch, weshalb wir in seinen Erztüren Anklänge an frühere biblische Buchmalereien finden, und weshalb auch die Miniaturen der bernwardinischen Codices Verwandtschaft mit Einzelheiten der Erztüren aufweisen.

Unstreitig tragen Bernwards Erztüren sehr stark den Charakter des Zeichnerischen. Aber die Bilder sind plastisch, und die Szenen wirken plastisch, besonders deshalb, weil die Körper in ihren oberen Teilen am stärksten in den Köpfen, aus dem Untergrunde geradezu herausquellen. Das konnte die Hildesheimer Gießschule deshalb unter Bernward leisten, weil sie unter seiner Leitung in der Kleinplastik bereits Ansehnliches hervorgebracht hatte. Rudolf Wesenberg bemerkt sehr richtig: „Daß der Figurenstil und mit ihm der Reliefstil der Türen ein

[17] Es handelt sich um die Grandvalbibel des Britischen Museums in London, um die Vivianbibel der Pariser Nationalbibliothek u. die der Staatl. Bibliothek zu Bamberg. [18] Vgl. R. Wesenberg, a. a. O., 68 ff.

solchermaßen aus dem Grunde hervorstoßender, teils rundplastischer ist, ist nicht so zu erklären, als würde an ihnen ad hoc ein erster Schritt zum Vollplastischen hin getan, ein Schritt, der — kraß gesagt — zwischen Malerei und Freiplastik läge, sondern damit, daß es in den Hildesheimer Werkstätten schon vor der Entstehung der Türen Künstler gab, die, wie die früher gegossene Kleinplastik und die hölzernen Kultbilder zeigen, bereits gewohnt waren, plastisch zu gestalten und erst dann vor der Aufgabe standen, Reliefs dieses Umfangs zu schaffen, so daß jener charakteristische Pseudo-Reliefstil entstehen konnte, bei dem die Einzelfiguren zum großen Teil wie ‚schräg in den Bildgrund gesteckte' Vollplastiken wirken[19]."

1. **Die Erschaffung des Adam.** Diese oberste Darstellung auf dem linken Türflügel umfaßt zwei verschiedene Szenen. Die linke schildert die Worte der Genesis: „Und Gott der Herr bildete den Menschen, Staub von der Erde, und hauchte in seine Nase Odem des Lebens, und der Mensch wurde eine lebendige Seele" (Gen 2, 7).

Wir sehen hier einen männlichen Leib liegen, der nur mit dem rechten Fuß die Randleiste, d. h. den Erdboden, berührt und mit dem ganzen übrigen Teil des Körpers schräg in die Luft ragt. Diese Lage ist dadurch gerechtfertigt, daß Gott ihn mit seinem linken Arm hebend um die Schulter greift und mit seiner Hand aufrichtend am Oberarm faßt. Dadurch hat der Künstler erreicht, daß dieser männliche Körper ganz von vorn gesehen wird.

Gott beugt sich tief zu dem aus den Bestandteilen der irdischen Materie gebildeten Körper herab, der soeben von ihm das geistige und übernatürliche Leben erhalten hat, und an der nunmehr Gottes Entschluß erfüllt ist: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Bilde, nach unserem Gleichnis" (Gen 1, 26)[20].

---

[19] Ders., ebd., 86. Wesenberg weist dabei im einzelnen auf die Figuren von Adam u. Eva am Fuße der Erkanbaldkrümme, auf das silberne Bernwardskruzifix im Domschatz, auf die beiden Ringelheimer Kruzifixe, die Drachenreiter an den Bernwardsleuchtern u. auf die Figuren von Gottvater und Adam an der Erkanbaldkurvatur hin, bernwardinische Werke, die wohl sämtlich vor den Erztüren entstanden sind.

[20] Die Deutung, daß Gott hier die Eva schafft, wie sie H. Cuno „Die ehernen Türflügel am Dom zu Hildesheim (Hildesheim 1892), M. Kratz, Der Dom zu Hildesheim (ebd. 1840), Jos. Kirchner, Die Darstellung des ersten Menschenpaares in der bildenden Kunst (Stuttgart 1903), O. Gerland, Hildesheim u. Goslar (Leipzig 1904). H. Bergner, Handb. der kirchl. Kunstaltertümer in Dtschl. (Leipzig 1905) vertreten, ist bestimmt irrig. Bernward hat an den Bildern seiner Tür die phys. Merkmale der Geschlechter deutlich zum Ausdruck gebracht. Es handelt sich ganz offensichtlich um eine männliche Gestalt, die Gott hier erschaffen hat, und über die er sich erbarmend niederbeugt; auch die rechts stehende Figur ist eine männliche, also Adam.

In grammatischer Angleichung an den pluralischen Gottesnamen „Elohim" spricht Gott an der soeben erwähnten Stelle im Plural. Alles außergewöhnliche Wirken ist allen drei Personen der Trinität gemeinsam. Aber, wohl im Anschluß an die Worte des Johannesevangeliums: „Alles ist durch ihn (d. h. den Sohn Gottes) geworden" (Joh 1, 3), hat der Künstler den schaffenden Gott in der Figur und mit dem Nimbus Christi dargestellt, wie man in der romanischen Zeit überhaupt dazu neigte, das ganze Alte Testament christologisch zu deuten; der berühmte Hildesheimer Albani-Codex, der um 1120 im Kloster St. Alban in England hergestellt wurde, ist dafür in seinen Initialen zu den Psalmen ein besonders klassisches Beispiel. Durch die zweite göttliche Person, den Logos, hat der eine, dreipersönliche Gott das Geheimnis der Erschaffung und Erhebung des ersten Menschen vollzogen. Anbetend schwebt links oben vom Himmel her ein Engel. Unter ihm bezeichnen Pflanzen und Bäume den Paradieseszustand des ersten Menschen, der in seiner Erschaffung nicht nur die natürliche Ebenbildlichkeit Gottes (geistige Erkenntnis- und Willenskraft), sondern auch die übernatürliche Ebenbildlichkeit, die Kindschaftsgnade, erhielt, dazu die außernatürlichen Gaben der Integrität, d. h. der Freiheit von ungeordnetem Begehren, sowie die Gaben der leiblichen Unsterblichkeit, des Freiseins von Krankheit und Leid, des vollkommenen Wissens und der Herrschaft über die sichtbare Welt.

Daß Bernward bei Darstellung dieser Szene Anregungen, aber auch nur Anregungen von früheren Bibelminiaturen erhalten hat, ist schon von Franz Dibelius im einzelnen nachgewiesen. Doch ist Bernwards Komposition durchaus eigenartig und originell. Treffend sagt R. Wesenberg: „Dieses Ineinanderverwobensein von Gott und Mensch, von Mensch und Mensch sowie von Natur und Mensch gibt den Darstellungen der Bronzetüren eine besondere Note. Alles spricht bei der Handlung mit, nichts ist um seiner selbst willen da[21]."

Was auf der Bernwardstür einzigartig ist und nur in der karolingischen Bibelminiatur, die sich in S. Paolo fuori le mura befindet, ein allerdings nur ungefähres Vorbild hat[22], ist der rechts auf dem Bild unter dem Lebensbaum anbetend stehende Adam. Bernward hat in

---

[21] F. Dibelius, a. a. O., 7 ff. R. Wesenberg, a. a. O., 71. Schon Dibelius weist darauf hin, daß der anbetende Engel auf die apokryphe „Vita Adae et Evae" zurückgeht, in der es heißt: „Et ipse Michael primus adoravit." Danach ist also in dem herabschwebenden Engel der Erzengel Michael dargestellt, dem die Kirche geweiht war, für die Bernward die Türen schuf. Vgl. auch F. J. Tschan, Saint Bernward of Hildesheim. 2. Bd. His works of art (Indiana 1951) 180-184. W. Schadendorf, Die Bernwardstür in Hildesheim (1956).

[22] Vgl. die Wiedergabe der Miniatur bei R. Wesenberg, a. a. O., 70.

dieser Figur auf seinem ersten Bilde eine zweite Szene zur Darstellung gebracht. Der soeben erschaffene und mit allen Gaben der Natur und Übernatur ausgestattete erste Mensch betet in Oranten-Stellung und mit gebogenen Knien seinen Schöpfer an.

Diese zweite Szene des ersten Bildes hat nicht nur inhaltlich, sondern auch künstlerisch ihre Bedeutung, weil durch sie der rechte Teil des Bildes lebendiger gestaltet ist, als wenn dieser Teil nur mit Paradiesesbäumen ausgefüllt wäre.

2. **Die Hinführung der Eva zu Adam.** In einer außerordentlich lebhaften, von starkem seelischen Empfinden zeugenden Darstellung gibt Bernward hier den Worten der Bibel plastischen Ausdruck: „Und Gott führte das Weib zu Adam" (Gen 2, 22).

Die Szene ist von zwei Paradiesesbäumen eingeschlossen. In der Mitte steht Gott, in seiner Größe die beiden ersten Menschen weit überragend. Das Buch der Offenbarung, die Bibel, hält er mit der linken Hand auf sein Herz. Sein rechter Arm berührt die in kleinen Schritten vor ihm schreitende Eva an der Schulter. Er schiebt sie gerade dem Adam entgegen, der mit größeren Schritten von rechts ihr entgegeneilt. Was dieser Szene ihre besondere Innigkeit und ihr stark pulsierendes Leben gibt — auch im Vergleich zu allen vorausgehenden Genesis-Miniaturen —, sind die zueinander hin ausgestreckten Arme und Hände, ein Gestus, wodurch sich Mann und Frau freudig begrüßen. Es offenbart sich hier der reale und für das Leben aufgeschlossene Geist des Niedersachsen Bernward[23].

3. **Der Sündenfall.** Der reale und tiefgründige Geist Bernwards offenbart sich besonders stark in der interessanten Darstellung des Sündenfalles. Zwei Bäume umgrenzen die Szene, in deren Mitte ein dritter Baum, wohl der Baum des Lebens, emporragt. Der rechte, früchtereiche Baum ist der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen.

---

[23] Vgl. meinen Art. „Der niedersächsische Charakter der bernwardinischen Kunst" im 10. Jg. dieser Ztschr. (1936) 58 ff. Dazu V. C. Habicht, Der niedersächsische Kunstkreis (1930). Ders., Zu der Bernwardstür, in „Alt-Hildesheim" 8 (1928) 22/26. Ders., Des hl. Bernw. v. Hildesh. Kunstwerke (1922). Ders., Die mittelalterl. Plastik Hildesheims (Straßburg 1917). R. Wesenberg sagt sehr gut: „Der Inhalt der Szene wird durch Bewegungsmotive und Gebärden verbildlicht. Wieder sind die Bäume sinnvoll darin einbezogen. Das Motiv des Zueinanderführens beginnt mit dem nach dem Bildinnern seitwärts geführten unteren Ast des linken Baumes, setzt sich über den rechten Arm Gott-Vaters und den beiden Armen Evas fort, wo es auf das aus entgegengesetzter Richtung kommende trifft, das von dem unteren in Richtung auf Adam abgebogenen Ast des rechten Baumes ausgeht und über Adams Arme in dessen empfangend geöffneten Händen endet"; R. Wesenberg, 71.

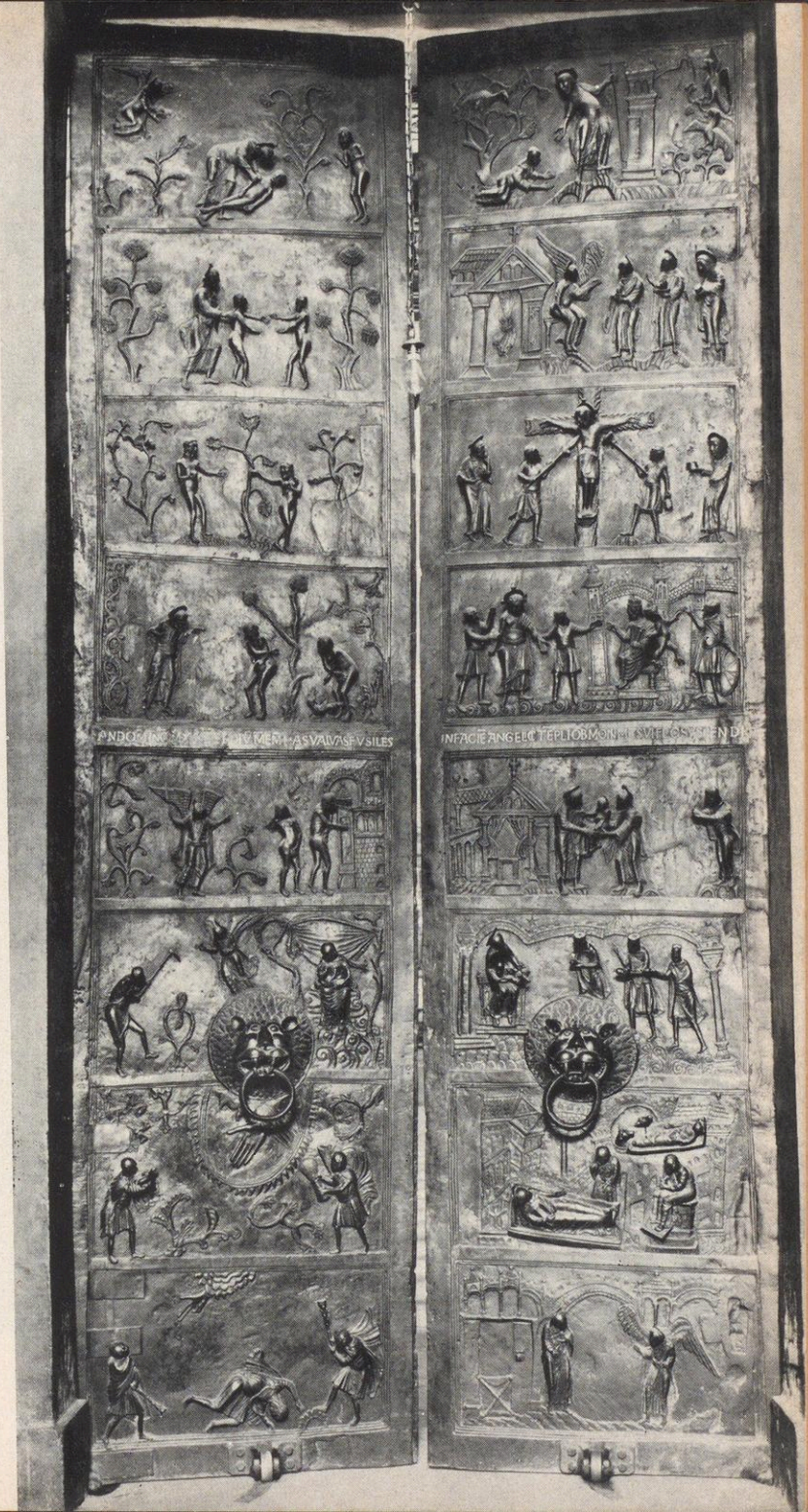
Um ihn windet sich eine Schlange, im Maul eine Frucht haltend. Daneben steht Eva. In der linken, nach Adam gerichteten Hand hält sie eine Frucht vom verbotenen Baum. Mit der rechten Hand reicht sie, am Baume des Lebens vorbei, dem Adam eine Frucht, der seine linke Hand danach ausstreckt, während seine rechte bereits eine Frucht umfaßt hält. „Diese Eva, die Adam soeben den ersten Apfel gegeben hat, aber schon einen zweiten ihm entgegenstreckt und einen dritten in der Richtung zu ihm hinhält, ist wirkliches Weib, von naturhafter Unmittelbarkeit und Keckheit[24]." Beachtenswert ist die Beweglichkeit des „verführerischen Weibes" zwischen Schlange und Adam, beachtenswert auch der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen, dessen Zweige wie sich windende Schlangen wirken. Die Verbundenheit zwischen Mensch und Natur ist hier wiederum bezeichnend für das kosmische Empfinden Bernwards.

Adam hat auf dem Bilde noch nicht von der verbotenen Frucht gegessen. Seine Haltung ist eher zurückhaltend. Er neigt sich dem Baum hinter ihm zu, von dem aber der eigentliche Verführer, der Teufel, in Form eines geflügelten Drachens mit Hundskopf, ihm die Versuchung zuflüstert. Diese Darstellung ist einzigartig in der Kunst und bringt zum Ausdruck, daß der Teufel selber es ist, der in der Schlange als seinem Symbol auf der Seite Evas erscheint.

Indem Eva ihren Unterkörper der Schlange zuwendet, den Oberkörper, besonders Arme, Kopf und Gesicht, nach Adam richtet, erscheint sie als die verkörperte Verführerin, während die letzte und eigentliche Versuchung doch vom Teufel ausgeht, der dem zurückgebeugten und zurückhaltenden Adam zuflüstert: „Ihr werdet sein wie Gott, erkennend Gutes und Böses" (1 Mos 3, 5).

4. **Das Gericht Gottes über die sündigen Menschen.** Diese Szene ist von gleicher Eindringlichkeit wie die vorhergehende. Gott steht anklagend und richtend vor den sündigen Menschen. Sein Blick und der Gestus der linken Hand sind scharf verurteilend, während die rechte das Buch der Offenbarung vor die Brust hält. Die Figuren in der Mitte aber stellen ein Wandern der Anklage von einem zum andern dar. Adam, aus dem Gebüsch hervorgetreten, weist in schuldbewußter Haltung, das Gesicht von Gott abgewandt, auf Eva hin, die, ebenso von Scham erfüllt, aber weniger schuldbewußt, zu Gott emporschaut und mit ihrer linken Hand den Teufel — in Gestalt nicht der Schlange, sondern des Drachen — als den letztlich Schuldigen bezeichnet. Dieser aber springt ihr, den Rücken zur Erde gewandt, entgegen und spritzt aus seinem Maul Feuer zu ihr empor, als Versinnbildung des Wortes

[24] K. Algermissen, a. a. O., 63.

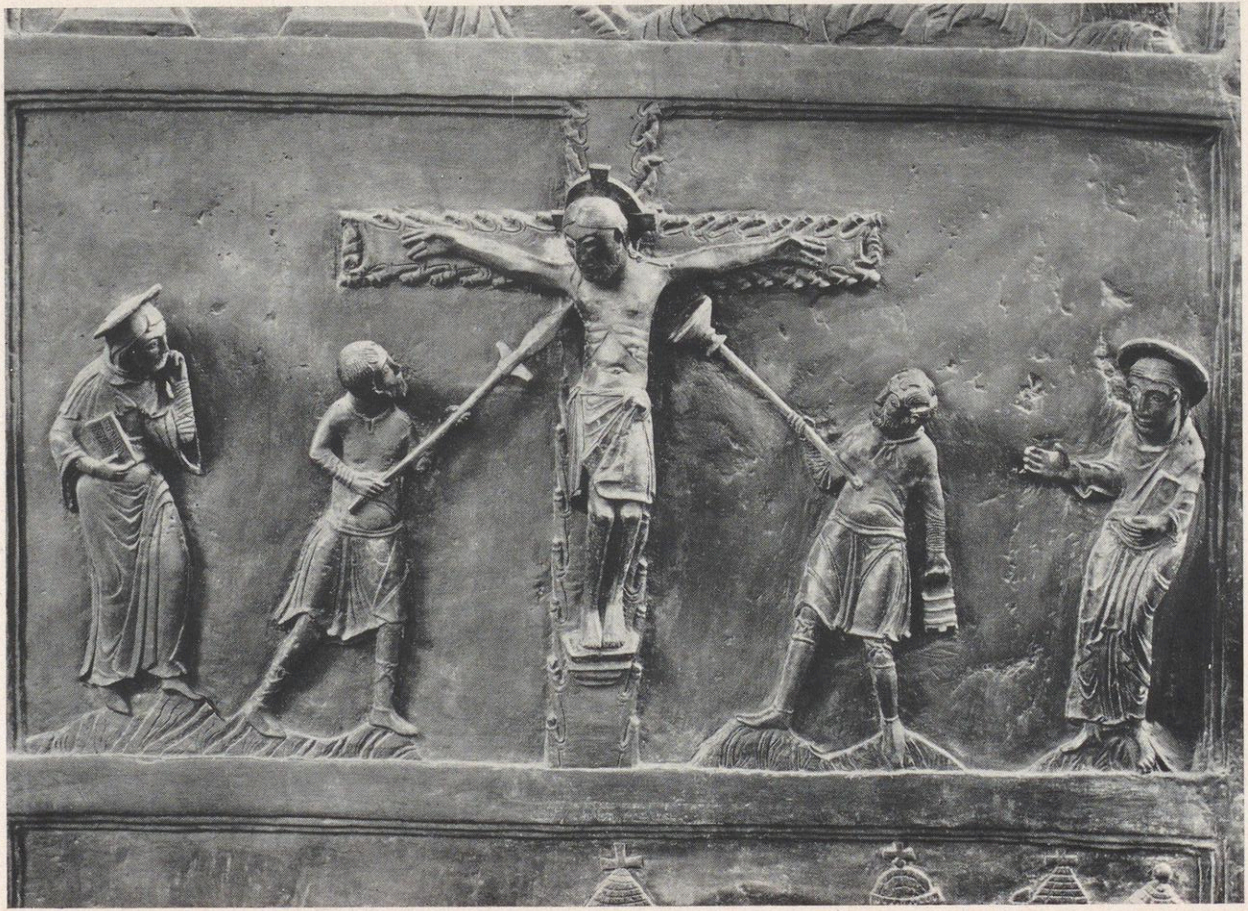


Gesamtbild der Bernwardstür

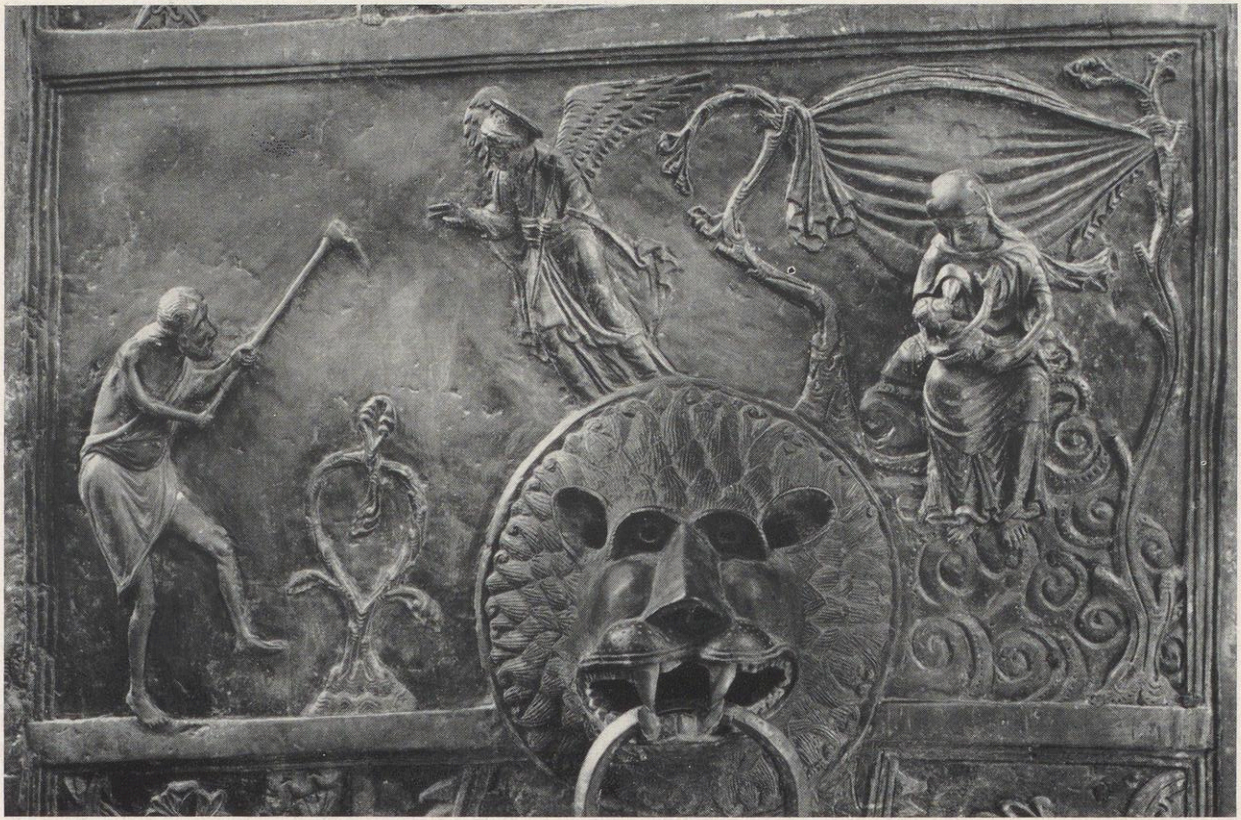


Landesbibliothek
Hannover

Der Sündenfall im Paradiese

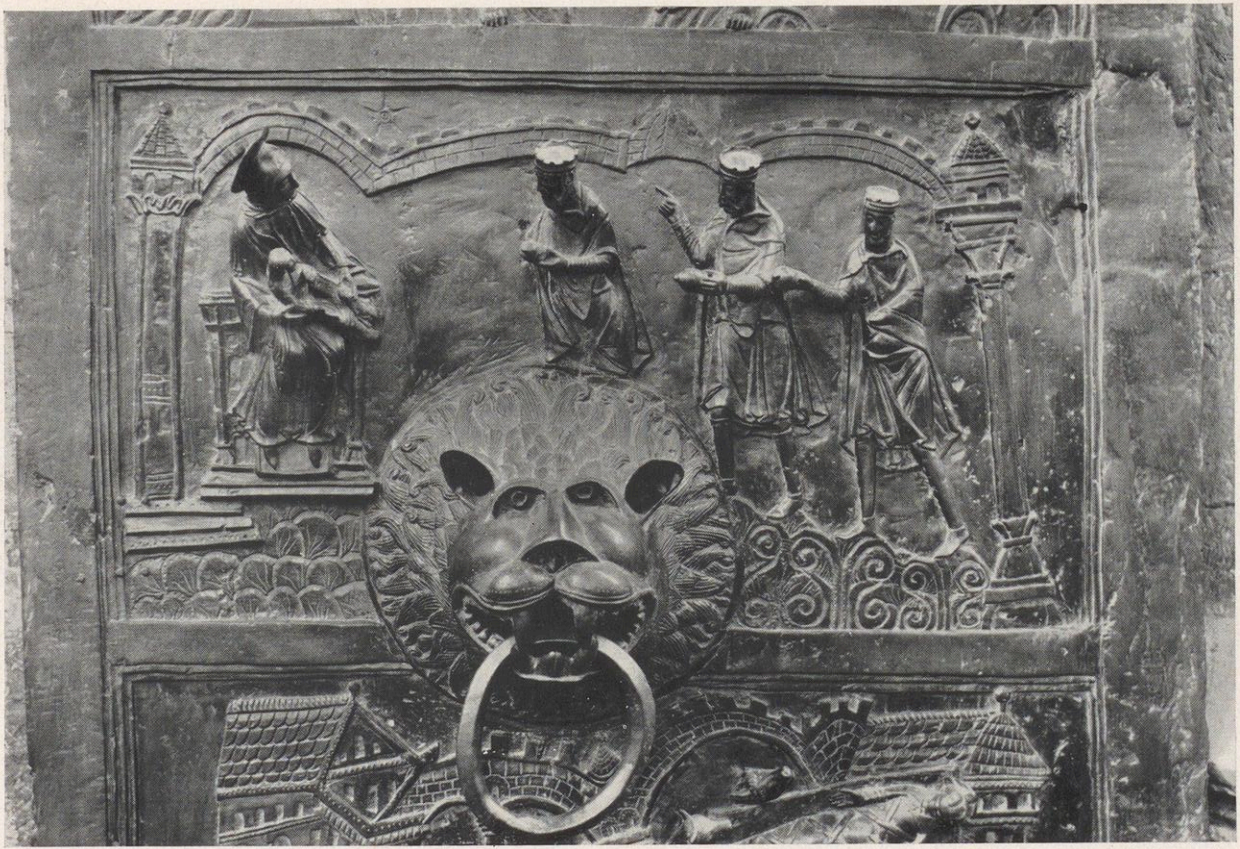


Die Kreuzigung Christi



Adam und Eva außerhalb des Paradieses

Landesbibliothek Hannover



Die heiligen drei Könige



Maria mit dem Jesuskind, aus der Dreikönigsszene

Landesbibliothek Hannover

Gottes an den Teufel: „Auf deinem Bauche sollst du kriechen und Staub fressen alle Tage deines Lebens. Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deiner Nachkommenschaft und ihrer Nachkommenschaft. Sie wird dir den Kopf zertreten und du wirst ihre Ferse zermalmen" (Gen 3, 14f.)[25].

5. **Die Vertreibung aus dem Paradiese.** „Und Gott der Herr schickte den Menschen aus dem Garten Eden hinaus, um die Erde zu bebauen, davon er genommen war; und er trieb den Menschen aus und ließ lagern gen Osten vom Garten Eden die Cherubim und die Flamme des kreisenden Schwertes" (Gen 3, 23f.). Diese Worte der Offenbarung hat Bernward am linken Türflügel in einer einzigartig lebendigen Weise gestaltet, für die wir im einzelnen kaum Vorbilder in der vorbernwardinischen Kunst haben.

Links sehen wir die Bäume des Paradieses, rechts dessen turmgekrönten Ausgang. Adam hat soeben diesen Ausgang erreicht und öffnet die Tür. Das gibt der hinter ihm schreitenden Eva Gelegenheit, noch einmal rückwärts zu schauen. Ihr Blick fällt auf den hochragenden Engel mit dem Schwert in der Hand. Zwischen ihn und die sündigen Menschen hat der Künstler einen Abstand gelegt, den er durch einen niedrigen Baum ausgefüllt hat, der seine Zweige in Richtung der ausziehenden Menschen herabsenkt. Es ist wiederum das kosmische Lebensgefühl Bernwards, seine Verbindung von Natur und menschlicher Seelenstimmung, die hier, wie in anderen Szenen der Erztüren, zum Ausdruck kommt: „Es ist die gleiche Eva, die in der Gerichtsszene ihren Blick offen zu Gott hinrichtet, die hier stehen bleibt und keck und neugierig ihre Blicke noch einmal zurücklenkt auf die verlorene Herrlichkeit, während Adam mit dem Ausdruck echt nordischer Verlegenheit, als Verkörperung ertappter Schuld still hinaustrottet. Nur deutsche Realistik und echt deutscher Humor konnte in den furchtbaren Ernst dieser Szene eine solche Eva stellen[26]."

6. **Die Strafe der aus dem Paradies vertriebenen Stammeltern.** „Zum Weibe sprach Gott: ‚Ich werde groß machen die Mühsal deiner Schwan-

---

[25] Bernward hatte den Vulgata-Text vor Augen, während der Urtext lautet: „Er (nämlich Christus) wird dir den Kopf zertreten, und du wirst seine Ferse zermalmen." Fein empfunden ist die Bemerkung Wesenbergs: „Die leere Fläche zwischen Gott und dem ersten Menschenpaar ist Träger höchster geistiger Spannung"; R. Wesenberg, a. a. O., 73.

[26] K. Algermissen, a. a. O., 63. Wesenberg bemerkt: „Die Fähigkeit psychologisch differenzierender Darstellungsweise kommt an keinem Felde so klar zum Ausdruck wie in diesem. Das Sich-Umwenden Evas und das Gehen Adams ist von höchster kompositioneller und geistiger Spannung"; R. Wesenberg, a. a. O., 74.

gerschaft. Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären.' Und zu Adam sprach er: ‚Der Erdboden sei verflucht um deinetwillen. Mit Mühsal sollst du davon essen alle Tage deines Lebens, und Dornen und Disteln wird er dir sprossen lassen'" (Gen 3, 16 ff.). Diese Worte der Bibel sind es, die Bernward in dieser Szene in ganz eigenartig tiefer Weise zur Darstellung bringt. Wenn Franz Dibelius von diesem Bilde — im Vergleich zu den karolingischen Bibelminiaturen — sagt: „Unter der Hand des Hildesheimer Künstlers ist alles stiller, ernster, tiefer geworden[27]", so hat er durchaus recht. Aber das Tiefste und für Bernward Kennzeichnende dieser Szene hat er damit noch nicht erfaßt und ausgesprochen.

Wohl ist diese Darstellung ernst. Eva sitzt verhärmt rechts auf einem Hügel, auf dem ein Kissen als Unterlage ruht. Das hinter ihr zwischen zwei Bäumen ausgespannte Laken deutet auf die brennende Sonnenglut hin. An ihrer Brust hält sie ein nacktes Kind: ihren Erstgeborenen Kain. Mit mütterlicher Sorge und Zärtlichkeit hat sie ihn umfaßt und schaut liebevoll auf ihn herab. Weit von ihr getrennt, in der Ebene, ist Adam damit beschäftigt, mit einer Hacke einen hochgewachsenen Unkrautbusch auszuroden. Er ist mager und sehr ärmlich gekleidet. Die Sucht, überall Abhängigkeiten aufzufinden, hat die Deuter dieser Szene dazu verführt, in dem ärmlichen Gewand Adams eine verunglückte Tunika zu sehen[28]. Als ob Bernward und seine Gießmeister nicht gewußt hätten, wie damals ein niedersächsischer Landarbeiter in der Sommerhitze auf dem Felde gekleidet war! Besonders wird beanstandet, daß Adam bei seiner Arbeit das linke Bein stark in die Höhe hebt. Daß man in dieser Haltung auf dem Felde nicht hacken kann, dürfte wohl gerade in Niedersachsen jedes Kind gewußt haben.

Das oft geradezu hysterische Suchen nach Vorbildern hat die Deuter den tiefsten Sinn dieser Szene übersehen lassen. Dieser Sinn liegt ausgesprochen in der mittleren Figur des Bildes: dem vom Himmel herabschwebenden Engel, der Adam das Kreuz, das Zeichen der Erlösung, entgegenhält. Dieser Engel entspricht Bernwards tiefer, echt christlicher Deutung menschlicher Arbeit und Sorge. Es gibt mancherlei vorbernwardinische Darstellungen der Mühen und Leiden der sündigen Stammeltern. Darunter sind auch solche, auf denen ein Engel erscheint, der dem Adam eine Hacke bringt und ihn die Kunst des Ackerbaues lehrt. Bernwards Auffassung geht weit tiefer. Der Engel auf seinem Bild weist den ersten Menschen auf das Kreuzesopfer Christi und den letzten Sinn menschlicher Mühe und Sorge hin. Der Engel deutet dem Adam den Sinn des Kreuzes. Deshalb hat er die

[27] F. Dibelius, a. a. O., 36. [28] Ders., ebd., 29 ff.

rechte Hand im Redegestus ausgestreckt, während die linke dem sich abmühenden Menschen das Kreuz zeigt. Unerwartet ist dieser Engel plötzlich vom Himmel erschienen, mitten bei der schweren Arbeit Adams. Dieser schaut ergriffen von seiner Arbeit auf, zum Engel empor; dabei hebt er das linke Bein in die Höhe und hält die Hacke dem Engel entgegen hoch in die Luft. Das ist der Ausdruck des Erstaunens, nicht entsetzten, sondern freudigen Erstaunens: die allein richtige Deutung dieser Szene, die den Geist Bernwards in besonders packender Weise offenbart, gerade deshalb, weil er dabei alle literarischen und künstlerischen Vorbilder beiseite geschoben und weit hinter sich gelassen hat. Wenn Wesenberg hier von einem „allem menschlichen Willen entrückten ernsten göttlichen Lenken des Geschehens" spricht, kann man ihm, im Unterschied zu manchen anderen, seichten Deutungen, nur voll und ganz zustimmen.

7. **Das Opfer von Kain und Abel.** Das Zeichen der Erlösung ist den ersten Menschen nicht nur erschienen und gedeutet; das Kreuzesopfer Christi wirkt auch zeitlich rückwärts bis zum Tage der Ausweisung aus dem Paradies: „Agnus occisus est ab origene mundi" (Apk 13, 8), wie es im Vulgatatext der Apokalypse, dem letzten Buche der Heiligen Schrift, heißt, das hier an das Protoevangelium im ersten Buch der Bibel (Gen 3, 15) anknüpft.

Aber der Mensch muß mit den Gnaden der Erlösung mitwirken. Die Sünde hat die menschliche Freiheit nicht zerstört. Also sprach Gott zu Kain: „Ist es nicht so: wenn du recht tust, kannst du dein Angesicht frei erheben. Bist du aber in deiner Seele nicht gut, so lauert die Sünde vor der Tür: nach dir steht ihr Begehren. Du aber herrsche über sie!" (Gen 4, 7).

Wir sehen in dieser Szene das Opfer von Kain und Abel. Letzterer schaut frei empor zu Gott. Ehrfürchtig trägt er auf verhüllten Armen seine Opfergabe, das Lamm, demütig im Abstand vom Glanze des Allerhöchsten stehend, der seine segnende Hand ihm, dem in seinem Herzen Gutgesinnten, entgegenstreckt. Kain aber war böse gesinnt. Sein Gesicht ist finster, zur Seite gewandt. Ehrfurchtslos, im Laufschritt — wovon der flatternde Mantel kündet — kommt er mit seiner Opfergabe, einer Getreidegarbe. Unverhüllt hebt er sie bis nahe an den feuersprühenden Kreis heran, der die Majestät Gottes versinnbildet. Gott verschmäht das Opfer des Unfrommen und im Herzen böse Gesinnten. Während sich die hohe Blume zu Füßen Abels weit gen Himmel hin öffnet, wendet sich die zu Füßen Kains von Gott weg. Die Zweige und Blumen oberhalb der Gestalt Abels sind kreuzförmig verschlungen und zu Gott und dem Opfer Abels hin ausgerichtet, die über

der Figur Kains nach innen verkrampft. Es ist wiederum das kosmische Gefühl Bernwards, das sich hier ausspricht. Die Szene ist in dieser Art einmalig und ohne Vorbild.

8. **Der erste Brudermord.** Das unterste Bild auf dem linken Türflügel strotzt von Kraft und Lebendigkeit. Es bildet den Gegensatz zum obersten Bilde dieses Türflügels. Dort erweckt Gott den ersten Menschen zum Leben; hier erfolgt die erste gewaltsame Vernichtung eines Menschenlebens auf dieser Erde. Dort steht in der rechten Seite des Bildes der erste Mensch nach seiner Erschaffung anbetend vor Gott; hier sucht sich, in der linken Seite des Bildes, der erste Mörder zu verbergen vor dem Angesicht Gottes, dessen rächende Hand aber vom Himmel her auf den Brudermörder gerichtet ist.

In dieser Szene ist alles voll äußerster Realistik: der Mörder, der auf einer kleinen Bodenerhöhung festen Stand für seinen rechten Fuß genommen hat, dessen Körper durch die Wucht des Schlages gekrümmt ist, dessen Auge scharf auf sein Opfer schaut, von dessen Wildheit das flatternde Gewand kündet. Er hat die Keule zum zweiten Schlag erhoben. Aber dieser ist nicht nötig. Sein Opfer, der eigene Bruder, ist schon durch den ersten Schlag tödlich getroffen. Er ist zu Boden gesunken, überschlägt sich fast infolge der Kraft des Schlages. Seine Augen sind geschlossen, das Leben entweicht.

Und nun sucht der Mörder in der linken Szene des Bildes zu fliehen vor dem Angesichte Gottes. Aber Gottes Stimme hält ihn fest. Entsetzt ist sein Blick nach oben gerichtet, wo die Hand Gottes selber, wie ein scharfer Dolch, auf ihn herabstößt[29]. Die Keule ruht lose in der linken Hand des Brudermörders, während die rechte den Mantel oben zusammenrafft, wie um das Haupt zu verhüllen. In dieser Art ist seitdem der Mörder in Kunst und Schauspiel dargestellt. Bernward ist in diesem Bilde der Zeitentwicklung vorausgeeilt.

Alles ist bei Bernward Symbol. Zum erstenmal ist in dieser Szene, in der der Tod als Folge der Sünde in erschütterndster Weise in die Welt eintritt, die Natur in Schweigen, in Erstarrung versunken. Dadurch kommt die schaurige Dramatik der Szene um so krasser zum Ausdruck. Kein Baum und kein Strauch, keine Blume und kein Vogel sind zu sehen. Sie erscheinen erst wieder in Schönheit und vollem

[29] Man vergleiche den Unterschied zw. der strafenden Hand Gottes auf diesem und der segnenden auf dem vorigen Bilde. Mit Recht sagt R. Wesenberg, gerade im Hinblick auf diesen Unterschied: „Die Eindringlichkeit der Verbildlichung dieses dramatischen Vorganges setzt einen Grad von psychologischer Tiefe voraus, der auf eine ganz selbständige Künstlerpersönlichkeit schließen läßt"; S. 76.

Leben auf dem letzten Bild des rechten Türflügels, auf dem im auferstandenen Christus der Sieger über die letzte Folge der Sünde, den letzten Feind, den leiblichen Tod (1 Kor 15, 26), den Mittelpunkt bildet.

Die Darstellungen des rechten Türflügels

Während auf den Bildern des linken Türflügels, mit Ausnahme des ersten, das starke menschliche Leben pulsiert, das sich im letzten Bilde bis zur Wildheit des Brudermordes steigert, liegt über den Darstellungen des rechten Flügels eine heilige Weihe und Ruhe, die nur durch die beiden Passionsszenen unterbrochen wird. Von den Gießmeistern, die am Gesamtwerk tätig waren, wissen wir nichts. Daß aber die Türen in ihrer Gesamtkonzeption, im Parallelismus der einander gegenüberstehenden Szenen sowie in den Szenen selber bis in Einzelheiten hinein das geistige Werk Bernwards sind, ist unbestreitbar. Deshalb ist es bei seiner Neigung zur Symbolik notwendig, überall nicht nur auf die äußere Darstellung, sondern vor allem auf die Ideen, die darin zum Ausdruck kommen, mit Sorgfalt zu achten. Bernward hat nicht nur die wichtigsten Bibelminiaturen und Elfenbeinschnitzereien am Hofe der Theophanu, in Mainz, Aachen und anderen Städten Deutschlands, Frankreichs und Italiens gekannt, sondern offensichtlich auch das schönste Heilandsgedicht, den „Heliand", das sein eigener Stamm etwa dreißig Jahre nach seiner Bekehrung, um 830, in altsächsischer Sprache geschrieben hatte. Das zeigt sich gerade an den Szenen der rechten Tür an manchen Stellen, worauf bislang allerdings in keiner Darstellung hingewiesen ist. Er hat überall offenen Blickes geschaut, aber alle Anregungen, die er auf diese Weise bekam, selbständig verarbeitet.

Um einen tiefgründigen Parallelismus zwischen den Szenen des Alten Bundes und denen des Neuen Bundes zu schaffen, bringt Bernward die Szenen auf dem rechten Türflügel, auf dem er das Geheimnis der Erlösung in der Menschwerdung des Sohnes Gottes, in seiner Kreuzigung und Auferstehung künstlerisch gestaltet, in umgekehrter Reihenfolge zur Darstellung, indem er mit dem ersten Bilde unten beginnt und mit dem letzten oben schließt.

1. **Mariä Verkündigung.** Das erste Bild der rechten Tür schildert in der Verkündigungsszene das Mysterium der Menschwerdung des Logos, wie sie Lukas im 1. Kap., Vers 26-28, niedergeschrieben hat. Links auf dem Bilde befindet sich das Haus Mariens. Die Tür der Wohnung ist nach außen hin geöffnet, wie der zurückgeschobene Riegel und das fein und plastisch herausgearbeitete Türschloß zeigen.

Die Szene spielt sich im Freien ab. Die Jungfrau Maria hat sich bei der Erscheinung des Engels von einem Faltstuhl erhoben, der Querstäbe trägt, deren obere Ecken in Kugeln, die unteren in Löwenklauen enden. Das stattliche Haus der Gottesmutter soll wohl auf ihre königliche Abstammung aus dem Geschlecht Davids hindeuten.

Durch das Haus Mariens auf der linken Seite des Bildes und durch die Zinnen und Türme der Stadt Nazareth auf dessen rechter Seite ist die eigentliche Szene der Verkündigung eingerahmt. Die Szene wirkt stark flächenhaft, zweidimensional und ist von der Buchmalerei her beeinflußt, obwohl sie Eigentümlichkeiten zeigt, die wir dort nirgends finden. Dazu gehört die Eigenart der stilisierten und doch gleichzeitig komplizierten Wohnung Mariens, deren Eingangstür vom Tragstuhl ausgefüllt ist. Maria hat also — so denkt sie Bernward — betrachtend vor der Tür gesessen. Da erlebte sie die Erscheinung des herabschwebenden Engels. Sofort hat sie sich erhoben. Nun steht sie mit dem inzwischen herabgekommenen Engel auf dem gleichen Boden vor ihrem Haus. Der Engel trägt in der linken Hand das Kreuz und hat die rechte im Sprechgestus erhoben. Maria aber bildet die Verkörperung des Schriftwortes: „Sie ward bestürzt über sein Wort und überlegte, was für ein Gruß dies sei" (Lk 1, 29). Als Zeichen ihrer göttlichen Auserwählung und ihrer Jungfräulichkeit trägt sie den grünenden Zweig Aarons (4 Mos 17, 8) bzw. als erwählte Mutter des Welterlösers die Friedenspalme in der rechten Hand, während die linke in ihrer Abwehrhaltung das Schriftwort zum Ausdruck bringt: „Wie wird dies sein, da ich keinen Mann erkenne?" (Lk 1, 34). Dabei ist sie ganz und gar die dienende Magd des Herrn. Gerade der weite Raum, den Bernward zwischen sie und den Engel legt, ist für ihre innere Gesinnung bezeichnend.

Man hat in der Kritik diese unausgefüllte Fläche mit Unrecht beanstandet. Es wäre ja dem Künstler leicht gewesen, Maria weiter aus dem Hause heraustreten zu lassen oder die Gebäude von Nazareth, vor denen der Engel steht, zur Mitte hin zu erweitern oder Blumen und Bäume anzubringen. Bernward hat das absichtlich vermieden, um seiner Verkündigungsszene ihren ganz eigenartigen, eindrucksvollen Charakter zu geben. Er stellt Maria etwas höher als den Engel, um die überragende Würde ihrer Gottesmutterschaft zum Ausdruck zu bringen. Er läßt Maria das Kreuz in der Hand des Engels schauen, um anzudeuten, daß mit ihrem Jawort der Augenblick eintritt, in welchem der Sohn Gottes Menschennatur aus ihr annahm und zum Vater sprach: „Schlachtopfer und Speiseopfer hast du nicht gewollt; einen Leib aber hast du mir bereitet. An Brandopfern und Opfern für die Sünde hast du kein Wohlgefallen gefunden. Da sprach ich: ‚Sieh, ich komme, um

deinen Willen, o Gott, zu tun'" (Hebr 10, 5-11, zu Ps 40, 6). Es handelt sich um eine außergewöhnlich tiefe Erfassung der Verkündigungsszene. Durch die leicht dahingeworfenen Umrisse der Bauten tritt die Szene selber zwischen Maria und dem Engel besonders stark hervor; der breite, dazwischen liegende, unausgefüllte Raum dient durch den Gegensatz zu den Gebäudeumrissen hinter Maria und dem Engel der Heraushebung beider Gestalten und der Verstärkung der Darstellung der Inkarnation.

Nach dem „Heliand" geschah die Verkündigungsszene, im Unterschied zur Bibel (Lk 1, 28), nicht in der Wohnung Mariens, sondern

„der Engel des Allwaltenden
erschien dem teuren Weib,
der verlobten Braut
in Nazarethburg,
nannte sie mit Namen
und grüßte sie von Gott" (Vers 510 ff.).

Danach ist die Szene auf der Bernwardstür zu verstehen: Mariens Haus ist durch einen weiten Bogen mit der „Nazarethburg" verbunden.

2. **Die Geburt Christi.** Die Weihnachtsszene ist umrahmt von Gebäuden, die die Stadt Bethlehem andeuten, in der Maria und Joseph keine Herberge fanden. Darüber schweigt der „Heliand" und auch Bernward. Abgesehen von den in der damaligen Kunst gebräuchlichen Tierköpfen, ist von einem Stall keine Rede. Es ist „die Bethlehemsburg, das glanzvolle Heim, wo ihrer beiden Gerichtshof war, des Helden und auch der heiligen Jungfrau" („Heliand", Vers 712 ff.). Es liegt in der Darstellung der Bethlehemsburg dem Künstler nicht daran, eine reale Darstellung zu geben. Häuser, Pfeiler und Dächer reihen sich in Fülle aneinander.

Das Jesuskind liegt oben rechts, mit einem Hemd bekleidet, um das sich die Windeln schlingen, wie es im „Heliand" heißt:

„Da nahm ihn die Mutter,
bewand ihn mit Gewand,
der Weiber schönste,
mit feinen Gewändern.
Und mit ihren zwei Händen
legte sie liebreich den kleinen Mann,
das Kind in die Krippe,
das doch Gottes Kraft hatte,
der Mannen Herrscher" (Vers 754 ff.).

Weshalb hat Bernward diese unnatürliche Lage für das Kind gewählt, weshalb nicht das Kind (mit den Köpfen von Ochs und Esel) an Stelle der Dienerin zwischen Maria und Joseph gelegt? Sicher wollte er durch die erhöhte Lage zum Ausdruck bringen, daß es sich um den menschgewordenen Gottessohn handelt. Dadurch tritt auch die Verbindung zwischen dem Jesuskind und seiner Mutter besonders stark hervor nach den Worten des „Heliand":

„Da saß die Mutter davor,
das Weib, wachend.
Nicht war ihr Herz zweifelig,
der Magd ihr Mutsinn" (Vers 763 ff.).

Maria liegt ganz unten links. Sie schaut zum Kind hinauf, dieses zu ihr herunter. Das Kind streckt ihr seine Arme entgegen, während die Mutter ihre linke Hand zu ihm erhebt. Ihre rechte Hand trägt das Buch der göttlichen Offenbarung. An ihrem Lager steht eine Frau, deren zur Gottesmutter hin gebeugte Körperhaltung, die zu ihr hin ausgestreckte linke Hand und die an das eigene Kinn gestemmte rechte Hand Erstaunen und innere Erschütterung verkörpern. Mit Recht sieht Dibelius in dieser Haltung der Dienerin den Ausdruck für das „Virgo concepit. Virgo peperit. Virgo permansit", das sich in dieser kurzen und klassischen Form erstmals im apokryphen Matthäus-Evangelium findet[30].

Joseph zeigt dadurch, daß er die müden Füße auf eine Fußbank gestellt hat, den Kopf in die rechte Hand legt und mit der linken den rechten Arm stützt, den Ausdruck weniger der Ermüdung, wie vielfach geschrieben wird, sondern den Gestus der Ehrfurcht.

3. **Die drei Könige aus dem Morgenland.** Die dritte Szene des rechten Türflügels offenbart bei aller Weihe ein starkes inneres Leben des Glaubens und der Frömmigkeit. Die Umrahmung selber ist einfach und schlicht gehalten. Links — wohl vor dem Eingang eines Hauses — sitzt die Gottesmutter auf einem Thron, mit dem Jesuskind auf dem Schoß. In Ernst und Würde blickt sie, wie auch das schräg auf ihrem Schoße liegende Kind den ankommenden Königen entgegen. Dabei hält das Kind mit seiner linken Hand ein Buch, eine fast einzigartige Darstellung, die uns, wie die Bibel in der Hand des erschaffenden und

[30] Pseudo-Matth.-Evang., c. 3; F. Dibelius, a. a. O., 53/54. Beachtenswert sind auch die Ausführungen von Dibelius über die mittelalterl. Salome-Darstellungen, die auf Pseudo-Matthäus c. 13 u. das apokr. Protoevangelium Jacobi, c. 19, gründeten, aber mit der Zeit volkstümlichen Neubildungen Platz machten. Daß in der Bibel von einer Dienerin keine Rede ist, bedarf keiner Erwähnung.

richtenden Gottes und in der Hand Mariens in der Verkündigungs- und Geburtsszene, von der großen Ehrfurcht Bernwards vor der Heiligen Schrift kündet, so wie die verschiedenen Kreuzesdarstellungen aus den Türen seine ihn kennzeichnende Liebe zum segenspendenden Kreuz Christi offenbaren.

Die Könige tragen Kronen auf dem Haupt und in den Händen je ein büchsenartiges Gefäß. Bernward hat in der Darstellung der drei Könige eine starke Abwechslung durchgeführt. Es sind Könige von drei verschiedenen Lebensaltern, was er durch die Länge und Kürze der Bärte und die Breite der körperlichen Form zum Ausdruck bringt. Der älteste und kräftigste schreitet voran; der jüngste und schmalste bildet den Schluß. Der vorderste und älteste hält seine Gabe bereits in beiden Händen, um sie zu überreichen; er schaut am stärksten auf das Jesuskind und seine Mutter. Der mittlere hat seine Gabe in der linken Hand und weist mit der rechten zum Stern hin. Der letzte und jüngste ist noch ganz im Wandern begriffen. Seine Schritte sind weiter. Er ist noch mehr mit sich und seiner Gabe beschäftigt als mit dem Jesuskind und seiner Mutter. Hierdurch ist Leben und Wechsel in die Szene gebracht, was noch dadurch erhöht wird, daß durch die Blicke der Mutter und des Kindes sowie durch die zu beiden hin ausgestreckten Arme der Könige eine starke Verbindung zwischen dem Jesuskind und seiner Mutter einerseits und den drei Königen anderseits hergestellt ist.

Interessant ist der Stern, auf den der mittlere der Könige hinweist. Dieser Stern erscheint wie in der Türfläche eingegraben. Er hat die Form des Strahlenkreuzes, dessen Strahlen in der Mitte in einem von zwei Ringen umgebenen Punkt zusammentreffen. Dadurch sollen wohl die Gottheit Christi und seine Menschheit, die in der Hypostatischen Union mit der Gottheit in der einen Person des Logos vereint sind, symbolisiert werden. Wesenberg macht darauf aufmerksam, daß an diesem Bilde offenbar wird, „daß auch die Architektur der Verdeutlichung des Vorgangs dient wie die Vegetation auf den Relief der linken Tür". Der Stern war, nach dem „Heliand":

„ein Himmelsgestirn weiß,
wie wir hier nicht hatten
zuvor es gesehen:
nicht solch ein Kind,
nicht solch ein Zeichen" (Vers 1177 ff.).

4. **Die Darstellung Christi im Tempel.** Ein Bild, das ideenhaft besonders tief empfunden und künstlerisch fein zur Darstellung gekommen ist. Die Hauptszene aus Lukas 2, 22-38 ist eingerahmt, links vom

Tempel, rechts durch die Gestalt des hl. Joseph. Über beide ist zunächst ein kurzes Wort zu sagen.

Der Tempel stellt ein stattliches Gebäude dar, dessen vorderer Giebel auf zwei Säulen ruht. Der Vorhang vor dem Tempel ist geöffnet; die auseinandergezogenen unteren Teile des Vorhangs sind um die Säulen gewunden. Die Werke der Natur und Menschenkunst spielen beim Künstler der Türen immer nur eine zweitrangige, vielfach symbolische Rolle. Deshalb scheut er sich nicht, die rechte Säule in der Mitte einzubiegen und dadurch zu krümmen, um so die Tempeltür anbringen zu können. Er hätte sie ohne Schwierigkeit weiter nach rechts verlegen können; dadurch wäre aber der linke Teil der Umrahmung zu breit geworden. Oder hat er die rechte Säule deshalb geknickt, um symbolisch zum Ausdruck zu bringen, daß der Alte Bund mit seinem Zentralheiligtum, dem Tempel in Jerusalem, dem Ende zuging? Der Brandopferaltar vor dem Tempel deutet noch einmal auf das Vergangene hin. Aber schon ragt über dem Giebel des Tempels das Kreuz empor.

Interessant und in der Gesamtkonzeption dieser Szene in jeder Weise gut empfunden ist die Gestalt des hl. Joseph auf der äußersten rechten Seite des Bildes. Durch seinen Blick und die ausgestreckten Arme, die eine Taube in den Händen halten, lenkt er den Beschauer auf die in der Mitte dargestellte Hauptszene hin. Weshalb Bernward, im Unterschied zur Bibel (Lk 2, 24), dem hl. Joseph nur eine Taube und nicht zwei in die Hände gegeben hat, ist nicht zu erklären.

Beachtenswert ist der räumliche Abstand zwischen Joseph und Maria mit dem Kind. Zwischen diesen beiden und dem in ehrwürdiger Haltung vor dem Tempel stehenden Simeon spielt sich die Hauptszene ab, bei der Maria zum erstenmal in den Worten Simeons als die mater dolorosa erscheint, die die aus ihrem Fleisch und Blut gebildete Opfergabe zum Tempel bringt.

Simeon empfängt das Kind nicht im Tempel, wie das Evangelium (Lk 2, 27) sagt, sondern außerhalb des Tempels, wie es der „Heliand" schildert:

„Da sah er das Kind kommen
an das Weihtum heran,
ging ihm entgegen,
und gern empfing ihn
der Alte mit den Armen" (V. 945 ff.).

Eigenartig ist die Auffassung Bernwards von jener Stunde. In dem Augenblick, den er zur Darstellung bringt, schweigt nicht nur Maria, sondern auch Simeon. Dieser schaut sinnend und in tiefer Ergriffenheit dem Jesuskind in die Augen, und dieses allein spricht. Gibt es eine

Antwort auf seine Worte, die Lukas 2, 29-35 aufgezeichnet hat? Erklärt es ihm den Weg der Erlösung, die Stellung, die Maria hierbei hat, nicht nur als mater dolorosa, sondern auch als regina gloriae, im Anschluß an Simeons letzte Worte (Lk, ebd., 35)? Wir wissen es nicht. Daß Bernward aber im zweihundertsten Jubiläumsjahr der Mariendiözese die Gottesmutter auch in seinen Erztüren besonders ehren und verherrlichen wollte, ist offensichtlich: unter den acht Bildern der rechten Tür erscheint Maria fünfmal. Sie erscheint als Gegenstück zur Eva, wie sie schon in der altchristlichen Zeit von Justin (Dial. c. Tryph, 100), Irenäus (Adv. Haer. 3, 22, 4) und Tertullian (De carne Christi, 17) gedeutet wurde.

5. **Christi Verurteilung durch Pilatus.** Von dieser Szene schreibt einer der gründlichsten Forscher über die Erztüren Bernwards: „In dieser Weise wird die Verurteilung durch Pilatus sonst kaum dargestellt[31]." Zunächst ist es die künstlerisch vollendete Anordnung des geschilderten Ereignisses, die Beachtung verdient. Die sechs, in zwei Gruppen gegliederten Personen sind so verteilt, daß sich rechts und links je drei Personen befinden. In beiden Gruppen steht die Hauptperson in der Mitte: links Christus, die beiden Ankläger, trotz seiner gebeugten, demütigen Haltung, hoch überragend. Gegenüber, in der rechten Gruppe, bildet nicht der Richter, Pilatus, sondern der ihm zuflüsternde Teufel, der Gegenspieler Christi, der Affe Gottes, den Mittelpunkt. Durch die Blicke, Gesten und Armbewegungen sind beide Gruppen, alle sechs Gestalten zur Einheit einer in sich geschlossenen Szene verbunden.

Um den tieferen Sinn und die Einzelheiten dieses Bildes recht zu verstehen, ist es wiederum notwendig, einen Blick in das altniedersächsische Heilandslied, den „Heliand", zu tun, der dem Niedersachsen Bernward offensichtlich bekannt war.

Die in tiefer Demut und geduldiger Hingabe gebeugte Gestalt Christi inmitten der Ankläger, des fragenden Pilatus, des erregten Soldaten ist die Verkörperung der tiefgründigen Worte des „Heliand":

„Schweigend stand er in Demut,
antwortete nicht auf ihre wütigen Worte,
wollte die Welt ja erlösen mit seinem Leben.
Drum ließ er sich wehtun vom leidigen Volke
allwie ihr Wille ging.
Nicht wollte er ihnen offenbaren,
daß er Gott selber war.

[31] F. Dibelius, a. a. O., 63.

Denn wenn sie wußten in Wahrheit,
daß er solche Macht hatte
über diesen Mittelgarten,
wäre ihnen der Mutsinn
geblödet in der Brust,
nicht hätten sie gewagt,
das Kind Gottes mit Händen zu rühren.
Aber dann wäre das Himmelreich
nicht erschlossen, der Lichter größtes,
der Leute Kindern" (V. 10775 ff.).

Im „Heliand" finden wir auch die Erklärung dafür, daß Pilatus eine Krone auf dem Haupt trägt. Es ist nicht, wie in manchen Deutungen steht, die Krone eines Königs, als welcher Pilatus in der späteren deutschen Volksdichtung erscheint, sondern die Krone eines regierenden Herzogs, der als „bodo kesures fan rumuburg" an Stelle des Kaisers herrscht und richtet. Kein Titel wird im „Heliand" dem Pilatus so oft beigelegt wie der Titel „heritogon"; aber er ist der regierende Herzog an Kaisers Statt. Deshalb trägt er eine höhere und kostbarere Krone als die drei Könige, die dem Jesuskind ihre Gaben bringen.

Ganz irrig ist in den verschiedenen Schriften über die Bernwardstüren der affengestaltige Teufel gedeutet, der dem Pilatus ins Ohr flüstert. Das ist nicht die Beeinflussung des „hard heritogo", des „harten Herzogs", seitens des Teufels, Christus zu verurteilen, sondern das gerade Gegenteil. Im „Heliand" ist die Bedeutung des Teufels in dieser Szene packend zum Ausdruck gebracht. Judas, der Verräter, hatte sich erhängt. Seine Seele fuhr zur Hölle:

„Da ward das der Böse gewahr,
der Schandtäter Meister,
Satanas selber, als die Seele kam
des Judas in Grund der grimmigen Hölle.
Da wußte er in Wahrheit,
daß das war der waltende Christ,
der Sohn des Drosten[32],
der da gebunden stand.
Er wußte in Wahrheit, daß er wollte
diese Welt all
durch seine Henkung vom Höllenzwange
die Leute erlösen zum Lichte Gottes.

[32] „drohtines" ist hier der Herr des Himmels, Gott selber.

Das war dem Satan Schmerz in der Seele,
großer Harm im Herzen.
Er wollte deshalb helfen,
daß ihm der Leute Kinder
das Leben nicht nähmen,
nicht totquälten am Kreuze.
Er wollte, daß er lebend bliebe,
auf daß die Menschenkinder
von der Hölle nicht würden,
von der Sünde nicht frei" (V. 10850).

Deshalb begibt sich, nach dem „Heliand", der Satan in des Herzogs Burg und bewegt durch Zauberkünste die Frau des Pilatus, daß sie einen Boten bzw. Soldaten zu ihrem Mann schickte mit dem Auftrag, den Gefangenen freizulassen. Dieser kam zu Pilatus, „der vor dem Wehrturm saß, an dem Steinwege, wo die Straße war mit Fliesen gefügt".

Bernward faßt jene Szene zwischen Satan und der Frau des Landpflegers mit dessen Frage und Urteil nicht nur in eins zusammen, sondern verstärkt sie dadurch, daß er den Teufel dem Pilatus unmittelbar Worte zuflüstern läßt, die offenbar derselben Art sind, wie die an die Frau des Landpflegers, die in die Gerichtsszene selber persönlich nicht hineinpaßte, aber mittelbar in der Gestalt des von ihr an ihren Mann abgesandten Soldaten erscheint. Bezeichnend ist deshalb die nahe Verbindung der ausgestreckten rechten Hand dieses Boten mit dem rechten Vorderfuß des als Affen Gottes dargestellten Teufels, der mit seinem linken Vorderfuß den zeptertragenden Arm des Landpflegers berührt, während sein linker Hinterfuß fest auf dessen Thron ruht. Die eigenartige Stellung des Teufels zwischen Pilatus und dem Soldaten, dem Boten seiner Gattin, ist auf dieser Szene besonders charakteristisch und findet nur aus dem „Heliand" eine richtige Deutung, die kennzeichnend für den Niedersachsen Bernward ist.

Bezeichnend ist, daß der Palast bzw. Wehrturm des Pilatus drei Kreuze auf der Spitze trägt, wie in dem Bilde davor der Tempel zu Jerusalem vom Kreuz überragt ist. Judentum und Heidentum haben in Christi Kreuzestod ihr Ende gefunden.

6. **Die Kreuzigung Christi.** Wenn auch die Anordnung der Figuren der üblichen Art der Miniaturen und Elfenbeinschnitzereien entspricht, so zeigt doch diese Szene Eigenarten, die auf Bernwards eigene Auffassung zurückzuführen sind.

Christus ist bereits gestorben. Seine Augen sind geschlossen, das Haupt geneigt. Die Gestalt erinnert in ihren hervortretenden Rippen, dem langen Lendenschurz, den auf dem Suppedaneum nebeneinander stehenden Füßen, den nach den Seiten hin weitausgestreckten Armen an die sonstigen Kruzifix-Darstellungen Bernwards[33], besonders an den Kruzifixus des Hildesheimer Domschatzes, obwohl sich im Faltenwurf des Lendenschurzes, der Haltung der Füße und vor allem im Fehlen der Nägel und Wundmale Abweichungen zeigen.

Das Kreuz wirkt eigenartig. Es ist als Baumstamm gedacht. Der „Heliand" nennt das Kreuz Christi „bomin treo" = „Baumes Stamm". Aber Bernward stellt nicht einfach ein Astkreuz dar, sondern ein Schuppenkreuz, wie es nur aus unbehauenen Palmenstämmen gezimmert sein kann[34]. Rudolf Wesenberg gibt den tieferen Sinn dieser Kreuzdarstellung an, wenn er sagt: „Der Stamm des Kreuzes verbindet die oberen und unteren Bildränder miteinander. Stamm und Querbalken sind im Sinne des ‚lebenden Kreuzes' mit Astansätzen versehen[35]."

Die Bodenerhöhungen, auf denen die vier Figuren neben dem Kreuze stehen, deuten den Kalvarienberg an. Unmittelbar neben dem Kreuze stehen rechts und links zwei römische Soldaten, von denen der eine die Seite Christi durchbohrt, der andere noch den Stab hochhält, mit dessen Hilfe er kurz vor dem Tode Christus einen Essigtrank reichte (Jo 19, 29 f.). Aber, im Unterschied zu den Worten der Bibel, hat Bernward den Stab nicht mit einem Schwamm, sondern mit einem Kelch versehen, aus dem Christus der Essigtrank, das gewöhnliche Getränk des römischen Soldaten, gereicht wurde. Eine derart ausgeprägte Kelchform findet sich, wie Franz Dibelius erklärt[36], in den künstlerischen Darstellungen der Kreuzigungsszene sonst nicht. Vielleicht wollte Bernward in seiner starken Neigung zur künstlerischen Symbolik hierdurch auf den Kelch der Eucharistiefeier hinweisen und so diesen Soldaten mit dem auf der linken Seite des Gekreuzigten in Verbindung bringen, der das Herz Christi durchbohrt, aus dem Blut und Wasser flossen[37].

---

[33] Vgl. dazu die Bildtafeln bei Wesenberg, a. a. O., 139 ff.

[34] F. Dibelius weist hier, S. 65, auf das Kreuz einer Ölampulle in Monza aus altchristlicher Zeit hin.

[35] R. Wesenberg, a. a. O., 79.

[36] F. Dibelius, a. a. O., 66.

[37] Nach den apokryphen „Acta Pilati A 16,7" hieß der Soldat mit dem Speer Longinus; der andere trägt in apokryphen Schriften den Namen Stephaton. In späteren Legenden wurde Longinus dem Hauptmann, der unter dem Kreuze Christus als Gottessohn bekannte, gleichgestellt.

Maria und Johannes tragen beide das Buch der göttlichen Offenbarung in der Hand, d. h. die Heilige Schrift des Alten Bundes. Daß Bernward auf seinen Türen immer wieder die Bibel darstellt, zeugt, wie schon oben erwähnt, von seiner Ehrfurcht vor dem geoffenbarten Gotteswort und seiner Liebe zur Heiligen Schrift, wovon auch seine Handschrift der Gesamtbibel kündet. Maria trägt das nach außen hin geöffnete Buch in der rechten Hand. Franz Dibelius schreibt, daß ihm nur eine einzige Darstellung bekannt sei, auf der Maria unter dem Kreuze in dieser Weise ein Buch in der Hand hält: das Elfenbeinrelief auf dem Buchdeckel der Theophanu[38]. An ihrem Hofe hatte der Priester Bernward den jungen Otto, den späteren Kaiser Otto III., unterrichtet. Wir haben also hier wiederum einen Beweis dafür, daß nicht nur die Ideen, die auf den Türen dargestellt sind, und ihre Zusammenhänge untereinander, sondern auch die Einzelheiten in den verschiedenen Szenen von Bernward als Inspirator, vielleicht sogar als Zeichner der Gußvorlagen, stammen, wobei den Gießmeistern in der Herstellung der Modelle manche Freiheit gelassen wurde, wie sich in den kunsttechnischen Unterschieden nachweisen läßt. Je mehr man sich mit der vielgestaltigen Kunst Bernwards beschäftigt, um so stärker wird die Überzeugung, daß Bernward in vielem persönlich und weithin originell nicht nur ideenhaft, sondern auch künstlerisch wirkte.

7. **Die Frauen am Grabe des Auferstandenen.** Die Szene, wie sie von Bernward hier gestaltet ist, stellt eine Kombination der Berichte aus den Evangelien von Markus und Matthäus dar, und zwar in der Weise, wie sie der „Heliand" schildert. Aus Markus sind die drei Frauen entnommen (Mk 16, 1), während Matthäus (28, 1) nur zwei erwähnt und Lukas (24, 1) keine bestimmte Zahl angibt[39]. Aus Matthäus ist, entsprechend der Schilderung im „Heliand", statt des „Jünglings", der rechts im leeren Grabe saß und den die Frauen erst bei ihrem Eintreten ins Felsengrab erblickten, der Engel entnommen, der den Stein vom Felsengrab hinweggewälzt hatte, bevor die drei Frauen kamen, der sich dann auf den umgestürzten Stein setzte und die ankommenden Frauen anredete.

Der „Heliand", der die drei Frauen als „bleca idisi, wlitisconi wib" = „bleiche Frauen, wundervolle Weiber" kennzeichnet, schildert die Szene außerordentlich lebendig. Während die Frauen sich in der

---

[38] F. Dibelius, a. a. O., 67.

[39] Doch ist aus seinem Kreuzigungsbericht (Lk 23, 56) zu entnehmen, daß es dieselben drei Frauen waren, die er dort als Maria Magdalena, Maria, die Mutter des Jakobus, und die Mutter der Söhne des Zebedäus bezeichnet, und die Markus beim Grabbesuch Maria Magdalena, Maria Jacobi und Salome nennt.

Frühe des ersten Wochentages, nachdem der Sabbat in Ruhe und Trauer vergangen war, auf dem Wege zum Grabe befinden:

„kam gesauset
ein Engel des Allwaltenden
oben von der Heitre
gefahren im Federkleide,
daß all das Feld ertönte,
die Erde dröhnte . . .
Sogleich auf sich hob
der große Stein von dem Grabe;
der Engel Gottes kehrte ihn
auf die Seite und setzte sich oben
auf den Deckel . . .
Da sahen sie ihn
sitzen allda,
die Weiber auf dem gewendeten Steine . . .
Weiter nicht wagten sie
zu dem Grabe zu gehen,
bis sie der Engel Gottes,
des Waltenden Bote,
mit Worten grüßte" (Vers 11605 f.).

Ganz so ist die Szene, wie sie Bernward gestaltet hat. Links ist das leere Grab Christi in Form eines Giebelhauses dargestellt. Den Giebel ziert das Kreuz, das nunmehr seine Erfüllung gefunden. Der Beschauer sieht in das leere Grab. Der schwer geknotete, flatternde „Vorhang" im Grabe soll wohl die zusammengefalteten und aufgehängten Tücher darstellen, in die der Leichnam Christi eingehüllt war.

Um dem Engel die richtige Stellung zu geben, hat der Künstler den umgelegten Stein, den „giwendidan stene" des „Heliand", an der rechten Seite des Grabhauses wie einen Thron plaziert, auf dem der Engel Platz genommen hat. Der Gestus seiner erhobenen linken Hand zeugt davon, daß er soeben die Frauen, die in ihren Händen Salbgefäße tragen, begrüßt. Da sie aber hintereinander schreiten, ist es zunächst nur die vorderste der drei Frauen, die bereits den Gruß vernimmt. Die mittlere erblickt soeben den Engel und hebt staunend ihre rechte Hand, während die letzte in Kummer und Schmerz vor sich hinschaut, noch ohne Ahnung von der Frohbotschatf des Engels über die Auferstehung Christi.

Es ist hier eine ganz ähnliche Auffassung zum Hauptthema der Szene der Auferstehung, wie sie Bernward im Dreikönigsbilde zur Geburt Christi in der Haltung der drei hintereinanderschreitenden

Könige zum Ausdruck bringt, ein Hinweis wiederum darauf, daß nicht nur die Gesamtkonzeption der Türen, sondern auch ihre Einzelheiten, jedenfalls in ihren Ideen, auf Bernward selber zurückgehen.

8. **Der Auferstandene erscheint zuerst der Maria Magdalena.** In der Mitte dieses letzten der 16 Bilder steht der auferstandene Christus. In der linken Hand hält er das Siegeszeichen des Kreuzes, die rechte neigt sich, wie sein Blick, grüßend und segnend der demütig und anbetend am Boden liegenden Maria Magdalena entgegen, die ihre Arme und Hände flehend dem Auferstandenen entgegenstreckt, um ihn festzuhalten.

Christus aber schreitet fort, aufwärts vor einem Turm, der wohl auf die Himmelsburg und damit auf die baldige Himmelfahrt hindeuten soll. Diese Szene ist umrahmt von Weinstöcken mit Trauben, dem Symbol der Eucharistie. In den Zweigen sitzen Vögel, durch ihre scharfen Schnäbel als Adler gekennzeichnet, als Sinnbilder des Siegers Christus. So finden wir den Adler auch im taubentragenden Weinstock an den Bernwardsleuchtern in gleicher Art und Bedeutung.

Den künstlerisch-ästhetischen Wert dieser Szene hat Dibelius, der freilich die Adler als Tauben ansieht, gut gekennzeichnet, wenn er schreibt: „Die Eigentümlichkeit, durch die sich dieses Relief von den übrigen ikonographisch oft sehr ähnlichen Darstellungen der Erscheinung vor Magdalena unterscheidet, ist das Emporsteigen Christi. Es ist alles darauf angelegt, diesen Zug nach oben für das Auge recht deutlich und eindrucksvoll zu machen. Das liegende Weib hebt sich halb vom Boden, dem Entfliehenden nach: es ist ein sehnsüchtiges Aufwärtsstreben in dieser Haltung. Die ausgestreckte Hand, der zurückgebogene Leib des Auferstandenen nehmen diese Bewegung auf; der lebhafte Aufstieg über die aufgetürmten Erdmassen, der erhobene Arm führen sie weiter empor, bis sie oben im Kreuze des Stabes gipfelt. Der Vogel über Magdalena sitzt und duckt sich nieder; die Vögel auf Christi Seite aber flattern lebhaft empor, die Hälse gereckt, als sollten sie eine Vorempfindung geben, wie sich Christus im nächsten Augenblick von der Erde losreißen und auffahren will. Die Feinheit dieser Anordnung wird erst im Zusammenhang der ganzen Bilderreihe klar. Der Blick folgt den Reliefs des rechten Flügels von unten nach oben. Hier im letzten Relief wirkt alles zusammen, ihn noch einmal machtvoll emporzuziehen, als sollte die Bewegung noch über den Rahmen hinausgehen. Es ist wie das Ausklingen eines Schlußakkordes. Gegenüber auf dem ersten Bilde neigt sich der schwebende Engel zur Erde nieder, Gott beugt sich tief herab zu dem neugeschaffenen Menschen. Wie rechts die emporgehende Bewegung der aufwärtssteigen-

den Bilderfolge nach oben ausklingt, so wird links der beginnende Abstieg der Reihe durch abwärtsgehende Bewegungen eingeleitet. Die Schlußbewegung rechts geht von innen nach außen, die einleitende Bewegung links von außen nach innen[40]."

Dibelius macht hier auf einen künstlerischen Parallelismus der beiden Türflügel aufmerksam, der aber nur das Symbol für deren ideenhaften und heilsgeschichtlichen Parallelismus ist, über den noch besondere Hinweise und Deutungen zu geben sind.

Der heilsgeschichtliche Parallelismus der beiden Türflügel

Über den geistigen oder, besser gesagt, heilsgeschichtlichen Parallelismus der beiden Türflügel sagt Rudolf Wesenberg: „Das Nebeneinander von Darstellungen des Alten und Neuen Testamentes auf jeweils gleicher Höhe ist als These und Antithese zu verstehen[41]." Er weist dabei auf einige besonders charakteristische Gegenüberstellungen hin, auch darauf, daß je zwei aufeinanderfolgende Szenen je eine thematische Einheit bilden, so auf dem linken Türflügel die beiden obersten Bilder das Thema der Erschaffung des Menschen, die beiden nächsten Sündenfall und Verurteilung, die beiden folgenden Vertreibung aus dem Paradiese und Mühsal des Erdenlebens der sündigen Menschen, die beiden letzten die Geschichte von Kain und Abel; wir können hinzufügen: die Vollendung der Sünde im ersten Brudermord als Schlußbild dieses Türflügels. So sind auch auf dem rechten Türflügel vier Themen durch je zwei aufeinanderfolgende Bilder zur Darstellung gebracht: die Menschwerdung des Logos in Verkündigung und Geburt Christi, die frühe Kindheit Christi in der Anbetung der Könige und der Darstellung im Tempel, Christi Passion und Erlösungswerk in seiner Verurteilung und seinem Kreuzestod, die Vollendung der Erlösung im Sieg über den Tod in den beiden Auferstehungsszenen, wovon die letzte der beiden im aufschreitenden Christus bereits auf dessen Himmelfahrt und Verklärung hindeutet: „Es läßt sich auch eine Gruppierung von jeweils vier Szenen vornehmen: vier Paradiesesszenen und vier Szenen mit den Folgen des Sündenfalles — vier Szenen der Kindheitsgeschichte Christi und vier über sein Erlösungswerk[42]."

Von Bedeutung für die theologische Wertung, für das heilsgeschichtliche, dogmatische Denken Bernwards und damit für die Würdigung der persönlichen Arbeit Bernwards und ihrer Selbständigkeit und Origi-

[40] F. Dibelius, a. a. O., 71 f. [41] R. Wesenberg, a. a. O., 66.
[42] Ders., ebd., 67.

nalität am Zustandekommen der Türen ist ein näheres Eingehen auf den geistig-religiösen Parallelismus der Szenen der beiden Türflügel, die in ihrer Gesamtkonzeption wie in der Gegenüberstellung der antithetischen Szenen dem Volk als Bilderbibeln dienen und es im Glauben und der Erfassung der geoffenbarten Heilswahrheiten vertiefen sollten.

Bei der Ergründung dieses heilsgeschichtlichen Parallelismus der einander gegenüberstehenden Szenen der beiden Türflügel und damit schließlich der beiden Flügel in ihrer Gesamtheit gehen wir am besten von den untersten Bildern nach oben, wie es schon im Jahr 1885 der damalige Hildesheimer Bischof Dr. Wilhelm Sommerwerck (1871-1905) in einem geistvollen Hirtenbrief über den hl. Bernward getan hat[43].

1. dem **ersten Brudermord,** in welchem die Sünde der Stammeltern ihre Vollendung fand und in ihrer furchtbaren Auswirkung durch den Tod, der hier zum erstenmal als Frucht der Sünde Adams in der Auswirkung der Erbsünde auf Erden in Erscheinung tritt, stellt Bernward in der **Verkündigungsszene zu Nazareth** den Beginn der Erlösung gegenüber, der Keule des Brudermörders die Friedenspalme, die Maria in ihrer rechten Hand trägt. Die Antithese zum Fluche Gottes über den ersten Mörder: „Horch, das Blut deines Bruders schreit zu mir vom Erdboden her. Und nun, verflucht sollst du sein auf der Erde, die ihren Mund aufgetan hat, das Blut deines Bruders von deiner Hand zu trinken . . . Unstet und flüchtig sollst du sein auf der Erde" (1 Mos 4, 10 f.) bilden die Worte des Gottesengels an Maria: „Sei gegrüßt, du Begnadete. Der Herr ist mit dir . . . Fürchte dich nicht, Maria; denn du hast Gnade gefunden bei Gott. Und sieh! Du wirst empfangen und einen Sohn gebären; und seinen Namen sollst du Jesus heißen. Dieser wird groß sein und der Sohn des Allerhöchsten genannt werden . . . Seines Reiches wird kein Ende sein" (Lk 1, 28 ff.). Dem trotzigen Wort des frechen Mörders: „Bin ich denn der Hüter meines Bruders?" (1 Mos 4, 9) steht entgegen das Wort der demütigen Maria: „Sieh, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe nach deinem Worte" (Lk 1, 38): „Dort sehen wir das Reich der Sünde, durch Neid und Bruderhaß, durch Gewalt und Mord begründet. Hier senkt sich in geheimnisvoller Stille in Mariä Schoß der unendlich gute Gott, um die Sünde zu tilgen, um das neue Gottesreich zu stiften, das Reich der christlichen Liebe. Fürwahr, großartiger hätte der Künstler die furchtbare Vollendung der Sünde und den Anfang der Erlösung nicht gegenüberstellen können[44]."

---

[43] Hirtenbriefe des Bischofs Dr. Wilhelm Sommerwerck, gen. Jakobi (Hildesheim 1906) 609-649. [44] Wilh. Sommerwerck, a. a. O., 226.

2. Das Thema der **beiden nächsten Szenen** lautet „Opfer". Das Opfer steht als Sühne für die Sündenschuld am Anfang der Menschheitsgeschichte. Aber „unmöglich kann Blut von Böcken und Stieren Sünden hinwegnehmen" (Hebr 10, 4). Deshalb sprach der Sohn Gottes schon im Augenblick der Menschwerdung, bei der Verkündigung des Engels, die oben zitierten Worte: „Schlachtopfer und Speiseopfer hast du nicht gewollt; aber einen Leib hast du mir bereitet. Sieh, mein Gott, ich komme, deinen Willen zu erfüllen" (Hebr 10, 5 ff.). Nun ist er gekommen und als hilfloses Kind im Stalle zu Bethlehem der Menschheit erschienen. Sein Opferleben beginnt hier in Mißachtung und Armut, in Not und Entsagung.

Das Opfer Abels findet im Opfer Christi seine Erfüllung. Dieses steht gleichzeitig als Opfer des allheiligen Gottessohnes in der Antithese zur rein äußeren Opfergabe des in seinem Herzen böse gesinnten Kain. Für die zur Feier des eucharistischen Opfers in das Gotteshaus Eintretenden lag im Parallelismus dieser beiden Szenen eine ernste Mahnung.

3. Im **dritten Bilderpaar** sehen wir zwei Mütter mit ihren Erstgeborenen auf dem Schoß: die Stammutter Eva mit Kain; Maria, die Eva des Neuen Testamentes, mit Jesus. Wir sehen Adam im Schweiße seines Angesichtes den Erdboden bearbeiten, gegenüber drei Könige, die die Früchte menschlicher Arbeit dem Sohne Gottes darbringen: „Es ist ein schöner Kontrast, in welchem Bernward den Ursprung des gefallenen Geschlechts aus der sündigen Eva und den Ursprung der übernatürlichen Ordnung durch den Sohn Mariä uns vor Augen stellt. Dort Eva, die Mutter des Brudermörders, hier Maria, die stets jungfräuliche Gottesgebärerin, die ‚Mutter der göttlichen Gnade'. Dort Adam, dem die Arbeit ein Fluch ist; hier gottesfürchtige Fürsten, die die kostbarsten Früchte der Erde dem menschgewordenen Gott zu Füßen legen und so das höchste Ziel aller menschlichen Arbeit, die Verherrlichung Gottes, erreicht haben. Hier erkannte der Büßer, daß wir verbannte Kinder Evas sind; er erkannte aber auch das hohe Ziel der irdischen Arbeit und Mühe: die Vereinigung mit Gott durch den Glauben und die Liebe zu Christus, den hier Maria, die Zuflucht der Sünder, dem reuigen Sünder entgegenhält[45]" (Bildseite 4, 5 und 6).

Der Engel Gabriel, der dem sich mühenden Adam das Kreuz entgegenhält, stellt die Verbindung zum Erlöser auf dem Schoße seiner Mutter her. Es ist der Engel der Verkündigung vom untersten Bilde des rechten Türflügels.

---

[45] Ders., 629.

4. **Das vierte Bilderpaar** stellt der Vertreibung aus dem Paradiese die Darstellung Jesu im Tempel gegenüber. Dort verlassen Adam und Eva das Paradies, hier wird der zweite Adam durch die Eva des Neuen Bundes in den Tempel getragen. Dort ein Hinausschreiten in die Nacht menschlichen Irrens und die Dunkelheit der Gottesferne und des Heidentums, hier der Eingang Christi in den Tempel als „Licht zur Erleuchtung der Heiden" (Lk 2, 32). Dem ausweisenden Strafengel steht der beseligte Simeon gegenüber, der das von Maria hoch erhobene Kind entgegennimmt und, nach der Schrift, die Worte sprach: „Nun entlässest du, o Herr, nach deinem Worte deinen Diener in Frieden; denn meine Augen haben dein Heil gesehen, welches du bereitet hast vor dem Angesichte aller Völker" (Lk 2, 29 ff.).

Der Hildesheimer Bischof Sommerwerck weist mit Recht darauf hin, daß die Darstellungen der vier unteren Bilderpaare einen vorbereitenden Charakter für den Büßer jener Zeit trugen, in denen er links die schlimmen Folgen der Abkehr von Gott schaute und rechts das Opfer der Erlösung in seinem Anfange. So wurde er „befähigt, desto lebendiger die unendliche Liebe und Barmherzigkeit Gottes zu erfassen, welche die oberen Bilder verkünden".

5. Zwei Verhöre und zwei Urteile stehen sich im **fünften Bilderpaar** entgegen: links das Verhör der sündigen Menschen, die die Schuld von sich abzuschieben suchen, und das Urteil Gottes über die Sünder. Rechts der unschuldige Gottessohn, der alle Menschenschuld auf sich nimmt, vor dem sündigen, ungerechten, heidnischen Richter. Links die Menschen, die dem Worte Gottes nicht glaubten, wohl aber den Einflüsterungen des Teufels; rechts ebenfalls der Mensch, der das Wort der ewigen Wahrheit skeptisch zurückweist und auf die Einflüsterungen des Teufels lauscht, allerdings in Stolz und gleichzeitiger Feigheit seinen eigenen Weg geht und gerade dadurch nach dem Willen der göttlichen Weisheit und Vorsehung ungewollt mitwirkt am Werke der Erlösung. Es sind besonders packende Gegenüberstellungen, die Bernward im Parallelismus dieser beiden Szenen zur Darstellung bringt.

6. Am stärksten und offenkundigsten treten die Antithesen **im sechsten Bilderpaar** zutage, in welchem Bernward die zwei größten Ereignisse der Menschheitsgeschichte gestaltet hat: den Sündenfall im Paradiese und die Erlösung von der Sünde auf Golgotha. Zum sündigen Adam bildet der gekreuzigte Gottessohn die Antithese, zum Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen, unter dem die erste Sünde geschah, das Kreuz Christi, zur Schuld die Versöhnung, zum Ungehorsam und Hochmut des ersten Adam die Demut und der Gehorsam des

zweiten, der sich in seiner Demut „selber erniedrigte und gehorsam ward bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuz" (Phil 2, 8).

In diesem Bilderpaar hat Bernward plastisch das Wort der Schrift gestaltet: „Wie durch den Ungehorsam des einen Menschen die vielen (d. h. die Masse der Menschheit) zu Sündern wurden, so werden durch den Gehorsam des Einen die vielen (d. h. die Gesamtheit) zu Gerechten gemacht" (Röm 5, 19).

So weckte Bernward, wie Bischof Sommerwerck treffend sagt, durch den Parallelismus dieser beiden Szenen „in den Herzen der Büßer zu gleicher Zeit bittere Reue und zuversichtliches Vertrauen, die Grundlage aller wahren Buße" (Bildseiten 2 und 3).

7. Die Vollendung der Schöpfung in der Erschaffung des Weibes, die Vollendung der Erlösung in der Auferstehung, wodurch auch der letzte Feind, der Tod, überwunden wurde, stellt Bernward im **vorletzten Bilderpaar** einander gegenüber. Gott führt die soeben erschaffene Eva zu Adam. Frauen sind es, die zuerst die Verkündigung der Auferstehung des zweiten Adam vernehmen, mit dem Auftrag, sie den Aposteln weiterzugeben. In diesem Zusammenhang weist Bischof Sommerwerck auf die Worte des Cyrill von Alexandrien hin: „Gerade der Frau gebührte dieser herrliche Vorzug. Die Frau, die einst Vermittlerin des Todes geworden war, wird frei von dieser Schuld, da sie nun die Engelsbotschaft vermittelt und das erhabene Geheimnis der Auferstehung zuerst erfährt, zuerst verkündet[46]."

8. Das **letzte der Bilderpaare** zeigt die Erschaffung des ersten Adam und seine Erhebung zur Gotteskindschaft auf dem linken Türflügel und auf dem rechten den auferstandenen Adam des Neuen Bundes, der die durch die Sünde des ersten Adam verschlossene Tür zum Himmel mit dem Kreuze öffnet. Er erscheint hier der einstigen öffentlichen Sünderin Maria Magdalena. Sie galt in allen Jahrhunderten als Typ der sündigen und büßenden Seelen. „Und wie sie den auferstandenen Heiland", so sagt der hl. Cyrillus von Alexandrien, „noch nicht umfassen durfte, weil er noch nicht von der Rechten des Vaters den Heiligen Geist gesandt hatte, so hält auch die Kirche vom Tische des Herrn alle jene fern, deren Herz noch nicht vom Heiligen Geist erfüllt ist. Die Sünder sollten vorher durch Werke der Buße ihre Seelen läutern, vom Irdischen abziehen und in Werken der Gottes- und Nächstenliebe sich üben[47]."

---

[46] Cyrill Alex. in Luc 24, 9, Migne PG 72, 942 BC; Wilh. Sommerwerck, a. a. O., 636.

[47] Cyrill Alex. in Joh 20, 17; Sommerwerck, 639.

Dieses letzte Bilderpaar ist die Verkörperung des Karsamstagwortes aus dem „Exsultet": „O felix Adae culpae." Die herrliche Schöpfungsszene des linken Türflügels findet in der zum Himmel aufschreitenden Gestalt des Auferstandenen ihre letzte Sinndeutung und Vollendung. Über aller Schöpfung schwebt Christus, versinnbildet in den Adlern, Christus, der Sieger und Verklärte, Christus heri et hodie et in aeternum: das ist der letzte und tiefste Sinn der Bernwardstüren.

Christus, der Erlöser von der Sünde, steigt mit all denen, die sich in Glaube, Liebe und Buße ihm eingliedern, zum Vater auf, um dort, auch seiner Menschheit nach, als König ein ewiges unvergängliches Reich zu gründen: „das Reich der Wahrheit und des Lebens, der Heiligkeit und der Gnade, der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens" (Präfation aus der Messe des Christkönigsfestes). Christus hat die natürliche Schicksalsgemeinschaft der sündigen Adamskinder in die übernatürliche Gnaden-, Liebes- und Lebensgemeinschaft erlöster Gotteskinder umgewandelt, indem er die Gesamtheit der durch natürliche Zeugung mit Adam Verbundenen und mit der Erbsünde und persönlichen Sünde Belasteten in sich widergeboren zu seinem mystischen Leibe zusammenwachsen läßt und sie zum Volke Gottes macht, auf daß so die Menschheit durch ihn mit dem Vater versöhnt und der Vater in höchster Weise verherrlicht wird. Darin lagen der Trost und die Hoffnung für alle Büßenden und alle die Kirche von St. Michael Besuchenden, wenn sie die große theologische Gedankenwelt der Bernwardstüren beim Eintritt ins Gotteshaus nach dem Willen Bernwards, des größten unserer Hildesheimer Bischöfe, auf sich wirken ließen.

Treffend sagt im Hinblick auf die Bernwardstüren Wulf Schadendorf: „Es gibt Kunstwerke, an deren ausdrucksdichter Formenhoheit letztlich jede Deutung scheitern muß: Giottos Judaskuß, Dürers Apokalypse, die Bernwardstür zu Hildesheim. Menschliches Urerleben wird im Bilde gebannt, Form, Aussage und Symbol werden untrennbar, wenn in den Sternstunden der Kunst, den Stunden größter entwicklungsgeschichtlicher Entscheidungen, Schöpfungen vollzogen werden. Einer solchen Sternstunde verdanken wir die Bronzetür des hl. Bernward[48]."

---

[48] W. Schadendorf, a. a. O., 5.

Die kirchliche Visitation von 1657 im Bistum Hildesheim

Von Hermann Engfer

Während die Veröffentlichungen der evangelischen Visitationsprotokolle, Instruktionen, Berichte und Abschiede der reformatorischen und nachreformatorischen Zeit innerhalb der welfischen Lande uns schon seit längerer Zeit fast lückenlos vorliegen bzw. ihre Veröffentlichung noch weiter fortgesetzt wird[1], fehlen sie in geschlossener Folge für diese Zeit für das Bistum Hildesheim fast ganz. Für die durch den Quedlinburger Rezeß (1523) an Braunschweig-Wolfenbüttel gefallenen Gebietsteile des Bistums versuchte Herzog Heinrich der Jüngere in landesherrlicher Usurpation 1542 eine kirchliche Visitation durchzuführen[2]. Diese ließ jedoch die inzwischen dem Luther-

[1] Kayser, K., Die reformatorischen Kirchenvisitationen in den welfischen Landen 1542-44 (1897).
Ders. Die Generalvisitation von 1588 im Lande Göttingen-Kalenberg, in: Ztschr. d. Ges. f. nieders. Kirchengesch., Bd. 8 u. 9 (1904).
Spanuth, F., Quellen zur Durchführung d. Reformation im Braunschweig-Wolfenbüttelschen Lande 1551-1568.
ebd. Bd. 42 (1937), S. 241-281.
Ders., Wolfenbütteler Examensprotokolle aus den Jahren 1569 u. 1570, ebd. Bd. 43 (1938), S. 186-203.
Ders., Protokolle d. Visitation der Frauenklöster d. Braunschweig-Wolfenbüttelschen Landes i. J. 1568, in: Jahrbuch d. Ges. f. nieders. Kirchengesch., 51. Bd. (1953), S. 118-127.
Ders., Die Grubenhagensche Kirchenvisitation von 1579, ebd. 52. Bd. (1954), S. 103-123; Bd. 53 (1955), S. 71-74.
Ders., Die Generalvisitation in Grubenhagen von 1617, 53. Bd. (1955), S. 49-70.
Ders., Die Herzberger Synoden und Kirchengerichte von 1582-1588, ebd. 54. Bd. (1956), S. 18-47.
Wolters, E. G., Die Kirchenvisitationen der Aufbauzeit 1570-1600 im vorm. Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel, in: Ztschr. d. Ges. f. nieders. Kirchengesch., 43. Bd. (1938), S. 204-237, 44. Bd. (1939), S. 64-85, 45. Bd. (1940), S. 153-202, 46. Bd. (1941), S. 99-153; Jahrbuch d. Ges. f. nieders. Kirchengesch. 48. Bd. (1950), S. 62-85.

[2] Kayser, K., Eine vorreformatorische landesherrliche Kirchenvisitation im Herzogtume Braunschweig (o. J.), s. ferner Nieders. Staatsarchiv Hannover (= NSTAH) Calenberg 21 B IVa Nr. 1.

tum zugefallene Stadt Braunschweig gar nicht zu, während sie für die übrigen Städte Alfeld, Gandersheim und Bockenem sowie für die vier Ämter Liebenburg, Steinbrück, Schöningen und Fürstenberg recht ungenau und summarisch war, und zudem liegt das Aktenstück nur recht bruchstückhaft vor. Lediglich der Bericht aus der Stadt Alfeld verdient hervorgehoben zu werden, da „diese an kirchlichen Stiftungen und Geistlichen reiche Stadt noch lange dem Evangelio widerstand[3]". Sodann hat Bertram auf einzelne reformatorische Maßnahmen des Bischofs Burchard von Oberg (1557-1573)[4] sowie auf die Visitation unter Bischof Herzog Ernst von Bayern (1608-1609)[5], auf die Rekatholisierung im „Kleinen Stifte" unter Bischof Ferdinand[6] und auf die Visitation der Restdiözese unter Maximilian Heinrich von Bayern 1657[7] in kurzen Auszügen seiner im weiten Rahmen gespannten Bistumsgeschichte hingewiesen, mit dem erfreulichen Ergebnis, daß er einerseits die Schatten der vortridentinischen Mißbräuche nicht schamhaft verschweigt und andererseits gern verweilt bei den Lichtseiten der nachtridentinischen Reform, wie es die verdienstvollen Forschungen H. Jedins sachgerecht fordern[8].

Daß die Publikationen der evangelischen Visitationen, für die wir besonders in ihrer objektiven Herausgabe F. Spanuth und E. G. Wolters (†) dankbar sind, reichlicher vorliegen als die kath. Veröffentlichungen, mag seine verschiedenen Ursachen haben. Sie mögen zunächst in der Sache selbst zu erblicken sein, da der überkommene Aktenbestand hier viel reichlicher und geschlossener vorliegt. Dann aber auch darin, daß das landesherrliche Regiment bei der Überführung seiner Territorien in die Glaubensneuerung sich notwendigerweise gezwungen sah, eine Bestandsaufnahme der Kirchengüter und ihrer Intraden zu vollziehen, sodann aber auch bei dem allmählich sich festigenden neuen Kirchenwesen die einzelnen Personen im Examen und Verhör über ihre Zugehörigkeit „zur reinen Lehre" zu vernehmen.

Dagegen fehlen geschlossene Aktenbestände über gehaltene Visitationen in unserer Diözese ganz, die in so reichem Maße Auskunft geben könnten wie dort. Sodann verblieben die noch restlichen Pfarreien und Klöster des Bistums von der Einführung der Reformation in unserem Gebiet (1542) bis zum Ausgang des Dreißigjährigen Krieges

---

[3] Kayser, K., S. 11.
[4] Geschichte des Bistums Hildesheim Bd. II (1916), ebd. S. 245-249.
[5] ebd. S. 339-343. [6] Bd. III (1925), S. 10 u. 36.
[7] ebd. S. 70 f.
[8] Das vierhundertjährige Jubiläum der Eröffnung des Konzils von Trient und sein wissenschaftlicher Ertrag, in: Schreiber, G., Das Weltkonzil von Trient, Bd. 1 (1951), S. 26.

in einem dauernden Wechsel zwischen katholischem und lutherischem Bekenntnis. Der Protestantisierung folgte oft schon nach wenigen Jahren wieder die Rekatholisierung und nicht selten wiederholte sich in vielen Stiftsdörfern nochmals dasselbe Wechselspiel, so daß während dieser Zeit nicht von einem ruhigen und abgeschlossenen konfessionellen Besitzstand gesprochen werden kann. Die Ursachen dafür sind so verwickelt und buntscheckig, daß nicht eine von ihnen für zwei Pfarreien gelten kann. Und endlich fehlte es in dieser Zeit trotz der tridentinischen Beschlüsse in Hildesheim wie auch in den andern Diözesen Deutschlands an der notwendigen Entschlossenheit und Reformfreudigkeit der Bischöfe[9], denen, selbst wenn sie dazu auch bereit waren, nicht selten die Domkapitel und immediaten Stifte und Klöster heftig entgegenstanden.

Wir wählten daher die Visitation von 1657, weil die Bestände gerade wenigstens hier relativ reichhaltiger sind als bei der Visitation von 1608/09, und weil bis zu diesem Jahre die konfessionellen Besitzkämpfe wenigstens für das sog. kleine Stift als abgeschlossen gelten können und endlich, weil ein fester Besitzstand angenommen werden kann. Beide Visitationen hat, wie bereits erwähnt, Bertram im Überblick behandelt[10]. Wir bringen sie hier zunächst für die Pfarreien und dann in einem zweiten Beitrag im 2. Vereinsheft dieses Jahres für das Domstift und die übrigen Stifte und Klöster, da ihre Veröffentlichung in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung ist. Denn es ist ja die Zeit, „da das Gold der allgemeinen Gesetze in die kleine Münze des täglichen Lebens umgewechselt wurde durch Visitationen, Synoden und Kirchenordnungen". So ist auch diese Visitation ein kleiner Ausschnitt aus der großen Tridentinischen Reform und „kommt indirekt der Abwehr zugute, ist aber, in sich genommen, nicht selbst Abwehr, sondern Entwicklung des eigenen Lebensgesetzes der Kirche[11]".

Der Visitator war 1657 der Hildesheimer Weihbischof Adamus Adami[12]. Ihm waren zeitweilig zur Hilfe gegeben der Bischöfliche Offi-

---

[9] Für die Bistümer Münster, Paderborn, Osnabrück s. Schreiber, Bd. II (1951), 325 f., 346, 358 f., 401 f., 405, 423, 374, 378 ff.

[10] Bd. II S. 339-344, Bd. III (1925) S. 70-73; ferner NSTAH Hildesheim I - 79. Teil - 1. Absch. 149 Nr. 6a u. Dombibliothek Hildesheim (Beverina) A 208.

[11] Zeeden, E. W., Zeitalter der europäischen Glaubenskämpfe, Gegenreformation und kath. Reform. Ein Forschungsbericht, in: Saeculum, Jahrbuch f. Universalgeschichte, Bd. 7 (1956), Heft 3, S. 321-367.

[12] s. über ihn die wertvollen Arbeiten von P. Volk, in: Studien und Mitteilungen aus d. Benediktiner- u. Zisterzienserorden, Bd. 58 (1940), S. 207-214. Ders., in: Annalen d. Hist. Ver. f. d. Niederrhein, Bd. 142/43 (1943), S. 84 bis 146 mit reicher Literaturangabe.
Ferner: Bertram, Bd. III, S. 70, 80 ff.

zial Johannes Matthisius und der Domdechant Friedrich von Oynhausen[13]. Bischof Maximilian Heinrich Herzog von Bayern (1650-88) besuchte bald nach seiner Konsekration seine neue Diözese und hielt hier am 12./13. April 1652 eine Diözesansynode ab[14]. Schon dabei wünschte er dringend die Durchführung einer Visitation der Diözese. Jedoch erst bei seinem zweiten Besuch im Jahre 1657 kam sie zustande. Der Weihbischof erhielt alle Vollmachten mit Instrument vom 21. Januar 1657. Wegen der gerade strengen Winterkälte und der im Frühjahr ausgebrochenen Pest konnte er erst im Hochsommer mit seiner Arbeit beginnen. Daten sind bei den einzelnen Pfarreien nicht angegeben.

Anscheinend hat Adamus Adami am Schluß der Visitation nach vorliegenden Aufzeichnungen seinen Bericht abgefaßt. Adami hat offenbar jede der aufgeführten Pfarreien selbst besucht. Er hebt in seinem Bericht hervor, daß er in jeder Pfarrei die hl. Firmung gespendet habe und dabei festgestellt worden sei, daß sich seit Menschengedenken kein Bischof dort zur Verwaltung dieses Sakramentes habe sehen lassen. In vielen Gemeinden waren noch die Kriegseinwirkungen spürbar. Überall wurden Schäden an Kirchen und Altären, Pfarrhäusern und Küsterwohnungen festgestellt. Nach seinem Ermessen sei bislang im Aufbau wenig geschehen und er stelle es dem Bischof anheim, das Nötige durch baldige Verordnung zu veranlassen. Am erfreulichsten aber ist die Tatsache, daß sich trotz des Krieges der sittliche Zustand des Pfarrklerus und sein Bildungsstand gegenüber allen andern Klagen gehoben hatte, sicher nicht ohne Einfluß durch die Vorbildung des Klerus bei den Vätern der Gesellschaft Jesu, wie Bertram richtig bemerkt[15]. Wie üblich mögen auch hier Fragen und Antworten schematisch und summarisch erfolgt sein. Die Reihenfolge ist nach Ämtern geordnet, da die alte kirchliche Ordnung nach Archidiakonatsbezirken nun in „Konfusion geraten" war. Die nach dem Rezeß über die Restitution des Hochstiftes (1643) erst eingerichteten Amtspfarreien waren anscheinend 1657 noch zu gering bzw. im Entstehen begriffen[16]. Außer der nur namentlichen Aufführung von Winzenburg und der Visitation von Peine ist anscheinend keine dieser Pfarreien besucht.

---

[13] Bertram, A., Die Bischöfe von Hildesheim (1896), S. 188.

[14] Bertram III 56 ff. Neue Forschungen über Max Heinrich s. Franzen, A., Französische Politik und Kurkölns Beziehungen zu Frankreich unter Erzbischof M. H. in römischer Sicht, in: Römische Quartalschrift, 52. Bd., Heft 3/4 (1957), S. 169-210.

[15] III S. 72.

[16] Unsere Diözese = (UDZ) 26. Jg. (1957), S. 45-54, ferner Jg. 1929, 3. Heft, S. 78-88.

Groß-Förste (Voerste) ist Mutterkirche der drei Filialen Kl. Förste, Kl. Giesen und Hasede. Jus patronatus (?) Pastor heißt Wulradus Spiegel; er verrichtet sein Amt unsträflich. In der Kirche steht es ziemlich wohl. Das Pfarrhaus aber ist schlecht akkomodieret. Nachtrag unter G.: die Filialkirche zu Kl. Giesen ist nach Meinung des Pastors zu Förste unbequem gelegen, besonders wegen der Administrierung der Sakramente und Taufe der Kinder zur Winterszeit. Sie wäre nach Gutachten des Visitators besser zur Pfarre Giese zu legen.

In Förste fand während der Holsteiner Regierung die Reformation wie in den übrigen Pfarreien des Amtes schnellen Eingang. Die Gemeinde wurde von 1554 bis zu Ende des 16. Jhs. von einem luth. Prädikanten versehen[17], und zwar von 1550 bis 1568 Heinrich Hunemann († 1568); dann folgte Heinrich Koch, 1571 Karl Kisberg, der schon als Student die Exspektanz auf die Pfarre erhielt. Der ab 1575 folgende Pastor Rudloff nahm eine zweifelhafte Haltung ein, der je nach Anforderung die Sakramente bald auf kath. bald auf luth. Weise spendete[18]. Als Archidiakon von Förste stand dem Domherrn Melchior von Rindtorff die Besetzung der Stelle zu. Dieser schickte den Kanonikus Schnorr (Schnur) nach dort unter großem Protest der Bauern. Sie wollten, wie es einer klar ausdrückte, „mit bei dem meisten Haufen bleiben". Auch der Nachfolger Schnorrs, Andreas Witte (ab 1580), der durch den bischöflichen Rat und Domprediger Dr. Winnichen[19] eingeführt wurde, hatte keinen leichten Stand. Lieber wollten die Einwohner auswandern und ihre Güter verkaufen, als wieder katholisch werden; dem „Pastor aber wollten sie schon den schwarzen Kopf rot machen". Nach wie vor ließen sie alle Pfarrakte vom Prädikanten in Ahrbergen oder Hildesheim vornehmen. Ab 1610, unter dem Pastor Johannes Drudecke (Druedeken) ist Förste jedoch wieder katholisch, bei der schwedischen Besatzung (1632-1643) nochmals vorübergehend wieder evangelisch, mit dem Pastor Ambrosius Eckstein bestellt. Von 1643-1645 versahen Jesuiten die Pfarrei[20]. Aus der Zeit der Rekatholisierung mag der frühere Brauch rühren, daß man beim Herannahen eines Prädikanten die rote Kirchweihfahne aus dem Turme hing[21].

Groß-Giesen (Giesen). Das Patronat hat der Abt von St. Godehard. Pastor ist Henricus Bothfeld, Profeß von St. Godehard. Er verrichtet sein Amt unsträflich. In der Kirche ist alles wohl bestellt. Die Pfarrleute sind durchgehends katholisch.

---

[17] Meyer, Ph. Die Pastoren der Landeskirchen Hannovers und Schaumburg-Lippes seit der Reformation, Bd. I (1941), Bd. I, S. 360.

[18] Bertram II 399 ff., 262, 404 f. [19] Über W. s. UDZ, 22. Jg. (1953), S. 82-87.

[20] Über den Zustand des Pfarrhauses s. Henkel, K. Handbuch der Diözese Hildesheim (1917), S. 143.

[21] Hist. pol. Blätter, Jg. 1888, S. 653, ferner noch NSTAH Hildesheim I - 79. Teil - 1. Abschnitt Nr. 149, Fasc. 3 u. I - 80 - 1 Nr. 26 betr. Ahrbergen, Förste und Giesen, UDZ, 26. Jg. (1957), S. 50.

In Gr. Gießen waren die konfessionellen Verhältnisse ähnlich verwickelt wie in Förste. 1552 ist als Prädikant genannt Johannes Cappe, während der Schwedenzeit 1632: Ulrich Unverzagt und 1639: M. Silbermann von Steuerwald, der Giesen versehen sollte[22].

Ahrbergen (Arberg). Patron ist der Episcopus. Pastor: Kanonikus Reg. von der Sülte (Sültekloster in Hildesheim). Um Gottesdienst, Kirche, Schule und Kinderlehre ist es ziemlich gut bestellt. Es bestehen Streitigkeiten zwischen Pastor und Oppermann. Dieser wurde durch die Visitatoren entlassen. Die Leute waren fast alle katholisch. Viele waren erst in letzter Zeit wieder zum katholischen Glauben bekehrt worden.

Auch Ahrbergen war durch den Abfall der Pfarrer Leonhard Witborn, Christoph Kothe, Ludwig Schrader, Hermann von Schwansbell und Franz Lölemann von 1551-1582 evangelisch geworden[23]. Schrader war vorher Domvikar am Altare BMV zu Hildesheim gewesen. Schwansbell stammte aus der Erzdiözese Köln und war in Münster geweiht. Er kam als Schloßkaplan nach Steuerwald und dann als Prädikant nach Ahrbergen. 1574 verließ er die Pfarre „auß hochdringlicher noth und unter großen Schmerzen, Weinen und Klagen" seiner Pfarrkinder. Er ging von Ahrbergen nach Limmer-Hannover[24].

Noch einmal gelang die Anstellung eines ev. Geistlichen. Franz Lölemann, ehem. Konventual aus Loccum, erhielt die Pfarre bis 1582. Wohl auf Betreiben der evangelischen Nachbargemeinden wandte sich die Gemeinde an die Regierung, sie bei der ev. Lehre, an die sie sich schon gewöhnt hätte, zu belassen, da sie sonst von den Nachbarorten geschmäht und für wankelmütige Leute ausgeschrien würden. Auch könnten dadurch noch größere Feindschaften kommen. 1583 wird jedoch dem Konvertit Adam Christoph Bock als rechtmäßigem kath. Pfarrer die Stelle übertragen. Der Amtmann von Steuerwald hatte strengste Anweisung von den bischöflichen Räten erhalten, „fremde unkatholische Pastoren" von den Pfarren Ahrbergen, Giesen und Förste fernzuhalten[25]. Tatsächlich fand sich bei der Anstellung des Pfarrers Bock nur ein einziger Katholik vor; die Pfarre war in 30 Jahren ganz dem ev. Bekenntnis zugetan.

1595 übertrug Bischof Ernst dem P. Placidus Bock S. J., dem Sohne des konvertierten Adam Christoph Bock, die Pfarrei. Hier wäre also die Reihenfolge bei Henkel zu berichtigen. P. Placidus Bock wirkte bis 1624. Im Jahre 1627 wandte sich der Prior des Sülteklosters an die Regierung, wegen der großen Armut des Klosters doch künftig dort einen der Konventualen anzustellen. Die Gemeinde war jedoch im Laufe der nächsten Zeit mit den Ordensleuten nicht zufrieden. Bauermeister und Gemeinde wandten sich mit Schreiben vom 29. August 1664 an die Regierung, den Pastor Marheineke von Em-

---

[22] UDZ, 26. Jg. (1957), S. 49. Bertram II 262, 342, 402 f., 408, 430. Meyer I 361 f.
[23] Bertram II 262, 405. Meyer I, S. 10.
[24] Zschr. d. Ges. f. nieders. Kirchengesch., 15. Jg. (1910), S. 210-222.
[25] NSTAH Hildesheim I - Teil 80 - Abschn. 3, Nr. 15 u. 16.

merke zu schicken. In dieser stürmischen Zeit sei ein exemplarischer, erbaulicher Mann vonnöten wie es Marheineke sei. Sie kennten ihn schon längere Zeit; er sei „guten geruches und gottesfürchtigen Lebens und manniglich gelehrt". Die Patres jedoch, die aus „fremden Landen" kommen und „Kölnisch-flämisch" predigten, könnten sie als Niedersachsen nicht verstehen, und darum würden sie durch deren Predigten nicht gebessert. Zudem seien die Patres recht zänkischen Wesens, „darüber wir jetzt noch zu seufzen haben und unsere widrigen Religionsbenachbarte das Maul voll haben". Von 1669 folgen Kapuziner aus Peine und Hildesheim. 1664 zählte die Gemeinde 500 Seelen, 300 Kommunikanten und 50 Schulkinder. Zum Pfarrbezirk gehörten Giften, Barnten und der von Weichsche Hof in Sarstedt. Die jährliche Einnahme betrug 208 Taler 79 gr[26].

Emmerke (Emmerich) war vorher eine parochia matrix, deren filia Sorsum gewesen. Nunmehr ist sie für sich allein, wie jetzt soll gemeldet werden. In der Kirche und im Gottesdienst ist alles wohl bestellt. Der Pfarrhof aber ist ruiniert, und es gehören dazu nur geringe Gefälle. Daher ist hier kein Pastor; sondern die Stelle wird durch ein Mitglied der Gesellschaft Jesu versehen. Das kleine Dorf Lütken Escherde gehörte nach Emmerke. An beiden Orten sind noch etliche lutherische Einwohner.

Die Pfarre war von 1550 bis etwa 1610 evangelisch. Als Prädikanten werden genannt: 1551 David Behre, 1567 Barthold Conradi, 1567-1609 M. Johannes Lychius. Obwohl schon 1576 dem M. Lychius die Pfarre verboten war, ließ er sie durch einen Vertreter verwalten. 1609 verdrängt, ging er von hier nach Herberhausen. Wie in Förste und Giesen reichten auch die Einwohner von Emmerke ein mit viel „gespicktem Latein und Gelehrsamkeit" versehenes Gesuch ein, sie doch beim ev. Glauben zu belassen. Die Pfarre wurde lange Zeit durch Jesuiten betreut. Sodann von Christoph Steinmann, Vikar an St. Mauritius. Er, wie auch die Patres der Gesellschaft Jesu, residierten wegen der geringen Einkünfte nicht in Emmerke. 1664 wird Hermann Marheineke genannt (s. Ahrbergen). Bei der Dotierung der Stelle Sorsum im Jahre (1652) wurde der dritte Teil der Renten und Gefälle von Emmerke nach Sorsum überwiesen. Die Kirche soll am 19. Mai 1659 durch Adami konsekriert worden sein. Die heutige einschiffige spätklassizistische Kirche ist 1840 errichtet und lehnt sich an den älteren Westturm (1552) an[27].

Sorsum ist autoritate Serenissimae vestrae von Emmerke abgesondert und zu einer besonderen Pfarrei eingerichtet und vom Propst zu St. Magdalenen dotiert und auch von der Kirche zu Emmerke stola

[26] Weitere geschichtl. Nachrichten der Pfarrei unter NSTAH I - 82 - Abschn. 3, Nr. 10; UDZ, 6. Jg. (1957), S. 50.

[27] NSTAH Hildesheim I - 80 Teil - Abschn. 3, Nr. 5; Archiv des Gymnasiums Josephinum in Hildesheim Litterae annuae. Bertram II 261, 407 f. Meyer I 266. Henkel 167. Kunstdenkmale der Prov. Hannover — Landkreis Hildesheim (1938), S. 52 ff.

jura gegeben, daß ihr nichts abgeht. Hat aber keine Erbgüter und ist mehr auf Meiergüter angewiesen; daher ist die Fundation nicht genügend. Es wurden verschiedene Vorschläge gemacht, aber noch nichts Endgültiges bestimmt. Die Kirche war für die Gemeinde zu klein. Der Propst hatte sich zu deren Erweiterung erboten. Der Pastor ist Henricus Leyen, war aber Vikar am Dome und residierte nicht hier, wegen des übel akkomodierten Pfarrhofes. Die Eingesessenen waren alle katholisch. Nachtrag: Der Propst ist zu veranlassen, die Pfarre genügend zu dotieren und die Kirche erweitern zu lassen: „könnte solches bei diesem alten ehr- und ruhmliebenden Manne nicht ohne Frucht abgehen".

Über die Patronatsverhältnisse bestimmte das Kloster St. Magdalenen, das in Sorsum größeren Besitz hatte (heutige Klosterdomäne). 1652 wurde Sorsum von Emmerke, wohl auf Betreiben des tüchtigen Propstes Caspar Leonis, abgezweigt (s. Tafel mit Inschrift an der Westwand der Kirche). Zunächst waren Jesuiten dort tätig. Die heutige kreuzförmige Bruchsteinkirche wurde 1887/88 im romanischen Stile erbaut[28].

Harsum. Diese Dorfschaft gehört dem Domkapitel. Jus patronatus hat die Gemeinde. Die Versuche, die Reformation einzuführen, waren ergebnislos verlaufen. Bei der Visitation von 1657 war Pastor: Theodor Smeddes O. S. B. vom Kloster St. Michael. In der Kirche, im Gottesdienst, im Pfarrhof, bei Kinderlehre, Predigten und Prozessionen ist es in dieser Pfarre wohlbestellt. Es ist eine starke Gemeinde.

Harsum war zu Ende des 16. Jhs. mit Borsum ein Schutzverhältnis zum Hause Braunschweig eingegangen, das leicht zur Religionsänderung hätte führen können; aber beide Gemeinden standen fest im alten Glauben, und das Domkapitel wachte sorgsam[29].

Bezeichnend für die Beurteilung der Einführung der Reformation auf den Stiftsdörfern ist folgende Begebenheit. In den religiösen Wirren kam es 1546 im Borsumer Kruge zwischen Bauern aus Harsum und Borsum, deren Wortführer des „Papen Sohn" von Harsum war, und Hildesheimer Bürgern, die inzwischen ev. geworden waren, zu harten Auseinandersetzungen. Man schalt die Hildesheimer Kirchenräuber, Kelchdiebe und Verräter (Kerkenbrecker, Kelkdeven, Vorreders) die man früher auf das Rad geflochten hätte, man wolle den Tag loben, wo man die Prädikanten an den Baum hänge (he wyl den dach leven, me schal se ahn de boyme hengen); und der Krüger sagte, Hildesheim solle so „schlicht" werden, daß man mit der Egge darüber fahren könne.

„Der konservative Bauer war fester mit seinem alten Kirchenglauben verwachsen als der freier gerichtete und gebildete Städter und er hat es keines-

[28] Weitere geschichtl. Nachrichten über die Pfarre im NSTAH Hildesheim 3 Kloster St. Magdalenen B I, Nr. 10, 53-67. Bertram II 407 f., III 69. Kunstdenkmale, S. 189-196. [29] Bertram II 432 f.

wegs als Gewissensdruck empfunden, wenn man ihn dabei festhielt." Wir müssen also mit „unserm Urteil" über die Hinneigung des gemeinen Mannes zur Reformation vorsichtig sein[30].

Achtum ist ecclesia matrix, deren filia Einum. Die Kirche war in den vergangenen Kriegszeiten ganz abgebrannt, jetzt wieder unter Dach gebracht. Der Pastor ist ein Kanonikus von St. Andreas und residiert nicht bei seiner Pfarre, sondern in Hildesheim. Er kommt nur an Sonn- und Feiertagen. Die Eingesessenen sind alle katholisch sowohl in Achtum wie in Einum.

Für die Erhaltung des kath. Bekenntnisses in Achtum setzte sich besonders der Domherr Hermann Horneburg ein[31]. Er bestellte 1579 den konvertierten Pastor Albert Bode aus Gandersheim. Dieser war 1551 in seiner Pfarrei Gernrode bei Gandersheim evangelisch, 1569 wurde er dort von den ev. Visitatoren beurlaubt[32].

Dinklar ist gleichfalls ecclesia matrix, deren filia Bettmar. In der Kirche ist alles trefflich wohlbestellt, soviel den Gottesdienst und Ornat anlangend. Es ist auch ein bequemes Pfarr- und Opperhaus (Küsterhaus) dortselbst und gehören zu der Pfarre competende reditus (einträgliche Einkünfte). Die Pfarre wird bedient von den Patres der Gesellschaft Jesu. Daher haben die Pfarrleute keine residierenden Pastore bei sich, worum sie gleichwohl inständig bitten und sich wegen der oftmaligen Veränderungen beschweren. Die Leute sind zu Dinklar und Bettmar durchgehends katholisch. Doch ist zu Dinklar der Krüger lutherisch, welcher der Kirche einen Messingkronleuchter im Werte von 50 Rhltr schenkte. Nachtrag und Gesuch des Visitators: Da in Dinklar eine große Gemeinde sei und die Gemeinde um einen eigenen Pastor angehalten habe, bittet er, dorthin einen Pastor zu schicken.

Um den konfessionellen Besitzstand in Dinklar wurde auf beiden Seiten hart gekämpft[33]. Die Pfarre war schon früh dem Luthertum zugetan und blieb es bis 1597. Tätig waren dort um 1550 Kurt Bergmann; 1556-87 Peter Felli; 1587-97 Hans Felli (Sohn desselben)[34]. Als 1597 die bischöflichen Räte auf die Entfernung des Hans Felli drängten, dessen „mores spielen, fressen und saufen seien" und einen interimistischen kath. Geistlichen einsetzen wollten, lehnte sich die ganze Ritterschaft des Stiftes, angetrieben durch die von Bortfeld in Wendhausen, dagegen auf[35]. Margarete von Münchhausen, des sel. Hin-

---

[30] s. Gebauer, J. H. Die Stimmung kath. Bauern im Stift Hildesheim z. Zt. des Schmalkaldischen Krieges in: Zschr. f. Kirchengeschichte, 38. Bd. (1918), S. 432-438. [31] Bertram II 413 f.
[32] Zschr. d. Ges. f. nieders. Kirchengesch. 42. Jg. (1937), S. 278, 43. Jg. (1938), S. 187, 198, 200. [33] Bertram II 263, 416-420. [34] Meyer I 197.
[35] NSTAH Hildesheim I, 82. Teil, 1. Abschnitt, Nr. 12 u. 13.

nerk von Bortfeld Frau, schrieb, ähnlich wie in Förste, daß „wir lieber wollen unsere arme hab und Güter verkaufen und mit weib und Kinder ins elende gehen" als sich des Gewissens berauben zu lassen. Wenn wir aber bedenken, wer Veranlasser und Schreiber solcher Gesuche waren, dürfen wir diese Vorhaben nicht allzu ernst nehmen. Die Lutheraner bezeichneten ihrerseits den neuen kath. Pastor, der wahrscheinlich bei den Jesuiten vorgebildet war, er sei „ein junger jesuitischer Tellerlecker, der durch Einschleichung der jesuwidrigen Societät" in sein Amt gekommen sei. Letzten Endes aber mußte Felli doch die Pfarrei räumen und erhielt als Abstand und Entschädigung 605 Gulden. In der Schwedenzeit (1632) wurden für Dinklar die Prädikanten Just Hildebrandt und Johannes Daneil bestimmt. 1643 war die Pfarre wieder katholisch. Mit diesem Jahre setzen auch die Kirchenbücher ein. Ein corpus bonorum der Pfarre liegt von 1648 vor[36].

Dingelbe (Elvede). Die Kirche ist baufällig und inwendig schlecht versehen. Doch hat die Gemeinde sich zur Besserung erboten. Der Pastor ist saekularis (Weltpriester) und vor etlichen Jahren zum katholischen Glauben konvertiert, mit Namen Johannes Franz Brüning. Er verrichtet sein Amt ziemlich wohl, hat compotenz nur mäßig zu leben. Das Pfarrhaus ist wohl gebaut, das Opperhaus aber schlecht zugerichtet. Der Oppermann hat den Pastor angezeigt, als wenn er noch occultum haeresim (noch evangelisch sei) furiert, damit auch die Pfarrleute beflecke. Weilen aber alles erdichtet befunden, ist der Oppermann seines Dienstes entlassen. Sonst ist noch der dritte Teil der Einwohner hier lutherisch, gehen aber daselbst zur Kirche.

Die Pfarre war von 1561-1608 und von 1632-1644 evangelisch. Als Geistliche waren hier der verheiratete Johannes Hartmann, der wohl den Wechsel vollzog (1557), 1567 Heinrich Schulte, 1569 Gert Becker, 1608 Ulrich Gerlandt. 1609 war Dingelbe wieder katholisch. Von 1632-1642 wirkten als ev. Pfarrer Johannes Lusenius von Bettrum und Michael Döselius. In Dingselbe gelang die Rekatholisierung nur unter großen Schwierigkeiten, zumal hier die letzte Pfarrei des Amtes war, die an das braunschweigische Gebiet grenzte. Offene Drohungen und Gewaltakte folgten hin und her[37]. Es war besonders der Einwohner Kaspar Lickefett, der sich gegen die Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses wandte. Dagegen war es ein gewisser Wichmann, der die Gemeinde durch Sturmläuten auf dem Thie versammelt haben soll, um den luth. Prediger mit Gewalt zu vertreiben[38]. Das heutige Kirchengebäude stammt aus dem Ende des 18. Jhs. (1786)[39].

Wöhle (Wöhlde) ist eine halbe Stunde von Elvede gelegen. Der gewesene Pastor daselbst war ein Kanonikus an St. Kreuz, hat aber resigniert. Weil aber kein anderer sich angefunden und die reditus

---

[36] Archiv des Josephinum R. 67b, 69.
[37] Bertram II S. 422-427. Meyer I S. 197. [38] Hist. pol. Blätter 1888, S. 653.
[39] Kunstdenkmäler Kreis Marienburg (1910), S. 40 f.

(Einkünfte) auch nicht allzu trefflich, so ist die Cura obgenanntem Pastori zu Elvede übertragen ad interim. Die Kirche ist nicht zum Besten versehen, doch haben sich die Leute zu aller Möglichkeit erboten.

Auch um Wöhle kam es beim Ableben des luth. Pastors Harbort 1582 zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Hildesheimschen Räten und der Familie Stopler, die in Wöhle das Patronatsrecht ausübte. Schon seit 1552 war Wöhle lutherisch gewesen. Die Frau des Pastors Harbort ließ seit 1582 die Pfarre von einem Vertreter interemistisch verwalten. Harbort selbst wurde wegen allerlei Schandtaten und Mißhandlungen in Steuerwald eingekerkert und starb 1592. Dann folgten die luth. Prediger Heinrich Koker und Daniel Jakobi. Endlich gelang es 1609 Bischof Ernst, den letzteren gegen eine Entschädigung aus der Pfarre zu entfernen. Zunächst wurden die Pfarrer von Ottbergen und Dingelbe mit der Vertretung in Wöhle betreut bis endlich dem kath. Pastor Johannes Niermann 1649 die Stelle übertragen wurde. Niermann war vorher der letzte kath. Pastor in Nettlingen gewesen und mußte dort dem Eindringen der Protestanten weichen[40]. Die baufällige Kirche wurde 1717 durch den heutigen Bau ersetzt mit Hilfe des Drosten von Steuerwald, Franz Johann Rudolf von Wobersnow[41]. (S. das Doppelwappen Wobersnow und Schüngel an der Ostwand der Kirche.)

Ottbergen mit Farmsen. Das jus patronatus gehört dem Kloster St. Magdalenen. Der Pastor ist ein religiosus professus ad. St. Michaelem, verrichtet sein Amt ziemlich wohl und hat compotentes reditus. Er steht mit seinem Oppermann im ärgerlichen Streit, daß es auch zuweilen zum Schlagen gekommen ist und ist deretwegen von seinem Amt dispensiert. Der Küster droht dem Pastor auch weiterhin mit Schlägen. Die Kirche und das Pfarrhaus sind in mittelmäßigem esse (Zustand). Die Leute sind fast alle katholisch.

1562 war die Pfarre unter dem Pastor Henning Eldagessen gen. Sunnenburg noch kath. Er wurde gewaltsam durch den Verwalter vom Amte Steuerwald vertrieben und mußte dem evangelischen Pastor Bernward Schrader die Stelle räumen. Doch das Kloster St. Magdalenen war in Zukunft darauf bedacht, unter Mitwirkung des Bischöflichen Rates Dr. Winnichen, die Pfarre wieder zu rekatholisieren. Allerdings hatten die katholischen Pfarrer in Ottbergen keinen leichten Stand. Pastor Froböse berichtete 1583, daß er in Ottbergen gleichsam unter „Skorpionen" lebe in bezug auf die vielen Anfeindungen des evangelischen Pastors Gert Becker von Dingelbe. Aber auch sonst gab es vielerlei Streitereien zwischen Pfarrer und Gemeinde. Auch in Farmsen gelang die Rückführung zum katholischen Bekenntnis unter großen Schwierigkeiten, da die ev. Familie von Bortfeld zu Wendhausen hier gutsherrliche

---

[40] Kirchenbucharchiv Register Wöhle. Bertram II S. 420-422. Meyer II 525. UDZ, 26. Jg. (1957), S. 47, 50.

[41] Kunstdenkmäler Kreis Marienburg, S. 195.

Rechte ausübte. Die Einwohner hielten sich zu den luth. Gemeinden Schellerten und Dinklar. In der Schwedenzeit war auch Ottbergen vorübergehend wieder evangelisch. Von 1632-1643 verwaltete ein Prädikant unbekannten Namens die Pfarre[42].

Drispenstedt (Drismanstedt) und **Bavenstedt**

Dies sind zwei kleine Ortschaften, unweit nördlich von der Stadt gelegen, deren Einwohner seit langer Zeit nach St. Andreas in die Stadt gehören. Weil aber diese Hauptkirche bei der Religionsveränderung von den Lutherischen eingezogen ist, so sind die Dorfleute gleichsam oves absque pastore (Schafe ohne Hirten) gewesen und pro libitu bald hie, bald dort hingegangen. Etliche sind auch gar zum Lutheranismus deflectiert und daher ist noch mehr Übel und Gefahr hineingekommen. Es hat zunächst Bischof Ferdinand (1612-1650) und hernach Ihre fürstl. Gnaden (der regierende Bischof Max Heinrich) von den Kammergütern jährlich so viel herbeizuschaffen gnädigst verordnet, damit sie ständig hier einen Pastor haben, welcher an Sonn- und Feiertagen Gottesdienste verrichtet und die Sakramente nach katholischer Weise administrieren möge. Es ist jetzt daselbst Pastor Henricus Bodonius (Heinrich Bode), Kanonikus ad St. Adream und Vikar im Dome. In Drispenstedt werden die divina verrichtet in einem hinreichenden Oratorium, das aber nicht konsekriert ist. Die Einwohner sind zum größten Teile katholisch. Der Pastor residiert in der Stadt, weil in beiden Dörfern kein Pfarrhof ist. Daher ist hier auch kein Katechismus gehalten worden, weil der Pastor bald nach verrichtetem Gottesdienst sich wiederum nach der Stadt verfügt. Nunmehr haben sich die Eingepfarrten erboten, ein wenig zuzulegen, damit er sich an den Sonntagen bei ihnen beköstigen könne, um nachmittags den Katechismus zu exercieren.

Beide Dörfer wurden von der Hildesheimer Landwehr eingeschlossen und waren seither Filialen von der St.-Andreas-Kirche. Daher wurde auch schon hier früh die Glaubensneuerung eingeführt. Erst 1609 wurden beide Dörfer wieder zum kath. Glauben zurückgeführt. Als evangelische Geistliche wirkten hier: Johann Schmidt (Faber), Bernward Schrader und der aus der Karthause ausgetretene Pater Nikolaus Operinus bis 1609[43].

Bettmar war 1657 nach Dinklar eingepfarrt. Bis zu dieser Visitation war Bettmar noch nicht eigene Pfarre. Jedoch ist das Dorf fast ausnahmslos als katholisch in diesem Jahre angegeben (s. Dinklar).

---

[42] Bertram II S. 260, S. 414 ff. Meyer II S. 258.

[43] Bertram II 261, 408 ff. Meyer I, S. 502. Gebauer, Gesch. d. Stadt Hildesheim II, S. 25. Erdmann, G., Reformation und Gegenreformation im Bistum Hildesheim in: Veröffentl. z. nieders. Gesch., Heft 1 (1899), S. 22, 26. Brandes, Joachim d. Jg. Diarium, hrsg. von M. Buhlers (1528-1609) 1902, S. 546.

Im Jahre 1567 war Bettmar offenbar noch dem kath. Glauben teilweise zugetan. Vorher wirkten hier Pfarrer Johann Kleikes und Johannes Schmidt (kath.), 1567 Martin Unster. Gegen diesen wandte sich die Gemeinde, weil er sich beim Bischof Burchard „hinter ihren Rücken über alle Zuversicht ganz unvermessentlich mit gesparter Wahrheit beschwert habe". Sie beklagten sich ihrerseits, daß sich dieser Pastor als Seelenhirte ausgebe, er aber in Wirklichkeit keiner sei. Er komme alle Sonntage auf die letzte Zeit und Stunde aus der Stadt gelaufen, „tut sich dann auf den Predigtstuhl verfügen und rückt eine alte Scharte hervor und tut dann ablesen, welche also verdruckt, daß er sie bisweilen selber nicht lesen kann, geschweige denn daß wir arme unverständige und einfältige Kinder davon das geringste Wort verstehen. Dann endigt er und beginnt zu schimpfen. Solches ist seine ganze Predigt und lauft alsdann sobald wieder wie ein Donnerwetter davon". Im Zuge der Gegenreformation wurde auch Bettmar mit Dinklar wieder katholisch[44].

Himmelsthür wurde verwaltet von einem Religiosus professus aus St. Michael, welcher an Sonn- und Feiertagen aus der Stadt dahin kommt, um die Divina genugsam zu versehen. Es beklagten sich aber darüber der Dechant und das Kapitel von St. Moritz auf dem Berge, es sollten sich doch die Einwohner zum Berge halten, wohin sie vorher den Kirchgang gehabt hätten. Ganz eigenständig hätten sie sich abgesondert und die dem Pastor auf dem Berge zustehenden 12 Malter Kornes sich angeeignet und sie ihrem Pastor gegeben. Daher kam es, daß der Bergpfarrer wegen Mangel an Unterhalt die Pfarre vom Berge verlassen und seine Gelegenheit hat anderswo suchen müssen. Daher soll denen von Himmelsthür auferlegt werden, den Kirchgang wiederum zum Berge zu nehmen und die 12 Malter Kornes dem dortigen Pastor wiederzugeben oder aber solche Mittel vorzuschlagen, durch welche ihnen vermittels Bischöflicher Autorität ein besonderer Pastor zugeeignet wird und derselbe auch ohne nachteiligen Schaden und Abgang der Bergische Pastor unterhalten werden könne.

Erst 1661 wurde Himmelstür durch die genannten Visitatoren zur eigenen Pfarrgemeinde erhoben. 1804 wurde die Amtspfarrei Steuerwald aufgehoben und die Gläubigen nach H. überwiesen[45].

Die Dompropstei

Algermissen (Algermiß) ist mit seiner Filiale Klein-Algermissen eine schöne volkreiche Pfarre. Soviel den Gottesdienst anlanget, wird alles sehr wohl löblich verrichtet. Der Pastor ist ein alter Mann, An-

[44] NSTAH Hildesheim 1., 82. Teil, 1. Abschnitt, Nr. 11. Bertram II 263.
[45] Henkel 170 ff. Bertram II 389 f. Bertram II 411.

dreas Bodenburg genannt, und ist Beneficiat vom Hl. Kreuz. Das Patronat gehört dem Dompropst. Die Einwohner sind alle katholisch.

Während der schwedischen Besatzungszeit wurde als luth. Pastor für Algermissen 1632 Johannes Mummenthey aus Clauen bestimmt, der 1642 aber schon wieder nach Gr. Lobke abtrat[46].

Itzum (Itisem). Dies ist eine geringe Pfarre und wird aus der Stadt von Patres der Gesellschaft Jesu bedienet, die an den Sonn- und Feiertagen dahin kommen, die Divina zu verrichten. Das Kirchlein ist in den vergangenen Kriegsläuften sehr ruiniert worden, jetzt ist es ziemlich repariert. Patron ist der Bischof.

Die Pfarre blieb wohl wegen der Zugehörigkeit zur Dompropstei immer katholisch. Es wirkten hier seit 1640 die Jesuiten, die eine Reihe Einwohner zum Glauben zurückführten. Unter ihnen ist besonders hervorzuheben P. Theodor Hunold Plettenberg, ein Zögling des Germanikums, „ein Muster von Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, der eine glänzende Disputation über das ganze Gebiet der scholastischen Theologie in Rom gehalten hatte. Ferner wirkte hier P. Georg Elbers, der Verfasser der Hildesheimer Annalen. In der Schwedenzeit wurde Itzum dem ev. Lechstedt zugewiesen[47].

Borsum wird für die vornehmste Pfarre des Stiftes gehalten. Patron ist der Bischof. Die Pfarre ist ecclesia matrix und hat unter sich drei filias: Machtsum, Hönnersum und Hüddessum. Daselbst ist eine große, schöne Kirche und aus den vier Orten besteht eine große, treffliche Gemeinde. Der Gottesdienst wird löblich versehen durch Patres der Gesellschaft Jesu, deren zwei kontinuierlich im Pfarrhof residieren. Doch tut einer von ihnen die Parochialia in Adlum verrichten; denn diese Ortschaft ist nicht weit von Borsum gelegen.

Die Pfarre blieb immer katholisch. In der Hildesheimer Besatzung wurde 1632 der Prädikant Bartholomäus Bergmann für Borsum verpflichtet, jedoch scheint dieser hier nicht tätig gewesen zu sein[48].

Adlum (Adelem) ist eine geringe Pfarre und wird versorgt von dem P. der Gesellschaft Jesu zu Borsum.

In der zweiten Hälfte des 16. Jhs. war Adlum wahrscheinlich evangelisch. Im Jahre 1602 sind dort Jesuiten tätig. 1634 versieht der evangelische Pastor von Rautenberg die Pfarre. 1637 Johannes Rese; von 1638-1645 ein luth. Pastor ohne Namensangabe. Die Jesuiten renovierten die ruinierte Kirche und setzten die Altäre wieder in würdigen Zustand und führten hier das

[46] Henkel wäre auf S. 114 zu berichtigen, so daß Pastor Bodenburg noch 1657 im Amte war. Meyer I 353.

[47] Pfarrchronik von Itzum - Mittwochen Blatt - Magazin des Nützlichen und Angenehmen, Nr. 30 u. 31, Jg. 1820. Steinhuber, A., Gesch. des Collegium Germanicum-Hungaricum in Rom, Bd. I (1895), S. 419 f.

[48] S. Anm. zu Harsum. Meyer I 116.

Rosenkranzgebet ein, durch das nach alter Überlieferung das Dorf dem kath. Glauben erhalten blieb. Ältere Frauen versammelten sich hier in der Kirche und beteten während der Amtsverrichtungen des Prädikanten fortwährend den Rosenkranz, so daß dieser unverrichteter Sache wieder fortgehen mußte[49].

Asel ist gleichfalls eine geringe Pfarre, nicht weit von der Stadt gelegen. Mit der Kirche, dem Gottesdienst und der Kinderlehre ist es nicht allzu weit bestellt, da dortselbst kein Pastor residuus ist. Es werden die Divina von einem Domvikar, Ludolf Schrader, verrichtet.

Entgegen Henkel (S. 115) muß in Asel schon 1625 ein eigener Geistlicher gewesen sein. Das Dorf blieb wegen seiner Zugehörigkeit zur Domprostei immer katholisch[50].

Amt Marienburg

Detfurth (Dettforth) ist eine gute Pfarre. Patronat ist das Domkapitel. Die Kirche hat vier Filialen unter sich und ist in vergangenen Jahren wohl repariert, und wird unsträflich bedient durch den Pastor (Namen nicht angegeben). Er residiert dort kontinue[51]. Die Pfarrleute sind alle katholisch, deren eine Anzahl in kurzer Zeit zum katholischen Glauben sind bekehrt worden.

Die Pfarre war von 1634 bis etwa 1642 evangelisch unter dem Pastor Otto Clodius aus Schaumburg[52].

Düngen ist eine ziemliche Pfarre. Patronat hat der Bischof. Die Pfarre wird bedient von einem Domvikar, der aber kontinue dort residiert (Name ist nicht angegeben). Zwischen ihm und seinen anvertrauten Pfarrkindern sind lange Zeit ärgerliche Streitigkeiten obgeschwebt, welche teils der Pastor, teils aber auch der Mutwille der Bauern mag Ursache gegeben haben. Dieselben wurden durch die Visitation in Güte beigelegt. Die Einwohner sind sonsten katholisch.

Da Düngen im engen Patronatsverhältnis zum Bischof stand, konnte die Reformation hier nicht lange festen Fuß fassen. Auch während der braunschweigischen Besatzung blieb Düngen anscheinend immer katholisch.

Söhre ist eine dem Kloster Marienrode einverleibte Pfarre und wird von einem Priester selbigen Klosters bedient. Wie die Einwohner sagen, ist früher im Dorf ein Pfarrhof und ein residierender

[49] Bertram II 263 - Archiv des Gymnasiums Josephinum Liber hist. Henkel wäre danach S. 223 in der Reihenfolge der Pfarrer zu berichtigen.
[50] s. Bertram II 342 ff., III, S. 11.
[51] Henkel S. 128 - von 1645-1665 wird kein kath. Pastor nachgewiesen.
[52] Meyer I, S. 196.

Pfarrer gewesen. Nun wird die Pfarre von einem Pastor aus dem Kloster versehen. Die Kirche ist ruiniert gewesen, aber jetzt ziemlich gebessert. An der Kinderlehre hat es bisher gemangelt. Doch hat der Pastor dieselbe hinfüro fleißiger zu halten angelobt. Die Eingesessenen sind alle katholisch außer zwei Familien[53].

Diekholzen ist ebenfalls dem Kloster Marienrode inkorporiert. Daselbst ist kein Pfarrhof und residierender Pfarrer. Durch den vorgenannten Pater wird diese Pfarre mitversehen, und abwechselnd werden zu Söhre und Diekholzen die Divina verrichtet wie von altersher Brauch gewesen. Die zerfallene Kirche war wieder ziemlich gebessert. Die Leute sind katholisch, einen Mann ausgenommen.

Die Kirche wurde wohl kurz vor der Visitation renoviert. Ein Balken in der Kirche trägt die Jahreszahl 1656. Nach der Säkularisation wurde Diekholzen zunächst Lokalkaplanei von Söhre (1859), sodann Vikarie (1893)[54].

Barienrode (Berningerode) ist eine sehr geringe Pfarre sowohl der Einwohner wie der Gefälle nach. Sie ist der Karthause zu Hildesheim inkorporiert und wird administriert von einem Pater der Gesellschaft Jesu, welcher an den Sonn- und Feiertagen dahin gehet. Die Einwohner sind alle katholisch.

Bei der Visitation von 1609 ist ebenfalls ein Pastor von Barienrode genannt. Die Einführung der Reformation ist hier nicht gelungen. 1803 wurde die Pfarre aufgehoben, sie zählte damals 110 Katholiken. Auf den großen Kunstschatz — ein Altargemälde von Hans Raphon — den die Kirche besitzt, sei kurz hingewiesen[55].

Luzienvörde hat eine Kirche, ohne beiliegendes Dorf, das im Kriege untergegangen ist. Die Kirche ist in der Kriegszeit sehr beschädigt, aber jetzt durch den Propst von St. Magdalenen restauriert. Zu dieser Kirche kommt die Gemeinde der Dorfschaft Ochtersum im Amte Marienburg gelegen, und wird durch einen Kapuziner der Gottesdienst dortselbst versehen.

Die Pfarrkirche wurde 1812 geschlossen und 1830 im Abbruch verkauft. Zu ihr gehörte das ehemalige Dorf Lutzienvörde, das wahrscheinlich schon vor der Stiftsfehde untergegangen ist[56].

Hohenhameln ist eine Dorfschaft, im Amte Peine gelegen. Es ist aber der Vogt Reiner Bösen samt wenigen Einwohnern daselbst katholisch. Sie haben in einer entledigten Behausung ein absonderlich Ge-

[53] Über Klosterhöfe Marienrode in Söhre und Diekholzen und Patronate s. NSTAH Kalenberg 7, Kloster Marienrode Nr. 87 u. 88.
[54] Bertram II 258, 342. Henkel 129 f.
[55] Bertram I 446 f.; II 342 f.; III 210. Stuttmann, F., Hans Raphon in: Nieders. Kunst, 12. Bd. (1925), S. 23 f. [56] Bertram III 210, 247.

mach zu einem Oratorio aptiert, worin an Sonn- und Feiertagen durch einen Patrem der Gesellschaft Jesu der Dienst wohl verrichtet wird.

Schon 1627 wurde dort der Versuch gemacht, wieder kath. Gottesdienst einzurichten. Jedoch gelang es erst endgültig 1650. Im Wohnhause des Melchior Fabritius wurde ein Raum als Kapelle benutzt, der am 28. März 1651 feierlich benediziert wurde. Von 1650 bis 1665 übten hier die Jesuiten unter großen Schwierigkeiten die Seelsorge aus[57].

Peine (Peina). Diese Stadt ist lutherisch. Es wohnen aber, neben dem Drosten und anderen Beamten und deren Gesinde, daselbst noch etliche wenige Katholische, welche ihren Gottesdienst auf dem Schlosse in einer Kapelle besuchen. Der Kaplan ist ein Vikar am Dome, namens Johannes Kostermann. Er hat seine Beköstigung beim Drosten ex gratia, non ex debito. Es gehören auch keinerlei Renten zu der Kapelle. Es ist aber eine fundierte Vikarie auf dem Hause Peine „Omnium angelorum" genannt, deren Obligation oder fundation man in Erfahrung bringen möge. So viel aber weiß man, daß sie gar wohl mit Renten, und zwar mit 12 Fuder Korn oder mehr versehen ist und mit 70 Rthl. Zinsen jährlich. Jetzt werden diese Einkünfte besessen von dem Vikar Bartholomäus Lövenich, Kanonikus an St. Severin zu Köln. So erhält auch der Kaplan jährlich von diesem Vikar 3 Fuder Korn. Weil dieser Kaplan seine Beköstigung erwähntermaßen ex gratia beim Drosten, nicht aber obligatione aliqua hat, und überdies sich höchstlich beklagt, daß er mit den überlassenen drei Fudern sich nicht könne behelfen, wollte er derethalben öfters schon resignieren. Da dieser Ort an der Grenze gelegen, ist dahin zu trachten, daß der katholische Gottesdienst löblich verrichtet werde und in keinen Abgang geraten möge. Daher sollen die Einkünfte „omnium angelorum" dem Kaplan beigelegt werden. Sonst ist eine Kirche für die Katholischen am Walle gestanden vor dem Schlosse, welche im Kriege gänzlich ist vernichtet, jetzt aber vermittels beigelegten Almosen vom Drosten und Amtmann sowie etlichen anderen Katholiken wiederum aufgebaut worden, aber nicht zur Vollendung gebracht, könnte aber wohl mit 150 Rthl. geschehen. Aus der bischöflichen Kammer mögen dazu Finanzen verabfolgt werden.

Auch hier versuchte man schon 1627 als eine der ersten Amtspfarreien das kath. exercitium wieder einzuführen. Die Pfarrei wurde ab 1654 von Kapuzinern aus Hildesheim betreut[58].

---

[57] Kirchenbucharchiv Hild. Reg. Hohenhameln. Lauenstein J. B., Dipl. Hist. d. Bist. Hild., II (1740), S. 152 u. 339. Hist. pol. Blätter, Jg. 1888, S. 352 Archiv des Gymn. Josephinum Liber hist. UDZ (1957), S. 53.

[58] Lauenstein II. Teil, S. 152 - Archiv des Bischöfl. Priesterseminars Ps 6,40 - UDZ, 26. Jg. (1957), S. 53.

Der Vorstand des Vereins

Ehrenmitglied:

Se. Exzellenz, der Hochwürdigste Herr Bischof von Hildesheim, Heinrich Maria Janssen

Der geschäftsführende Vorstand:

1. Vorsitzender: Prälat Domkapitular Prof. Dr. Konrad Algermissen, Hildesheim;

Stellvertr. Vorsitzender: Rektor i. R. August Söding, Bavenstedt;

1. Schriftführer: Verlagsbuchhändler Dr. August Lax, Hildesheim;

2. Schriftführer: Pastor Hermann Engfer, Gehrden;

Kassenwart: Sparkasseninspektor Joseph Praetze, Hildesheim.

Der erweiterte Vorstand:

Studienrat Dr. Heinz-Joseph Adamski, Hildesheim;

Hofbesitzer Christoph Blumenberg, Hönnersum;

Oberkreisdirektor Dr. Franz Buerstedde, Hildesheim;

Pfarrer Johannes Eggers, Hönnersum;

Lehrer Hans Hahnemann, Goslar;

Sparkassendirektor Heinrich Haller, Hildesheim;

Dipl.-Ing. Heinz Happe, Vorsitzender des Kuratoriums der Katholikenausschüsse in Hannover;

Lehrerin Elisabeth Jünemann, Hildesheim;

Redakteur Dr. Adalbert Pabst, Braunschweig;

Pfarrer Joseph Schlagheck, Hannover-Linden;

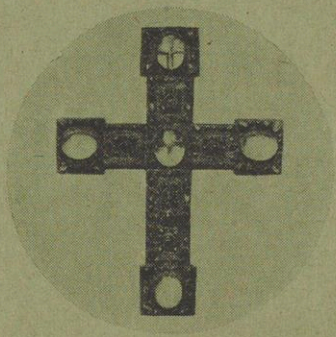
Domdechant Johannes Stuke, Hildesheim;

Pfarrer Dr. Alfons Werner, Seeburg/Eichsfeld.

Niedersächsische Landesbibliothek Hannover Am Archive 1

UNSERE DIÖZESE

in Vergangenheit und Gegenwart



Zeitschrift des Vereins
für Heimatkunde im Bistum Hildesheim

2. Heft Hildesheim 1958 27. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis

Konrad Algermissen

Persönlichkeit und Charakter des Bischofs Bernward von Hildesheim 1

Johannes Sommer

Der romanische Niellokelch in Iber, ein Werk der Hildesheimer Kunst des 12. Jahrhunderts 66

Robert Figge

Die Taten Ottos des Großen. Heldenlied der Hrotsvitha von Gandersheim 72

Theo Hamacher

Das erste katholische Hannoversche Gesangbuch 1675. Ein Zeuge aus der Gründungszeit der Apostolischen Vikariate des Nordens 94

Der Vorstand des Vereins 103

Persönlichkeit und Charakter des Bischofs Bernward von Hildesheim

Von Konrad Algermissen

Wenn unsere Diözese im Jahr 1960 das Doppeljubiläum des 1000. Geburtstags seiner beiden bedeutendsten Bischöfe, Bernward (993 bis 1022) und Godehard (1022 bis 1038), begeht, dann ist es vor allem notwendig, zu wissen, was für Persönlichkeiten diese beiden Männer waren. Beide hatten das Glück, daß zeitgenössische Schriftsteller, die aus eigener Schau und unmittelbarer Beobachtung deren Leben kannten, ihr Wesen und Wirken darstellten. Der Biograph Bernwards war Thangmar, der Biograph Godehards Wolfher.

Thangmar, wahrscheinlich bald nach 940 zu Hildesheim oder in dessen nächster Nähe geboren, wurde früh Mitglied des Domklerus und Lehrer an der Domschule zu Hildesheim, später deren Vorsteher sowie Dombibliothekar und bischöflicher Notar und, unter Bernwards bischöflicher Regierung, Domdechant. Er war unstreitig ein bedeutender Lehrer. Zu seinen hervorragendsten Schülern an der Hildesheimer Domschule gehörten, neben Bernward, der spätere Kaiser Heinrich II. und der spätere Bischof Ekkehard von Schleswig. Irrig ist es, auch den Verwandten Bernwards, Benno, den nachmaligen Bischof von Meissen, zu Thangmars Schülern zu zählen. Benno, um 1010 geboren, war ein halbes Jahrhundert jünger als Bernward. Er wurde freilich auch an der damals sehr angesehenen Hildesheimer Domschule ausgebildet; sein Lehrer aber war nicht Thangmar, sondern der 1032 vorstorbene Dompropst Wigger von Hildesheim, der seit den zwanziger Jahren des 11. Jahrhunderts der Hildesheimer Domschule vorstand.

Auch Wolfher, der Biograph Godehards, war geborener Niedersachse[1]. Als Godehard 1022 als Bischof nach Hildesheim kam, traf er

[1] In seiner Vita Godehardi posterior gebraucht er von sich mit Stolz den Ausdruck: „Nos Saxones" (cap. 1), scheut sich aber nicht, seine Landsleute als „verbo Dei diu indominabiles" zu bezeichnen und als einen ihrer Charakterzüge eine angeborene Bequemlichkeit zu bezeichnen: „Domestica desidia obdurante." Wenn dieses auch nicht allgemein zutrifft, so zeigen doch gerade derartige Bemerkungen bei einem auf seine niedersächsische Abstammung stolzen Schriftsteller, daß er es als Historiker mit der Wahrheit ernst nahm, was in gleicher Weise von Thangmar gilt.

Wolfher als jungen Priester an. Er erkannte die große geistige Befähigung desselben und ließ ihn in Hersfeld a. d. Fulda und in Niederaltaich, seiner eigenen Heimat, weiter ausbilden, ernannte ihn nach dessen Rückkehr von Niederaltaich zum Domkapitular in Hildesheim und wahrscheinlich auch zum Lehrer an der Hildesheimer Domschule. Schon zu Lebzeiten Godehards verfaßte Wolfher die erste Biographie seines Bischofs[2] und nach Godehards Tode, den er um ein Menschenalter überlebte, dessen zweite Lebensbeschreibung, die Vita Godehardi posterior.

Für das Eindringen in die Persönlichkeit Bernwards kommen, außer der Biographie Thangmars, die sog. Testamente Bernwards für die von ihm erbaute Kreuzkapelle und für Kirche und Kloster von St. Michael in Hildesheim, vor allem aber der Geist und Inhalt seiner vielen Kunstwerke in Betracht, die uns einen tiefen Blick in sein Denken und Seelenleben tun lassen. Hinzu kommen zeitgenössische und spätere Bemerkungen in Annalen und Chroniken der verschiedenen Gegenden. Um mit der notwendigen historischen Gewissenhaftigkeit vorzugehen, ist es notwendig, die wichtigsten vorliegenden Quellen zunächst auf ihren geschichtlichen Wert hin zu untersuchen.

Der geschichtliche Wert der Biographie Thangmars über Bernward

In seiner Ausgabe der „Vita Bernwardi Episcopi Hildesheimensis auctore Thangmaro" in den „Monumenta Germaniae historica", t. IV, p. 754, urteilt der gelehrte Historiker Georg Heinrich Pertz über Thangmar: „De veritatis studio in tali viro minime dubitaveris". Diesem Urteil wird man sich ohne weiteres anschließen können; auch Thangmars Darstellung des Streites zwischen seinem Bischof Bernward von Hildesheim und dem Erzbischof Willigis von Mainz um die Rechte auf Gandersheim ist nicht subjektiv einseitig, wie vielfach behauptet wird.

Thangmar war ein durchaus ehrlicher, wahrheitsliebender und zuverlässiger Schriftsteller. Die Frage ist nur, inwieweit die „Vita Bernwardi" tatsächlich von Thangmar selber verfaßt ist. Pertz nimmt an, daß Thangmar seinen Bischof Bernward um etliche Jahre überlebt habe. In dieser Annahme sind ihm die Erforscher der Hildesheimer Geschichte und die meisten sonstigen Historiker durchweg gefolgt, zuletzt noch Bernhard Gerlach, der im Jahre 1941 schrieb: „Beim Tode Bernwards war Thangmar gegen 75 Jahre alt. Wie lange er ihn über-

[2] Die sog. „Vita prior Godehardi", die er aber geheimhielt: „Nulli id vel familiarium praeostentavi."

lebt hat, wissen wir nicht. Die letzten Nachrichten über ihn stehen im Nekrologium des Michaelisklosters, wo er am 25. Mai als Presbyter und Kanoniker der hl. Maria aufgeführt und gesagt wird, er sei in der Kapelle des hl. Antonius in der Michaeliskirche begraben und habe dem Kloster 55 Bücher geschenkt, sein Andenken solle begangen werden. Demnach ist zu vermuten, daß sich Thangmar nach dem Tode Bernwards in das Michaeliskloster zurückzog und dort in der Nähe seines geliebten Bischofs die letzte Ruhestätte fand[3]."

Aber schon der im allgemeinen kritische und zuverlässige Erforscher unserer Heimat- und Diözesangeschichte, H. A. Lünzel, drückte sich achtzig Jahre früher vorsichtiger aus: „Wenn Thangmar Bernward überlebte, so muß er die Würde eines Dechanten früher niedergelegt haben[4]." Tatsache ist nämlich, daß schon das Dekret Bernwards über die Kirchenzehnten vom 16. Juli 1013 nicht mehr vom Domdechant Thangmar, sondern vom Domdechant Landward unterzeichnet ist[5]. Nachfolger Landwards als Domdechant war Gottschalk († 23. 9. 1017)[6], dessen Nachfolger Luidward, der Bernward überlebte. Luidwards Nachfolger, von Godehard zum Domdechant ernannt, war Tadilo († 23. 1. 1037)[7]. Der Hildesheimer Domklerus zählte im Jahre 1019 achtzehn Priester, elf Diakone, fünf Subdiakone und einen Akolythen. An der Spitze stand der Dompropst, dem die Verwaltung der domkapitularischen Güter oblag. Der Domdechant hatte die Aufsicht über Domkirche und Domgottesdienst. Eines der Kapitelsmitglieder trug die Verantwortung für die Armenpflege; andere waren als Lehrer an der Domschule oder als Schreiber und Miniaturmaler tätig oder in der Seelsorge beschäftigt. Jedenfalls war das Arbeitspensum des Domdechanten ein so mäßiges, daß nicht anzunehmen ist, Thangmar habe wegen Überlastung sein Amt in der Aufsicht über Dom und Domgottesdienst im Alter von rund 65 Jahren niedergelegt. Noch weniger ist anzunehmen, daß sein Bischof Bernward ihm gegen seinen Willen die Würde des Domdechanten genommen hätte. Daß Thangmar im Jahr 1013 nicht mehr Domdechant war, deutet darauf hin, daß er damals bereits nicht mehr lebte.

Diese Annahme wird durch verschiedene Tatsachen zur Gewißheit, auf die der gewissenhafte und durchweg kritische Dr. Johann Michael

---

[3] B. Gerlach, Thangmars Lebensbeschreibung des hl. Bischofs Bernward. (Hildesheim 1941) 4.

[4] H. A. Lüntzel, Geschichte der Diözese u. Stadt Hildesheim I. (Hildesheim 1858) 312.

[5] K. Janicke, Urkundenbuch des Hochstiftes Hildesheim I. (Leipzig 1896) n. 49, p. 38. [6] Annal. Hildesh. ad annum 1017.

[7] Ibid. ad annum 1037; Wolfheri Vita Godeh. post., n. 28.

Kratz, s. Zt. zweiter Bibliothekar an der Dombibliothek zu Hildesheim, in einem bislang unedierten Manuskript von 239 Seiten, das etwa aus dem Jahr 1880 stammt und sich in der Beverinischen Bibliothek befindet, hinweist.

Thangmars Biographie des Bischofs Bernward erwähnt den Brand des Domes vom 21. Januar 1013 nicht. Über diesen Brand berichten die „Hildesheimer Jahrbücher", die in ihrem ersten Teil in den Tagen Bernwards geschrieben sind und in den Fortsetzungen bis zum Jahr 1137 reichen: „Am 21. Januar 1013, in der Nacht, geriet, unserer Sünden wegen, die Hauptkirche von Hildesheim in Brand. Durch Hilfe des göttlichen Erbarmens wurde der Brand bald gelöscht. Aber es ist zu beklagen, daß durch den Brand, außer den kostbaren Meßgeräten, eine unnennbare und unersetzliche Menge von Büchern zugrunde ging[8]." Hier schrieb offenbar ein Zeitgenosse des Brandes; und er berichtet als Tatsache, daß damals, d. h. im Jahre 1013, die ältesten Urkunden und Dokumente der Hildesheimer Kirche, samt den Schutzbriefen der Kaiser, ein Raub der Flammen wurden. Deshalb hat Bischof Bernward von Kaiser Heinrich II. neue Schutzbriefe für die Hildesheimer Kirche erbeten und erhalten[9]. Schon im März 1013 stellte der Kaiser in Werla mehrere Schutzbriefe für die Hildesheimer Kirche aus. In dem zweiten dieser Schutzbriefe wird die Bedeutung des Dombrandes vom 21. Januar 1013 mit den Worten ausgesprochen: „Cunctorum ibidem volumina scripta ab antecessoribus suis (sc. Bernwardi) collecta suo quoque ingenio maxime et decenter elaborata vorax ignis absorbuit, in cinerem namque cuncta redegit[10]." Wäre Thangmar beim Dombrand im Januar 1013 noch am Leben gewesen, würde es unbegreiflich sein, daß er als Historiker, als Biograph Bernwards und als Dechant des Domes von diesem schweren Verlust keinerlei Mitteilung gemacht hätte, um so mehr, da Kaiser Heinrich II. in der erwähnten Urkunde den Bischof Bernward mit dem Ehrentitel „fidelis noster Bernwardus Hildeneshemensis ecclesiae venerabilis presul" bezeichnet[11]. Eine solche Ehrung seines Schülers und Oberhirten seitens des Kaisers würde Thangmar als Zeitgenosse sicher nicht verschwiegen haben. Den Fortsetzer und Kompilator seiner „Vita Bernwardi" hat offensichtlich das Kloster St. Michael weit mehr als das Bistum interessiert. Er gehörte sicher als Mönch dem Kloster St. Michael an.

Einen weiteren Beweis dafür, daß die „Vita Bernwardi", wie sie uns in der besten, nämlich in der sog. hannoverschen, in der Benediktiner-

---

8 „Annales Hildesheimenses", ad annum 1012.
9 Dieselben sind im Urkundenbuch von K. Janicke I, n. 50 ff. veröffentlicht.
10 K. Janicke, Urkundenbuch des Hochstiftes Hildesheim I, n. 51.
11 Ebd. zu Beginn der kaiserlichen Urkunde.

abtei von St. Michael zu Hildesheim hergestellten Handschrift überkommen ist[12], nicht von Thangmar stammt, ja, überhaupt nicht dem 11. Jahrhundert angehört, geben uns die Eingangsworte, die lauten: „Incipit vita beati Bernwardi episcopi et confessoris" („Hiermit beginnt das Leben des seligen Bernward, des Bischofs und Bekenners."). Mit Recht bemerkt dazu Joh. Mich. Kratz in dem vorhin erwähnten unedierten Manuskript: „Das kann Thangmar nicht geschrieben haben. Lassen wir auch das ‚beatus' gelten, so ist doch das Prädikat ‚confessor' ein solches, das die Kirche erst nach der Heiligsprechung erteilt. Da nun die Kanonisation Bernwards erst im Jahre 1193 von Papst Cölestin III. ausgesprochen wurde, der das Leben des hl. Bernward enthaltende Kodex aber ersichtlich und unzweifelhaft nur von einer Hand geschrieben ist, so folgt daraus mit Bestimmtheit, daß dessen Abfassung erst nach der Kanonisation bewerkstelligt wurde, also nicht von Thangmar herrühren kann[13]."

Diese Annahme wird auch bestätigt durch die Initiale zu Beginn des Textes in der Handschrift der „Vita Bernwardi" von Thangmar. Bernward ist dort mit goldenem Nimbus dargestellt, wie er von vier Engeln zum Himmel emporgetragen wird. Kratz bemerkt dazu richtig: „Durch dieses charakteristische, traditionell feststehende Emblem der Heiligsprechung wird augenfällig dargetan, daß der Kodex erst nach diesem Akte geschrieben sein kann[14]."

Einen ebenso klaren Beweis dafür, daß die Handschrift der „Vita Bernwardi" nicht von Thangmar, auch nicht von einem Zeitgenossen Bernwards stammt, bietet die unkorrekte Wiedergabe der Inschrift der Deckplatte von Bernwards Grabkammer, die er selbst für seine

---

[12] Die sich in Dresden befindende Handschrift, mit gleicher Einleitung wie die hannoversche, bezeichnet selbst G. H. Pertz, der Herausgeber der Vita Bernwardi in den Monumenta Germ. Hist., der den Hannoverschen Codex als echte, dem 11. Jh. entstammende Nachschrift des verlorengegangenen Originals Thangmars ansieht, als „codex interpolatus", G. H. Pertz, l. c., p. 755.

[13] Joh. Mich. Kratz, Handschr., S. 48. Bernwards Kanonisation erfolgte zu Rom am Samstag vor Weihnachten 1192; die Urkunde darüber stellte Papst Cölestin III., am 8. Jan. 1193 aus, sie ist abgedruckt bei Janicke, Urkundenbuch I, n. 489.

[14] Kratz, Ebd., S. 49. Die Abbildung der Initiale findet sich bei Pertz, l. c., p. 754, desgl. bei B. Gerlach, „Thangmars Lebensbeschreibung des hl. Bischofs Bernward", in vorl. Ztschr. 15 (1941), S. 6. Kratz weist auch darauf hin, daß die ersten dem hl. Bernward geweihten Kirchen, die zu Beelte b. Großgiesen und die zu Heisede, in den Jahren 1196 und 1197 konsekriert wurden „ad speciale patrocinium beati Bernwardi episcopi et confessoris". Das ist dieselbe Ausdrucksweise, wie sie sich zu Beginn der Vita Bernwardi von Thangmar findet, die also erst in jenen Jahren, d. h. gegen Ende des 12., wenn nicht Anfang des 13. Jh., geschrieben ist.

letzte Ruhestätte hergestellt hat. Sie ist in lateinischen Majuskeln gemeißelt und beginnt mit den Worten: „Pars hominis Bernwardus eram. Nunc premor in isto sarcofago." In der Handschrift der Vita Bernwardi steht an Stelle des kraftvollen und bezeichnenden „premor" = ich werde gepreßt (sc. in diesem Sarg) das Wort „claudor" = ich werde umschlossen bzw. eingeschlossen. In dem herben „premor" spricht sich derselbe schwermütige, fast weltschmerzliche Geist aus, den die drei Testamente Bernwards von 996, 1019 und 1022 atmen. Das „sarcofago", ist in der Vita als „sarcophago" wiedergegeben, das nachfolgende „pro" Bernwards als „proh", das „animai" Bernwards als „animae". Hätte Thangmar noch beim Tode seines Bischofs gelebt, würde er sich in der Wiedergabe seiner Grabinschrift nicht geirrt haben; er hätte sie dann sicher schon zu Lebzeiten Bernwards öfters vor Augen gehabt, erst recht bei und nach dessen Beisetzung. Bis zur Erhebung der Gebeine, die wegen kriegerischer Unruhen erst am 16. August 1194 stattfand, lag die erwähnte Grabplatte mit der Inschrift Bernwards allen sichtbar offen da. Dann wurde sie durch ein Denkmal mit der Figur des heiligen Bischofs überdeckt, das Anfang des 14. Jahrhunderts erneuert wurde. Spätere Schriftsteller (seit August 1194) konnten die Inschrift nur nach schriftlichen Aufzeichnungen wiedergeben, die offensichtlich mit dem Text, den Bernward selber verfaßt hatte, nicht ganz übereinstimmten. Es ist daraus zu schließen, daß die Handschrift der „Vita Bernwardi" in ihrer überlieferten Form nicht von Thangmar, auch nicht aus der Zeit vor 1194 stammt, sondern frühestens dem Ende des 12. Jahrhunderts angehört.

Der am 31. Januar 1954 verstorbene, sehr kritische Erforscher unserer Heimatgeschichte, Domkapitular Prälat Herm. Seeland, spricht in diesem Zusammenhang nicht mit Unrecht von einem „Dichterkreis von St. Michael[15]". Es ist nämlich Tatsache, daß der Fortsetzer und Kompilator der „Vita Bernwardi" Thangmars so tut, als habe er dem Tod und Bedräbnis Bernwards persönlich beigewohnt[16]. In Wirklichkeit ist nur ein Teil der Thangmarschen Biographie von diesem selber verfaßt; das übrige aber — wohl alles, was nach dem Jahr 1013, vielleicht schon nach dem Jahr 1002, dem wahrscheinlichen Todesjahr Thangmars — berichtet wird, stützt sich auf sonstige Überlieferungen des 11. oder 12. Jahrhunderts.

Auch in dem Teil, der von Thangmar geschrieben ist, wurde einiges interpoliert. So erscheint der Satz im 5. Kapitel: „Eine Menge von Armen, wohl hundert und noch mehr am Tage, versah Bernward über-

---

[15] Vgl. vorliegende Ztschr. 20 (1951), 72. [16] Kap. 54 der „Vita Bernwardi".

reich mit Lebensmitteln" als offenbare Übertreibung der hervorragenden Mildtätigkeit Bernwards aus einer späteren Zeit, in der die Stadt an Bevölkerung so bedeutend war, daß sich eine derart große Zahl von Armen täglich am Bischofshof einstellen konnte. Das trifft für Bernwards Zeit nicht zu. Der Ort Hildesheim war damals an Einwohnerzahl gering. Durch den Bau von St. Michael, durch die großen Arbeiten der Gießschule und die von Bernward durchgeführte erste Befestigung wurde reichlich Arbeit und Lebensunterhalt für die Familien des Ortes geschaffen, so daß von einer solchen Armut in den Tagen Bernwards keine Rede sein kann. Wohl aber war in den Jahren nach der Heiligsprechung Bernwards, in den kriegerischen Zeiten der damaligen Bischöfe, Konrads I. (1194-98) und Hartberts (1199-1215), in den Jahren der Kämpfe zwischen den Gegenkaisern Philipp von Schwaben (1198-1208) und Otto von Braunschweig (1198-1215), in denen das Stift Hildesheim schwer verwüstet wurde, die Not in der Stadt, deren Einwohnerzahl inzwischen angewachsen war, so groß, daß sie unter Hunger zu leiden hatten. Aus den wirtschaftlichen Verhältnissen und der Mentalität jener Zeit ist obiger Satz zu verstehen; und damals wird die „Vita Bernwardi" Thangmars in der uns vorliegenden Fassung entstanden sein.

Nach unseren Darlegungen handelt es sich bei der erwähnten Handschrift der „Vita Bernwardi" von Thangmar nicht um eine unechte, sondern um eine verunechtete Biographie. Was sie über den Charakter und die Ausbildung Bernwards, über seine Jugend, sein tägliches Wirken und Arbeiten, sein Verhältnis zu Kaiser Otto III. und über den Gandersheimer Streit berichtet, ist sicher als echt, d. h. als von dem Augenzeugen Thangmar selber niedergeschrieben, anzusehen, besonders alles das, was Wolfher in seinen beiden Lebensbeschreibungen Godehards über Bernward in Übereinstimmung mit der vorliegenden Handschrift der Thangmarschen „Vita Bernwardi" berichtet. Dem Kompilator haben sicher auch sonstige historisch echte Aufzeichnungen des 11. Jahrhunderts und wahre mündliche Überlieferungen vorgelegen, so daß auch die Teile der Biographie, die nach Thangmars Tode niedergeschrieben sind, in wesentlichen Teilen als der historischen Wahrheit entsprechend angesehen werden können. Vermutlich hat die „Vita Bernwardi" in der uns vorliegenden Form bereits Mitte des 12. Jahrhunderts, als die ersten Versuche zur Erlangung der Kanonisation Bernwards unternommen wurden, im wesentlichen ihre uns heute vorliegende Form gehabt. Der Anfang mit der Bezeichnung Bernwards als Seliger und Bekenner und der Initiale mit dem Nimbus des Heiligen ist dann, nebst etlichen Interpolationen, von dem Abschreiber am Ausgang des 12. Jahrhunderts hinzugefügt.

Die Echtheit der Testamente Bernwards

Drei Testamente sind als angeblich von Bischof Bernward verfaßt auf uns gekommen. Das erste, an Umfang kleinste, entstammt dem Jahr 996 und bezieht sich auf Bau und Unterhalt, d. h. die wirtschaftliche Dotation, der von Bernward errichteten und am 10. September jenes Jahres konsekrierten Kreuzkapelle, die später in den Gesamtkomplex von St. Michael eingezogen wurde, und des damals begründeten, anfangs noch recht kleinen Benediktinerklosters St. Michael, des ersten Männerklosters unserer Diözese, in das Bernward sechs Mönche von St. Pantaleon in Köln unter Leitung des Propstes Goderamnus berufen hatte. An der Echtheit dieser Urkunde ist nicht zu zweifeln[17].

Im zweiten Testament, das vom 1. November 1019 datiert, erklärt Bernward, daß er das Michaeliskloster aus den ihm zur Verfügung stehenden eigenen Mitteln reich ausgestattet habe[18]. Diese Schenkungsurkunde beginnt mit einem ausführlichen meditativen Teil, der einzigen theologischen Abhandlung, die aus der Feder Bernwards überliefert ist. Zur Echtheit dieses Testamentes sagt Janicke: „Die Urkunde ist entschieden echt, an einem vorhanden gewesenen Original ist nicht zu zweifeln[19]." Auch G. H. Pertz hält sie für echt. Beide Historiker datieren die Handschrift ins 11. Jahrhundert. In neuester Zeit spricht sich auch der Schweizer Historiker Wolfram von den Steinen für die Echtheit aus; „denn wie hätte der alte Thangmar gleich nach Bernwards Tode eine völlig zwecklose Fälschung, rein zur persönlichen Charakteristik seines geliebten Schülers, in seine Vita aufnehmen sollen[20]?" Daß diese Begründung nicht stichhaltig ist, wurde oben dargelegt: Thangmar hat den Tod Bernwards nicht erlebt.

Manche Umstände sprechen dafür, daß es sich bei dieser Urkunde, wenn auch nicht um eine vollständige Fälschung, so doch um die Verunechtung einer echten Urkunde durch die Mönche von St. Michael handelt. Schon der um die Erforschung der Heimatgeschichte sehr verdiente H. A. Lüntzel gab sein Urteil dahin, daß die Handschrift dieser Urkunde nicht dem 11. Jahrhundert, sondern frühestens dem 13. ange-

---

[17] Abgedruckt ist sie im Urkundenbuch von Janicke I, 38. Sie wurde im bischöflichen Archiv, nicht im Archiv des Klosters von St. Michael, aufbewahrt und trug auf dem Siegel die Umschrift: „Hec Bernwardi Ste Marie."

[18] K. Janicke, Urkundenbuch I, n. 62, u. Thangm. „Vita Bernw.", c. 51 (in der hannoverschen Handschrift). [19] K. Janicke, a. a. O., S. 59.

[20] W. v. d. Steinen, Bernward von Hildesheim über sich selbst, in „Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters" 12 (1956), 338. Wenn ich über die Echtheit dieser Urkunde kritischer urteile als W. v. d. Steinen, so muß ich doch sagen, daß seine Deutung dieser Urkunde von äußerster Akribie und Gründlichkeit zeugt.

hört[21]. Joh. M. Kratz macht auf Tatsachen aufmerksam, die den kritischen Forscher aus historischen Gründen zwingen, bei diesem Testament Bernwards vom Jahr 1019 die Verfälschung einer Originalurkunde anzunehmen[22]. Die Gründe sind folgende:

Alle testamentarischen Urkunden jener Zeit tragen am Anfang den Namen des Dotators bzw. des Ausstellers der Urkunde oder beginnen mit der Formel: „In nomine Sanctae et Individuae Trinitatis" oder einer ähnlichen Formel. Nur das Testament Bernwards vom Jahr 1019 setzt unvermittelt mit einer theologischen Betrachtung ein.

In allen echten Urkunden bezeichnet sich Bernward als „Ego Bernwardus humilis et indignus hujus sanctae Hildeneshemensis Ecclesiae episcopus", in einer bestimmt echten Urkunde von 1013 als „Bernwardus hujus sanctae sedis vocatus episcopus". Die Demut und Bescheidenheit Bernwards ist im Laufe seines von vielen Krankheiten belasteten Lebens nicht geringer geworden, sondern gewachsen, wie die Tatsache bezeugt, daß er noch wenige Wochen vor seinem Tode das Gewand des Bischofs mit dem armen Mönchskleide des hl. Benedikt vertauschte und darin, auf eigenen Wunsch, starb. In der Urkunde von 1019 aber bezeichnet sich Bernward, im Unterschied und Gegensatz zu allen sonstigen Urkunden, mit dem hochtrabenden Ausdruck „inthronizatus", d. h. „auf den bischöflichen Thron" erhoben.

Bernward nennt sich ferner in dieser Urkunde „Inthronizatus Bennopolitanae Ecclesiae". Niemals wird in Bernwards Zeit oder vorher die Hildesheimer Kirche „Ecclesia Bennopolitana" genannt. Es liegen aus Bernwards Bischofszeit einundzwanzig echte Urkunden vor. In allen diesen heißt die Hildesheimer Kirche „Ecclesia Hildenesheimensis". Die Bezeichnung „Ecclesia Bennopolitana" ist obendrein irrig. Es gab wohl seit dem 13. Jahrhundert eine Bennoburg („castrum Bennoburgense"). Sie lag zwischen dem heutigen Bergsteinweg und der Mittelallee, der Alfelder- und Königstraße[23]. Diese mag schon in den Tagen Bernwards, vielleicht schon in der karolingischen oder sächsisch-heidnischen Zeit bestanden haben; aber sie hat niemals der Kirche oder dem Ort bzw. der späteren Stadt Hildesheim den Namen gegeben. Für die Zeit um 1019 ist übrigens die griechische Wortbildung „Bennopolis" oder „Ecclesia Bennopolitana" in Niedersachsen undenkbar.

Wahrscheinlich lag es den Mönchen von St. Michael in einer kampferfüllten Notzeit — das war für unsere Stadt und Diözese das ausgehende zwölfte Jahrhundert — sehr daran, ihre Klosterbesitzungen

---

[21] H. A. Lüntzel, Ältere Diözese (1837), 86.
[22] Joh. M. Kratz, a. a. O.; Ferner Herm. Seeland in vorl. Ztschr. 20 (1951) 66.
[23] Vgl. den sehr gründlichen Aufsatz von Herm. Seeland in vorliegender Ztschr. 20 (1951), 58-73, bes. S. 65.

auf jede Weise dokumentarisch zu sichern. Deshalb fügten sie in eine echte Urkunde den oben genannten hohen Titel ihres Gründers Bernward ein und bezeichneten als Objekt der Gründungsfundation durch Bernward „quidquid terrenarum facultatum in curtis, curtilibus, terris, pascuis, aquis, silvis, pratis, ecclesiis, sanctorum pigneribus, libris, auro et argento et quidquid id est, quod hereditario jure possedi aut seculari coemptione acquirere potui — exceptis plurimis, que altari sancte Marie in principali ecclesia in coronis, aureis calicibus, candelabris, paliis aliisque ecclesiastici ordinis ornamentis contuli — totum usibus fratrum per manus advocati mei tradidi"; d. h. alles, was Bernward überhaupt besaß[24], hätte er — mit Ausnahme der rein kultischen Gegenstände, die er für den Dom stiftete — dem Unterhalt der Mönche von St. Michael testamentarisch übermacht, und das alles, wie es in der Urkunde heißt, auf Rat seines Lehnsherrn und Kaisers und seines von ihm konsekrierten Lehrers, des Mainzer Erzbischofs Erkanbald („Consilio senioris mei imperatoris Heinrici et magistri mei archiepiscopi Ercenbaldi, quem ipse ego — das „ipse ego" ist hier ebenso kennzeichnend wie die Bezeichnung Erkanbalds als seines Lehrers[25] " — cum confratrum meorum conventu in archiepiscopum conconsecravi").

In diesem Umfang der Stiftung für St. Michael dürfte wohl der Zweck und Inhalt der späteren Fälschung der Urkunde von 1019 zu suchen sein. Daß die Dotation für St. Michael in diesem Umfang nicht erfolgt sein kann, beweist der „Catalogus Episcoporum Hildesheimensium" und das „Chronicon Episcoporum Hildenesheimensis". In beiden wird Bernwards reiche Dotation für Kirche und Kloster von St. Michael mit 300 Hufen („CCC mansos") angegeben. Das waren ca. 9000 Morgen Land, Wiesen und Wald; denn die Hufe umfaßte im damaligen Niedersachsen ca. 30 Morgen.

Daß Bernward die Dotation für St. Michael im einzelnen genau festlegte, wie es jeder vernünftige Mensch zu tun pflegt, zeigt auch der Schutzbrief, den Kaiser Heinrich II. für St. Michael am 3. November

[24] In der Fälschung der Vita Bernwardi Thangmars heißt es in diesem Zusammenhang sogar „seipsum cum omnibus acquisitis seu acquirendis patri omnipotenti in sacrificium obtulit. Monasterium itaque . . . instituit"; d. h. „nicht nur alles, was er besaß, sondern auch alles, was er noch erwerben würde, opferte er Gott zur Gründung von St. Michael."

[25] Erkanbald wurde nach dem Tode des Erzbischofs Willigis von Mainz (1011) dessen Nachfolger. Er war ein Blutsverwandter Bernwards, angeblich aus dem gräflichen Hause von Sommerschenburg, und starb 18. 8. 1021. Bernward hat ihn konsekriert; er erwies ihm kindliche Liebe wie einem Vater (vgl. Thangm., Vita Bernw., 45). Er war also sicher älter als Bernward, aber nicht sein Lehrer; denn Bernward wurde schon als Knabe dem Hildesheimer Bischof übergeben und unter Thangmars Leitung in der Hildesheimer Domschule unterrichtet und erzogen; vgl. Thangmar, ebd., c. 1.

1022 ausstellte, und worin er die von ihm noch erweiterte bernwardinische Dotation für Kirche und Kloster von St. Michael in allen Einzelheiten aufführt[26]. Daß die im Testament von 1019 angegebene unbegrenzte Dotation nicht stimmt, beweist auch die Tatsache, daß Bernward die Festungen Mundburg und Wirinholt gründete und ausstattete[27], daß er die Abtei Hildwardshausen mit vielen Gütern und Schenkungen bereicherte[28], daß er den Grundbesitz der Hildesheimer Kirche (d. h. des Bistums) „um dreißig oder mehr wertvolle Höfe samt den Familien der Liten und Kolonen vermehrte, deren prächtige Häuser geradezu auffielen[29]", „daß er an anderen ungezählten Orten acht oder zehn Hufen Landes in den Besitz seiner Kirche (d. h. des Bistums) brachte", und daß er schließlich „seipsum et cuncta, quae habere potuit" zur Ausstattung des Domes und zum Schutze der Stadt Hildesheim die vom Kaiser als „oppidum", von Bernward als „civitas" bezeichnet wird, verwandte[30].

Einen weiteren Beweis dafür, daß Bernward einen ganz bestimmten Besitz für den Unterhalt von St. Michael testamentarisch bestimmte, aber nicht sein gesamtes Vermögen, geben auch die „Hildesheimer Annalen" zum Jahr 1022, wo es nach der von mehreren Bischöfen vorgenommenen Konsekration der Michaeliskirche (29. September 1022) heißt: „Und insoweit wurden die Güter und was sonst zu diesem Orte (d. h. zu Kloster und Kirche von St. Michael) gehörte, kraft ihrer (d. h. der konsekrierenden Bischöfe) Vollmacht durch den Bann gesichert, daß ewiger Verdammnung verfallen sollte, wer etwas davon rauben würde."

Dem uns vorliegenden verunechteten Testament Bernwards für St. Michael lag aber sicher ein echtes Testament aus dem Jahr 1019 zugrunde. Bernward war durch jahrelangen Ärger, durch viel Mißgunst und Neid, wovon Thangmar an verschiedenen Stellen seiner „Vita Bernwardi" berichtet, ferner durch den ihm aufgezwungenen jahrelangen Streit mit seinem Metropoliten Willigis und seit 1021 mit dessen Nachfolger Aribo um das Stift Gandersheim und die Aufsässigkeit der dortigen hochmütigen Kanonissen, weiterhin durch seine weiten Reisen im Dienste des Reiches, durch seine zermürbende Sorge und

---

[26] Die Gesamtdotation für St. Michael betrug danach 466 Hufen an Feldern, Wiesen und Wald, 10 Zehnten, 10 Mühlen, 13 Kirchen, immerhin eine sehr stattliche, aber doch begrenzte Ausstattung; vgl. Janicke, Urkundenbuch I, n. 68; dazu Lüntzel I, 182. [27] Thangmars Vita, c. 7. [28] Ebd., 31. [29] Ebd., 8.

[30] Dieses „seipsum et cuncta, quae habere potuit", das sicher von Thangmar stammt, ist vom Fälscher des Testamentes von 1019 fast wörtlich auf St. Michael übertragen: „Quidquid acquirere potuit; seipsum cum omnibus acquisitis seu acquirendis." Bernward konnte unmöglich alles („totum") für St. Michael u. gleichzeitig für den Dom und die Bischofsstadt vermachen.

Wirksamkeit zur Sicherung seiner Diözese vor den Einfällen der Slawen und Normannen, durch seine seelsorgliche und caritative Tätigkeit und durch die intensive und wahrhaft universale Arbeit auf allen Gebieten der Kunst körperlich derart geschwächt, daß er jahrelang von Krankheiten gequält wurde. Nach seiner Romreise, die er wegen der Rechte auf Gandersheim (1000/01) unternommen hatte, litt er „an schwerer Magenkrankheit" („gravi stomachi molestia"). Wegen Krankheit mußte er sich auf der 1. Synode in Frankfurt/M. (1001) durch Bischof Ekkehard von Schleswig vertreten lassen. Thangmar spricht in diesem Zusammenhang von „schweren körperlichen Leiden". Im Jahr 1002 sandte Bernward, seiner Krankheit wegen, als seinen Vertreter unseren Thangmar zu Papst und Kaiser nach Rom (1001) und denselben „wegen schwerer körperlicher Leiden" zur 2. Synode nach Frankfurt/M. (1002). Der Kaiser schickte ihm von Rom aus „verschiedene Arzneien". Von 1001-1006 litt Bernward unter Fieberanfällen, desgleichen in den letzten fünf Jahren seines Lebens, also von 1017-1022[31].

Nachdem er 1015 die Krypta von St. Michael geweiht, im gleichen Jahr die gewaltigen Erztüren und, wahrscheinlich im Jahr 1018, die Christussäule vollendet hatte, waren seine körperlichen Kräfte derart erschöpft, daß er nicht glaubte, die Vollendung der Kirche von St. Michael noch zu erleben. Es war deshalb für den gewissenhaften Bischof eine Selbstverständlichkeit und ernste Gewissensangelegenheit, daß er den Weiterbau und Unterhalt der Kirche und des Klosters St. Michael testamentarisch sicherte. Diese Fundation wird aber zweifellos, wie es der Gewissenhaftigkeit Bernwards und allgemeiner Gewohnheit entsprach, die einzelnen Teile genau testamentarisch aufgeführt haben, nicht ganz in dem Umfang, wie sie die oben erwähnte Schutzurkunde Kaiser Heinrichs II. von 1022 aufzählt.

Es handelt sich also bei der Stiftungsurkunde Bernwards für St. Michael vom Jahr 1019 in der auf uns gekommenen Form nicht um eine falsche, sondern um eine gefälschte, d. h. verunechtete, Urkunde, in der sich wesentliche Teile einer ursprünglichen, echten Originalurkunde

---

[31] „Devotus praesul Bernwardus, febribus correptus per quinquennium, migravit ad Christum", so in der „Chronica Episc. Hild." (bei Leibniz, Scr. Rer. Brunsw., I, Hannoverae 1710, p. 787). Wenn ich richtig gezählt habe, kommt Thangmar bei fünf verschiedenen Gelegenheiten in seiner Biographie Bernwards auf dessen viele und langdauernde Krankheiten zu sprechen, nämlich in Kap. 27, 33, 36, 51 u. 54. Sie setzen zur Zeit des Ringens mit seinem Metropoliten Willigis ein und endeten in dem gleichartigen Ringen um Gandersheim mit seinem Metropoliten, dem Erzbischof Aribo von Mainz. Es wird sich wahrscheinlich um schwere Gallenleiden gehandelt haben, die bekanntlich den Menschen leicht befallen, wenn er von seinem Vorgesetzten ungerecht behandelt wird und dieserhalb Ärger und Verdruß erlebt.

finden. Zu diesen echten Teilen dürfte vor allem die theologisch-meditative Einleitung gehören, die aus dem Seelenzustande des kranken Bischofs zu verstehen ist und von jenem Geist zeugt, den Bernwards Kunstwerke offenbaren. Für unser Thema ist gerade dieser Teil von größter Bedeutung, weil er einen tiefen Blick in Bernwards religiöses und aszetisches Denken tun läßt.

Daß der große Bischof drei Jahre später, drei Wochen vor seinem Tode, im unmittelbaren Anschluß an die Konsekration von St. Michael, die am 29. September 1022 stattfand, nochmals die bisherigen Testamente zusammenfaßte, vielleicht auch hinsichtlich des Umfangs der Dotation vermehrte, ist sehr wahrscheinlich. Die Dotationsurkunde vom 1. November 1022 dürfte deshalb in ihrem wesentlichen Bestand als echt anzusehen sein, obschon auch bei ihr, wie Janicke im einzelnen nachzuweisen sucht, spätere Einschiebsel erfolgten[32]. In ihr sind die Dotationen für St. Michael im einzelnen angeführt. Der Beginn dieser Urkunde von 1022, d. h. des dritten und letzten Testamentes Bernwards für St. Michael, zeigt starke Anklänge an die theologische Einleitung der Urkunde von 1019 und offenbart dadurch, was dem großen Bischof bei allen seinen Arbeiten und seinen Stiftungen vorzüglich am Herzen lag. Gerade diese Einleitung ist deshalb für unser Thema von derselben Bedeutung wie die Einleitung im Testament von 996.

Die Echtheit der Kunstwerke Bernwards

Von den Kunstwerken Bernwards ist längst nicht alles erhalten. Von den wenigstens 6 Kelchen, die auf seine Anregung bzw. von ihm selbst hergestellt wurden, ist keiner auf uns gekommen. Vielleicht stellt der sog. Bernwardskelch des Hildesheimer Domschatzes eine spätere Umarbeitung des größten und wertvollsten der von Bernward geschaffenen Kelche dar[33]. Die große Patene des Welfenschatzes „kann", wie Adolf Bertram urteilt, „mit ziemlicher Sicherheit als Werk der bernwardinischen Kunsttätigkeit bezeichnet werden[34]". Die von Bernward geschaffenen Lichterkronen und Weihrauchfässer sind zugrunde gegangen, desgleichen die vielen von ihm erworbenen Bücher. Der große

[32] Janicke, Urkundenbuch I, n. 67, Anm. S. 67 f. Daß die vielen Zeugen, die diese Urkunde unterzeichnet haben, dieselben sind wie bei der Urkunde von 1019, deutet schon darauf hin, daß man damals (d. h. meines Erachtens am Ausgang des 12. Jh.) in ziemlich oberflächlicher Weise alte Urkunden verunechtete. Der bzw. die Fälscher haben auch kein Bedenken getragen, die erst am 3. Nov. 1022 ausgestellte Urkunde Kaiser Heinrichs II. in der Urkunde vom 1. Nov. 1022 zu benutzen.

[33] Vgl. darüber meine Ausführungen in vorliegender Ztschr., 22. Jg. (1953) 67-80. [34] A. Bertram, Gesch. d. Bistums Hildesheim I, 1899, 73.

sog. Hezilonische Kronleuchter dürfte wohl, wenigstens in seiner Idee, auf Bernward zurückgehen. Der verschlagene, ehrgeizige und kampfsüchtige Hezilo (1054-79) war wenig künstlerisch veranlagt. Sein Dom und Kreuzgang wurde von Benno von Schwaben, dem späteren Bischof von Osnabrück, geschaffen. Die von Bernward geschaffene Ausmalung der Wände und der Decke des Domes, die so hervorragend war, daß Thangmar sagt: „Man glaubte eine neue Kirche statt der alten vor sich zu haben", wurde im Jahr 1046 ein Raub der Flammen. Wir wissen nicht, welche Szenen Bernward dort darstellen ließ, und wie die Gemälde beschaffen waren.

Immerhin ist eine reiche Fülle bernwardinischer Kunstwerke erhalten geblieben. Sie geben in Verbindung mit den echten Teilen der Biographie Thangmars, der bernwardinischen Testamente sowie der zeitgenössischen und nachfolgenden einheimischen und auswärtigen Chroniken und Annalen ein treffendes, historisch zuverlässiges Bild von Bernwards Charakter und von seiner überragenden Persönlichkeit[35].

---

[35] Daß ein moderner Kunsthistoriker die Christussäule, ein anderer das große Bernwardskreuz dem Bischof Bernward, entgegen der ununterbrochenen und lebendigen Hildesheimer Tradition, absprechen, erklärt sich aus moderner Überkritik, die bei der Christussäule nicht beachtet, daß unter Bernwards Leitung verschiedene Gießmeister, jeder in seiner Art und Technik, aber immer nach den Ideen Bernwards, in der damaligen bischöflichen Gießerei tätig waren, und die bei dem Kreuz nicht sieht, daß gerade die Härte und Herbheit desselben, bei aller Verzierung der Vorderseite, auf die frühromanische Kunst Niedersachsens in den Tagen Bernwards hinweist. Übrigens kommt selbst dieser Kunsthistoriker, Prof. Dr. Herm. Schnitzler in Köln, zu dem Ergebnis, daß alle ähnlichen, sog. Krückenkreuze mit den quadratischen oder quadratähnlichen Balkenecken aus dem 11. und 12. Jahrhundert letztlich wohl auf ein bernwardinisches Urbild zurückgehen (Herm. Schnitzler in „Karolingische und Ottonische Kunst", 1957, S. 393). Dieses Urbild ist nach der uralten Hildesheimer Tradition das im Jahr 1810 von der St.-Michaelis-Kirche an die Magdalenenkirche überführte große Bernwardskreuz, von dem Thangmar schon für das Jahr 996 berichtet. Der gelehrte Steph. Beissel urteilt, besonders unter Berufung auf die Tatsache, daß Bernward die ars clusoria (Kunst der Steinfassung) hervorragend beherrschte, mit Recht: „Man darf wohl die Vollendung dieses Kreuzes vor dem 10. September 996, dem Weihetag der Kreuzkapelle, ansetzen, weil dasselbe für ihren Altar bestimmt war, und weil Thangmar, der in seinem Buche eine chronologische Ordnung festhält, unmittelbar vor jener Weihe über dieses Kreuz handelt" (Steph. Beissel, Der hl. Bernward als Künstler, 1895, S. 15, Anm. 1). Daß später Änderungen an dem Kreuz erfolgten, die Gravierung der Rückseite wahrscheinlich erst im 12. Jh. eingefügt wurde, ändert nichts an der Tatsache, daß wir das ursprüngliche Kreuz Bernwards noch besitzen, und zwar in dem großen Kreuz von St. Magdalenen. Im „Chronicon Coenobii S. Michaelis" heißt es über das in St. Michael damals noch von Bernward Erhaltene: „Custodiuntur adhuc in hoc monasterio casula S. Bernwardi, miraculosa crux, biblia, duo candelabra, reliquiae et columna aerea, quam ipse fecit et posuit retro altare S. Crucis . . ."

Die Wertung Bernwards in alter und neuer Zeit

Daß sich Bernward zu Lebzeiten und bei seinem Tode eines großen Ansehens erfreute, beweist die Tatsache, daß sein Tod nicht nur in den Annalen und Chroniken Hildesheims, sondern auch anderswo erwähnt wird, selbst in Chroniken, die in ihrer Fassung sehr kurz sind und nur die allerwichtigsten historischen Daten notieren. So heißt es in dem sehr knapp gefaßten „Chronicon Hiddaghusanum" zum Jahr 1022: „Sanctus Bernwardus obiit", in dem „Chronicon Episcoporum Mindensium": „Anno Domini 1022 sanctus Bernwardus Episcopus Hilden. 19. mensis Novembris obiit[36]." Die „Nova Chronica Magistri Theodorici Engelhusen" vermerkt zum Jahr 1022: „Johannes XX. Tusculanus sedit annis IX., menses V. Tunc etiam obiit S. Bernwardus Episcopus Hildenesemensis[37]." Das „Chronicon Quedlinburgense" schreibt zum Jahr 1022: „Bernhardum[38] Hildeshemensem Antistitem humanis divulgatur excessisse." Die „Annales Corbeienses" bringen die Mitteilung über den Tod Bernwards in Verbindung mit einem kurz vorher erfolgten Besuch ihres Abtes bei dem Hildesheimer Bischof: „Druthmar adfuit Bernwarto Episcopo in Hillenesheim, in Metropoli sua, qui paulo post obiit cum luctu omnium, etiam Fratrum nostrorum." Das „Chronicon Stederburgense" schreibt zum Jahr 1022 kurz: „Piae memoriae Bernwardus episcopus ad Christum migravit." Ausführlicher ist die Mitteilung im „Chronicon Gandeshemense": „Bernwardus, comes de Sommersborch, Ottonis tertii paedagogus fuit et episcopus evasit: vir sanctus. Iste coenobium Si Michaelis ordinis S. Benedicti construxit, dedicavit et dotatavit atque ibidem monachi habitum induit. Canonisatus fuit, miraculis clarus, sub Coelestino Papa 3., anno domini 1193."

Die Hildesheimer Handschriften gehen selbstverständlich näher auf das Leben und Wirken Bernwards ein. So bezeichnet der „Catalogus Episcoporum Hildenesheimensium" den Bischof Bernward als 13. Bischof der Diözese und erwähnt, daß Bernward königlicher Kapelan („regius capellanus") war, wobei an die Erziehung Ottos III. am Hofe der Theophanu gedacht ist. Ferner bringt er in Erinnerung, daß Bernward einen Kelch und eine Patene von erstaunlicher Größe aus Gold und den von Bischof Othwin (954-984) hinterlassenen Gemmen geschaffen habe („calicem et patenam mirae magnitudinis de auro et gemmis, quas Othwinus reliquerat, fabricavit"), und daß er seinem Bistum viele

[36] Hier liegt ein Irrtum betr. des Todestages vor; Bernward starb am 20. November 1022.

[37] Hier liegt ein Irrtum vor; denn Papst Johann XX. fehlt in der Papstliste. 1022 regierte Benedikt VIII., der 1024 starb.

[38] Statt Bernwardum.

Güter schenkte („plurima suae ecclesiae condonavit"). Er erwähnt auch den Bau des Michaelisklosters durch Bernward und gibt dessen Ausstattung durch den Stifter mit 300 Hufen zum Unterhalt („ad convictum") an. Es heißt dann am Schluß: „Im 31. Jahre nach seiner Bischofskonsekration starb er[39]."

Die „Annales Hildeneshemenses" berichteten zum Jahr 1022: „Domnus Bernwardus Hildenesheimensium venerabilis Antistes XII Kal. Decembris ad Christum migravit:

Cui Deus aeterni praestet consortia Regni,
Vivens arce Poli sit socius Lazari. Amen."

D. h. „Herr Bernward, der ehrwürdige Bischof von Hildesheim, ging am 20. November zu Christus.

Möge ihm Gott verleihen den Anteil am ewigen Reiche,
daß er, Genosse des Lazarus,
lebe in himmlischer Burg. Amen."

Im „Chronicon Coenobii S. Michaelis" wird vor allem die starke Verfluchung wiederholt, die nach dem Testament von 1019 Bernward angeblich über alle die aussprach, die den Besitz von St. Michael anzutasten wagen würden. Bernward selber wird als Graf von Sommerschenburg bezeichnet. Dann heißt es: „Obiit S. Bernwardus Anno 1023[40], 20. Nov., et sepultus est in crypta Monastrii, canonizatus anno 1193 sub Coelestino Papa 3." Nachdem dann die oben genannten, sich damals noch in St. Michael befindlichen Kunstwerke Bernwards aufgezählt sind, wird als 1. Abt von St. Michael bezeichnet: „Goderamnus, Marchionis filius, doctor sacrae paginae et praepositus S. Panthaleonis Coloniae, quem S. Bernwardus cum aliquibus fratribus 996 vocavit ex Monasterio S. Panthaleonis pro primo Abbate. Celebraverunt fratres tunc divina in Sacello S. Crucis apud nostrum refectorium, antequam fabrica majoris Ecclesiae esset perfecta. Postea sacellum illud pro parochiali Ecclesia reparatum et dedicatum est in honorem S. Lamberti[41]."

---

[39] Es muß allerdings heißen „im 30. Jahre".

[40] Hier liegt offensichtlich ein Schreibfehler vor; statt 1023 ist 1022 zu lesen.

[41] Leibniz, Script. Brunsv., t. II (Hannoverae 1710), p. 399. Diese Nachricht dürfte wohl richtiger sein als die der „Hildesheimer Jahrbücher", wonach Goderamnus erst nach der Einweihung von St. Michael im Jahr 1022 von Köln berufen wurde. Irrig ist freilich die Bemerkung des „Cron. Coen. S. Michaelis", daß Goderamnus Doktor der Hl. Schrift gewesen sei; einen solchen Titel gab es damals noch nicht. Vielleicht ist nur gemeint, daß Goderamnus in der Exegese besonders bewandert war und seinen Mönchen, sicher auch dem Volk, die Hl. Schrift erklärte.

Am eingehendsten berichtet über den tiefen Eindruck, den der Tod Bernwards machte, der Vollender der thangmarischen Vita Bernwardi. Er schreibt: „Bernward ließ im 31. Jahr seiner Bischofsweihe[42], als er den Tag seines Hinscheidens nahen sah, den er immer schon herbeigesehnt hatte, die Kapelle, die er zwischen der Kirche des hl. Kreuzes und dem Kloster erbaut hatte, und zwar zu Ehren des hl. Martinus, von dem verehrungswürdigen Bischof Eggehard von Schleswig einweihen[43]. Dort legte er an demselben Tage zur Förderung des Glaubens sein früheres Gewand ab[44] und nahm das Joch der klösterlichen Gelübde auf sich. Als er dann in seiner letzten Krankheit fühlte, daß die Stunde seines Todes gekommen sei, ließ er sich in jene Kapelle tragen, indem er sagte, es gezieme sich, dort sein Leben zu beschließen, wo es ihm vergönnt gewesen sei, sich mit dem Kleide der Weltentsagung zu schmücken. So ging der fromme Mann, durch lange körperliche Leiden geschwächt und aufgerieben, den Weg allen Fleisches. Er hatte den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt. Wir glauben, daß er den himmlischen Geistern beigesellt und unter Führung des Erzengels Michael der seligen Unsterblichkeit teilhaft geworden ist. Solange er lebte, opferte er sich Gott als Opfer der Gerechtigkeit. Nun ruht er, durch viele Zeichen wunderbar verherrlicht, in himmlischem Frieden. Er starb am 20. November. Dreißig Jahre hatte er das Bistum geleitet. Sein Heimgang machte uns zu vaterlosen Waisen, die heilige Hildesheimer Kirche aber gleichsam zur Witwe. Bald nach dem Heimgang dieses Vaters erhob sich in der ganzen Stadt Schmerz und Seufzen. Die Priester wie das Volk waren in tiefster Seele betrübt. Überall hörte man Trauer und Klage und einen fast untröstlichen Jammer aller Stände. Solange er lebte, hatten sie ihm mit einmütiger Liebe angehangen. Jetzt folgte dem Dahingegangenen eine allgemeine Trauer. Die Armen, Witwen und Waisen klagten, sie hätten ihren Vater verloren. Die Adligen wie das Volk bedauerten, daß der Vater des Vaterlandes, der Hort des Friedens, der weise Lenker der staatlichen Verhältnisse ihnen entrissen sei. Denn auf wunderbare Weise war dieser Mann allen alles geworden. Zwischen den Reichen und Armen, den Hohen und Niedrigen schritt er mit ehrfurchtgebietender Bescheidenheit einher („auctoritabili quadam modesti medius incedebat"). In allem hielt er das rechte Maß („utrobique juste providus")[45]. Den Einfachen war er zugänglich; die Übermütigen

[42] Es war in Wirklichkeit das 30. Jahr, d. h. das Jahr 1022.

[43] Das war zweifellos am 11. November 1022, dem Fest des hl. Martin, also neun Tage vor Bernwards Tod.

[44] D. h. seine bischöfliche Kleidung.

[45] So faßt Herm. Hüffer die Stelle in den Geschichtsschr. d. dtsch. Vorzeit, XI. Jh., Bd. 2/3, S. 64. Vielleicht trifft B. Gerlach den Sinn richtig, wenn er übersetzt: „Gerechtigkeit war der Leitstern seiner Anordnungen."

wagten nicht, ihn zu verachten. So wurde der Tote allgemein betrauert. Aber wir wollen nicht trauern nach Art derer, die ohne Hoffnung sind. Es schmerzt uns, daß wir auf Erden unseren Tröster verloren haben. Wir freuen uns, daß wir einen Fürsprecher im Himmel besitzen. Wir wollen seinem Leichnam die gebührende Totentrauer bezeugen. Seinen Geist aber wollen wir beglückwünschen, der nun in himmlischer Seligkeit mit Gott herrscht. Noch zu Lebzeiten hatte er angeordnet, daß die Bahre, auf der sein Leichnam zum Begräbnis getragen wurde, nicht — wie es bei der Bestattung einer Person von hohem Stande üblich ist — mit einer kostbaren Decke, sondern mit einem Bußkleide bedeckt werden solle. Die Leichenfeier wurde nach kirchlichem Gebrauch vorschriftsmäßig begangen und der Leib des gottgeliebten Bischofs in der Krypta des von ihm gestifteten Klosters vor dem Altar der hl. Maria mit großer Andacht aller Gläubigen bestattet[46]". Dieser Bericht beruht sicher auf zeitgenössischen Aufzeichnungen aus dem Jahr 1022 und ist als echt anzusehen.

Trotzdem aber die Bedeutung dieses außergewöhnlich hervorragenden Bischofs bei seinem Tode weit über Stadt und Diözese Hildesheim hinaus zutage trat, hat es sehr lange gedauert, ehe dieser große und heilige Mann von den zuständigen kirchlichen Stellen entsprechend gewürdigt wurde. Als sich nach der Kanonisation Godehards (1131) der Abt von St. Michael gegen Mitte des 12. Jahrhunderts auch um die Heiligsprechung Bernwards bemühte, schrieb der päpstliche Legat, Kardinal Oktavian, im Jahr 1150 an den Bischof Bernhard von Hildesheim, daß der Bitte des Abtes Burchhard von St. Michael, die Kanonisation Bernwards durch den Papst auszusprechen, vorläufig nicht entsprochen werden könne; es sei aber gestattet, über dem Grabe Bernwards einen Altar zu errichten[47]. Kurz vorher hatte der Metropolit des Hildesheimer Bistums, Erzbischof Heinrich von Mainz, auf einer Provinzialsynode zu Erfurt im Oktober 1150, besonders auf Rat der Bischöfe von Paderborn und Halberstadt, die liturgische Verehrung Bernwards gestattet, mit Ausnahme der Erhebung seiner Gebeine[48].

Erst im Jahre 1192 wurde durch Papst Cölestin III. Bischof Bernward heiliggesprochen. Mit dieser Heiligsprechung hatte es eine eigene Bewandtnis[49]. Im Sommer 1192 kam der päpstliche Legat Kardinal Cinthius auf der Rückreise von Dänemark durch Hildesheim. Die Kämpfe mit Heinrich dem Löwen unter dem Hildesheimer Bischof Berno (1190 bis 1194) machten das Gebiet unserer Diözese damals so unsicher, daß

---

[46] Mon. Germ., SS. IV, p. 780, 19. [47] Janicke, Urkundenbuch I, n. 268.
[48] Janicke, Urkundenbuch I, n. 265 sq.
[49] Vgl. Leibniz, a. a. O., I 469; Arnold von Lübeck, Chronic., IV, 23. Lüntzel, a. a. O., 186-191. Bertram I, 205.

der Kardinal-Legat nicht wagte, ohne kaiserlichen Geleitbrief die Weiterreise zum Süden anzutreten. Er wohnte über drei Wochen beim Abt Dietrich (Theoderich) II. von St. Michael. In jenen Wochen hörte er vom Abt und den Mönchen von St. Michael viel von Bernwards bedeutender Persönlichkeit, seinem heiligen Leben und großen Wirken sowie von wunderbaren Heilungen, die an seinem Grabe oder auf seine Fürbitte geschehen seien. Er ermunterte den Abt, die Heiligsprechung Bernwards zu betreiben und nahm selber die Angelegenheit in die Hand, indem er eine Anzahl von Zeugen eidlich über die Wunder vernahm, alles dokumentarisch niederlegte und das Dokument mit dem eigenen Siegel und dem des Hildesheimer Bischofs bekräftigte. Bei seiner Abreise begleiteten ihn Bischof Berno und Abt Dietrich bis zur Winzenburg. Dort forderte er den Abt auf, ihm bald nach Rom nachzukommen. Ins Kloster zurückgekehrt, ersuchte der Konvent von St. Michael seinen Abt um sofortige Abreise. Nach anfänglicher Weigerung begab sich der Abt auf den Weg nach Rom. Er holte den Kardinal-Legaten bei Schaffhausen ein. Bei der Weiterreise wurden beide von einem Raubritter, Andreas mit Namen, dem Besitzer einer Burg, des castrum Marmoracense, gefangengenommen, beraubt und eingesperrt. Erst durch energisches Eintreten des Bischofs von Chur und eines ihm befreundeten mächtigen Adligen wurden sie mit einem Teil ihrer Habe freigelassen. Im Gebiet von Mailand traten, infolge des Kampfes zwischen Kaiser Heinrich VI. (1190-97) und Papst Coelestin III. (1191-98), neue Schwierigkeiten auf. Kurz vorher hatten kaiserliche Truppen bei Siena den durchreisenden Bischof von Ostia ausgeplündert und gefangengesetzt. Kardinal Cinthius und Abt Dietrich trennten sich deshalb, um auf verschiedenen Wegen die Weiterreise nach Rom zu versuchen.

Der Abt nahm den Weg über Pisa und erwarb sich dort durch Zahlung einer größeren Geldsumme das Versprechen eines sicheren Geleits; die Begleiter führten ihn vier Tage an der Seeküste entlang, raubten ihn dann aber aus. Mit Mühe und unter Lebensgefahr gelangte der Abt von St. Michael schließlich nach Pisa zurück und gewann italienische Kaufleute, die im Begriff waren, zu Schiff nach Neapel zu fahren. Diese versprachen, ihn bei der Tibermündung an Land zu setzen. So gelangte er nach Rom, wo der Kardinal-Legat Cinthius, der über Piacenza durch Mittelitalien gereist war, etliche Tage später auch eintraf. Nach eingehender Prüfung durch den Papst und die Kardinäle erfolgte dann die Heiligsprechung Bernwards am Samstag vor Weihnachten 1192. In der von Papst Cölestin III. am 8. Januar 1193 ausgestellten Kanonisationsurkunde erklärt der Papst, daß er sich über Bernwards Verdienste, sein ruhmvolles Leben und seine vielerlei

Wunder („de ipsius meritis et vita laudabili atque miraculis multiplicibus") durch den Kardinalpriester Cinthius, den Mainzer Erzbischof Konrad, durch mehrere Bischöfe, den Abt Theoderich von St. Michael in Hildesheim und viele ehrenwerte Personen und Klosterleute des Hildesheimer Gebietes Gewißheit verschafft und nach Beratung mit seinen Brüdern (d. h. den Kardinälen in Rom), den Bischof Bernward in den Katalog der Heiligen eingezeichnet habe. Seine Gebeine sollten aus dem Schoße der Erde erhoben und unter die Reliquien der Heiligen aufgenommen werden[50].

Diese Erhebung der Gebeine St. Bernwards machte neue Schwierigkeiten. Wegen der kriegerischen Unruhen in der Diözese wurde sie um anderthalb Jahre, auf den Tag nach Mariä Himmelfahrt, den 16. August 1194, verschoben. Am Abend des 15. August 1194 begab sich der Hildesheimer Bischof Berno mit dem Abt und den Mönchen von St. Michael in die dortige Krypta. Sie hoben die Deckplatte ab, legten den Sarg frei und öffneten ihn. Man fand den Leib des Heiligen mit dem Meßgewand bekleidet, das sich noch heute im Domschatz befindet; an den Seiten der Gebeine lagen die Bernwardsleuchter, zu seinen Füßen ein Weihrauchfaß. Diese Eröffnung des Grabes, die der Bischof in der Dämmerung des Abends wegen des starken Volksandranges in der Stille vorgenommen hatte, erweckte den Unwillen des Domkapitels, das erklärte, wenn der Bischof die Eröffnung des Grabes ohne das Kapitel durchgeführt habe, möge er auch die Feier allein besorgen. Auf gütiges Zureden des Bischofs gab das Domkapitel schließlich nach. Die Gebeine St. Bernwards wurden am nächsten Tage unter Teilnahme des Domkapitels ehrfurchtsvoll aus dem Sarg erhoben und, in reine Tücher gehüllt, in feierlicher Prozession durch die Kirche von St. Michael und von da in den Dom getragen. Hier wurde die erste heilige Messe zu Ehren Bernwards gefeiert; danach wurden, wiederum in großer Prozession, die Gebeine nach St. Michael zurückgebracht. Das Haupt des Heiligen und der rechte Arm sind später dem Dom übergeben und befinden sich noch heute, kostbar eingefaßt, im Hildesheimer Domschatz.

Trotz der überragenden Größe Bernwards, des größten Sohnes und ersten Heiligen des niedersächsischen Stammes, und der seiner Kanonisation vorausgegangenen vielen Mühen ist seine Verehrung nur sehr langsam vorangegangen. Während die Verehrung Godehards nach seiner Heiligsprechung sehr schnell einsetzte, einen ungeheuren Umfang annahm, sich nach allen Himmelsrichtungen weit über die Grenzen nicht nur des Hildesheimer Bistums, sondern auch des deut-

[50] Die Heiligsprechungsurkunde ist abgedruckt im Urkundenbuch v. Janicke I, n. 489.

schen Reiches erstreckte und seine Grabstätte ein berühmter Wallfahrtsort wurde, zu dem die Pilger aus weiter Ferne heranzogen, war es tatsächlich möglich, daß, als ein halbes Jahrhundert nach Bernwards Heiligsprechung unter dem großen und theologisch sehr gebildeten und kunstverständigen Hildesheimer Bischof Konrad I. (1221-1246), der freilich von auswärts zu uns gekommen war, das berühmte Taufbecken des Hildesheimer Domes entstand, sich dessen Stifter, ein gewisser Wilbernus, zu Füßen Mariens, der Dompatronin, und der beiden Patrone Godehard und Epiphanius darstellen ließ[51]; Bernward aber wurde am Taufbecken nicht dargestellt[52]. Wohl erscheint sein Bild auf alten Hildesheimer Münzen des 15. und 16. Jahrhunderts[53] und (mit Godehard) an einem der Hildesheimer Stadttore; aber in das alte Stadtwappen wurde nicht Bernward, sondern Godehard aufgenommen. Das Kloster von St. Michael hatte gegen Ende des 14. Jahrhunderts einen kostbaren Schrein aus Silber und Gold zur Aufbewahrung der Gebeine Bernwards bei dem Hildesheimer Goldschmied Heinrich Galle in Auftrag gegeben. In den 30er Jahren des 15. Jahrhunderts wurde er von seinem Sohn vollendet; aber 100 Jahre später, im Jahr 1546, ließ der Rat der Stadt diesen Schrein in die Stadtmünze schaffen und aus seinem Metall Taler schlagen, die als Beitrag für den Schmalkaldischen Bund verwandt wurden[54].

In der Neuzeit ist literarisch viel über Bernward gearbeitet, aber verhältnismäßig wenig von Katholiken Niedersachsens. Außer den Werken von Kratz, den zwei Hirtenbriefen von Bischof Wilhelm Sommerwerck, den Aufsätzen von Bertram, Beelte, Wiecker und Herzig und verschiedenen Beiträgen in unserer Diözesanzeitschrift[55], ist alles andere über Bernward von Nichtniedersachsen oder Nichtkatholiken verfaßt, vor allem die maßgebenden Werke des Aachener Jesuiten Stephan Beissel über „Bernwards kostbares Evangeliar" (1891) und über „Bernward als Künstler und Förderer der deutschen Kunst"

---

[51] Vgl. meine Darlegungen über das Hildesheimer Taufbecken in vorliegender Ztschr. 26 (1957), 1-32.

[52] Wahrscheinlich aber hat ihn Lippold von Steinberg an der Fassade des von ihm gestifteten Nordparadieses des Domes mit Godehard neben Maria gestellt. Daß das oberste Stockwerk dieses Anbaues als Godehardi-Chor dem hl. Godehard geweiht wurde, erklärt sich daraus, daß Godehard, nicht Bernward, in der Krypta des Domes beigesetzt war.

[53] Vgl. hierüber den Art. von A. W. H. Cappe im „Hildesh. Sonntagsbl." 17 (1824) Nr. 2/5.

[54] Der damalige Bischof Valentin von Teteleben beschwerte sich darüber ohne Erfolg bei Kaiser Karl V.; Lüntzel, a. a. O. 193, mit Lit.

[55] Hier kommen in alphabetischer Reihenfolge folgende Mitarbeiter in Betracht: Adamski, Algermissen, Bohland, Flügge, Gerland, Henkel, Scharla, Seeland, die längere oder kürzere Beiträge über St. Bernward beisteuerten.

(1895), das große, dreibändige Werk des Amerikaners F. J. Tschan, Saint Bernward (Indiana 1942/52), das umfassende, hervorragende Werk von Rudolf Wesenberg über die Bernwardinische Plastik (1955), das ebenfalls grundlegende große Werk von Hartw. Beseler und Hans Roggenkamp über die Michaeliskirche in Hildesheim (1954), die selbständigen Werke von Josten, Franz Dibelius, H. Cuno, Ad. Goldschmidt, V. D. Habicht, H. A. Lüntzel, A. Zeller und die Artikel von Beseler, Dibelius, v. Einem, Aug. Fink, Goldschmidt, Haftmann, W. A. Neumann, H. Pée, Oslender, Drögereit, Schnitzler, Wesenberg u. a. bis zu dem oben erwähnten Aufsatz des Schweizers W. v. d. Steinen im „Deutschen Archiv für Erforschung des Mittelalters" (1956).

Es ist beschämend, wie wenig die Diözese Hildesheim, im Verhältnis zu nichtniedersächsischen oder nichtkatholischen Forschern, über ihren größten Bischof, der an Genialität und religiöser Tiefe alle anderen überragte, gearbeitet hat. Bezeichnend ist, daß bereits um das Jahr 1300 ein Hildesheimer Priester hierüber Beschwerde bei dem damaligen Bischof Siegfried II. (1189-1310) führte und ihm die Gründe dafür angab. Er wirft den Niedersachsen eine unglaubliche Undankbarkeit gegen Bernward vor, wie sie sich sonst kaum in ganz Deutschland finde („Mater omnium vitiorum ingratitudo, quae exsiccat fontem divinae pietatis, in hoc sancto [sc. Bernwardo] tanta reperitur, quod vix in tota Germania similia valeant inveniri"). Dann fährt er fort: „Um von den Pfarreien der Hildesheimer Kirche zu schweigen, wie viele Stiftskirchen gibt es, die in allen ihren Büchern nicht ein einziges Wort über sein so heiliges Leben aufzeigen können" („Ut de parochiis Hildensemensis ecclesiae taceam, quam multae ecclesiae conventuales sunt, quae nec unicum verbum in suis libris omnibus de ejus sanctissima vita poterunt demonstrare"). „Wenn Italiens Volk oder ein anderes, wie das englische, einen solchen Heiligen hervorgebracht hätte, würde es die ganze gemeinsame Mutter, unsere Kirche, mit sich zu seinem Lobe mit allem Eifer mitgerissen haben?" („Si gens Italica de sua carne hunc sanctum progenitum haberet vel altera gens, Anglica, nonne totam universalem matrem nostram ecclesiam secum ad ipsum collaudandum studiose provocaret?") Er kommt dann auf den tiefsten Grund dieser eigenartigen Erscheinung zu sprechen. Mehr als sonstwo gilt, nach seiner Überzeugung, bei den harten Niedersachsen das Wort, daß der Prophet nichts in seinem Vaterland bedeutet: „O si dura corda Saxonica omnia verba sancti Evangelii sic servarent sicut istud: ‚Nemo propheta est sine honore nisi in patria sua.' Si mente revolvo diversas regiones, vix ita crudelis invenitur homo, qui magis diligat suam gentem quam alienam." „Deshalb muß es jeden echten Niedersachsen betrüben, daß viele Heilige hochverehrt werden, sich aber niemand im

Herzen darum kümmert, daß auch dieser Heilige erhoben ist" („Unde non modicum quemlibet vere Saxonem debet conturbare, quod multi sancti in tanta reverentia habentur, et hic jam sit sublatus, et non est, qui id corde percipiat")[56].

Dieser Hildesheimer Priester kannte seinen Stamm sehr gut. Seine Mahnungen aber haben, wie vorhin dargelegt, auch bis in unsere Zeit nur geringen Erfolg gezeitigt.

Bernwards natürliche Anlagen

1. Bernwards geniale Begabung. Sein universales Wissen und Können. Bernward entstammte einem adeligen Geschlecht Niedersachsens („Ortus claro nostrae gentis sanguine" — „generis nobilitate"). Sein Großvater mütterlicherseits war der sächsische „Comes Palatinus" (Pfalzgraf) Athelbero: „Bernwardus ortus claris natalibus ex filia Adelberonis Palentini Comitis Saxoniae[57]." Weder der Name von Bernwards Vater noch der seiner Mutter ist überliefert. Da gegen Ende des 11. Jahrhunderts die Grafen von Sommerschenburg das Pfalzgrafenamt erhielten, wurde später als Vater Bernwards der sächsische Graf Dietrich von Sommerschenburg bezeichnet. Die älteren Urkunden schweigen darüber; doch wird auch Bernwards Blutverwandter, der Erzbischof Erkanbald von Mainz (1011-1021), als dem Geschlechte der Grafen von Sommerschenburg entstammend bezeichnet.

Bernwards Geburtsjahr steht urkundlich nicht fest. Jedenfalls wird er nicht nach 960 geboren sein, da er schon im Januar 993 Bischof von Hildesheim wurde und ein Alter von unter 32 Jahren wohl kaum dem damals für das Bischofsamt erforderlichen Bedingungen entsprochen hätte. In späteren Verfallszeiten wurde selbst Kindern das Bischofsamt übertragen, aber nicht im Deutschland des 10. Jahrhunderts. Viel früher als vor 960 wird aber Bernwards Geburtsjahr kaum anzusetzen sein. Es ist im Laufe der Zeit gebräuchlich geworden, Bernwards Geburtsjahr um das Jahr 960 anzusetzen.

Als Bernwards Geschwister sind bekannt: der kaiserliche Freund Graf Tammo („Comes imperatori gratus"), der wohl die väterliche Burg übernahm, 1001 Krieger aus der Hildesheimer Diözese in Rom gegen die dortigen aufständischen Einwohner einsetzte und vom Kai-

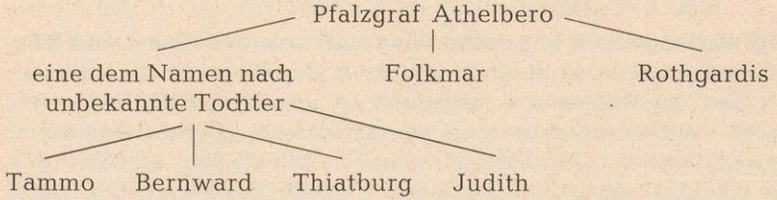
---

[56] Das Schreiben ist abgedruckt in den Monumenta Germ. Hist., SS, IV, 756, Anm. 19.

[57] So bei Thangmar. Vita Bernwardi, c 1 u. 17 u. in dem von Leibnitz I, 481 herausgegebenen „Compendium vitae S. Bernwardi Ep. Hild., ex manuscripto".

ser reich belohnt wurde, vor allem mit einem Gut in Ingelheim. Er war später Verwalter der ostfälischen Gaue Astfala und Flutwide und starb im Jahr 1037. Die zwei Schwestern Bernwards hießen Thiatburg und Judith; erstere besaß Güter im Leinegau, letztere war Äbtissin zu Ringelheim. Ein Bruder der Mutter Bernwards war Folkmar, Diakon am Dom zu Hildesheim und später Bischof von Utrecht; eine Schwester der Mutter mit Namen Rothgardis war Äbtissin zu Hildwardshausen.

So zeigt Bernwards Stammbaum folgendes Bild:



Zu Bernwards Blutsverwandten gehörten die adligen Besitzer der Güter Ölsburg und Steterburg. Das Geschlecht, dem Bernward entstammte, war reich, seine Familie und er selber waren sehr begütert, wie spätere Stiftungen beweisen, bei denen Bernward ausdrücklich erwähnt, daß er sie aus seinem eigenen Besitz und persönlichen Erbe gemacht habe („villam meam", „quod nostri juris est", „quod ibi possidemus", „quantum ibi habemus", „quantum nostri est", „haec meae proprietatis sunt", „quod hereditario jure possedi" etc.).

Bernwards Geschlecht war tiefreligiös; es schenkte der Kirche Priester und Ordensfrauen. Bernward selber ward von seinen Eltern durch Vermittlung des Bruders seiner Mutter, Folkmar, damaligen Diakons an der Hildesheimer Kirche, dem Bischof Othwin[58] von Hildesheim zur Ausbildung übergeben. Othwin und Folkmar vertrauten den Knaben dem Leiter der Domschule, Thangmar, an: „Durch beider Sorgfalt wurde der Knabe meiner geringen Person, der ich Vorsteher der Knabenschule („primicerius scholae puerorum") war, zur wissenschaftlichen Ausbildung und sittlichen Erziehung übergeben[59]."

---

[58] In der „Vita Bernwardi" von Thangmar steht statt Othwin der Name Osdag. Othwin war 954-984 Bischof von Hildesheim, Osdag, sein Nachfolger, 985 bis 989. Ein Schreibfehler ist hier ausgeschlossen; vielmehr zeigt auch dieser Irrtum, daß, wie oben dargelegt, die „Vita Bernwardi autore Thangmaro" in einer späteren Zeit, wahrscheinlich gegen Ausgang des 12. Jahrhunderts, verunechtet ist und Teile interpoliert wurden, die sich im Manuskript Thangmars nicht fanden. [59] Thangmari Vita Bernwardi, c. 1.

Sicher war bei Überweisung dieses adligen Knaben nach Hildesheim seitens der reich begüterten Eltern nicht an die Ausbildung zur Erlangung einer späteren geistlichen Pfründe gedacht. Den eigentlichen Grund gibt Thangmar in den Worten an, mit denen er seine Biographie Bernwards beginnt, „egregiae indolis puer Bernwardus". Früh hatte sich die außergewöhnliche geistige Begabung des Knaben, schon im Hause der Eltern, geoffenbart. Deshalb sandten sie ihn zu dem gelehrten und kunstverständigen Bischof Othwin, der ein Freund Ottos d. Gr. und vor seiner Ernennung zum Bischof von Hildesheim Mönch im Kloster Reichenau und dann Abt des Moritzklosters in Magdeburg gewesen war. Dieser sorgte für die Ausbildung Bernwards durch den besten Lehrer, den er hatte, Thangmar, den Leiter der angesehenen Hildesheimer Domschule, wobei der Bischof den Lehrer der Domschule „eindringlich ermahnte, mich des Knaben unablässig anzunehmen" („diligentius me adhortatus est, item itemque curam illius agere")[60].

Bernward erledigte unter Thangmars Leitung in Hildesheim nicht nur das, was wir heute als Gymnasialstudien bezeichnen, die sog. freien Künste, im Trivium (lat. Dreiweg), das Grammatik, Rhetorik und Dialektik umfaßte, und im Quadrivium (lat. Vierweg) mit Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, sondern wurde früh wegen seiner überragenden Begabung („propter intellectus illius capacitatem") — Thangmar sagt von ihm, daß er alle Mitschüler geistig um das Zehnfache überragte („inveni in illo decuplum in omni intelligentia super coaevos ejus") — in das Verständnis der Heiligen Schrift eingeführt. Vor allem aber grübelte der Knabe schon früh in tiefgründiger Weise und großem Eifer über letzte theologische Wahrheiten („Mirum in modum tenera aetas coelesti irradiata lumine subtili meditatione interiora divini sophismatis jugi studio rimabatur").

Damals zeigte sich bereits die große **pädagogische** und seelsorgliche **Anlage** Bernwards, der, obwohl er entfernter vom Katheder saß („remotiori loco sedens"), mit gespannter Aufmerksamkeit alles Vorgetragene in sich aufnahm und sich nachher mit den besonders interessierten Schülern („quos diligentiores in sancto meditamine cernebat") zusammensetzte, um in vereintem Denken und Disputieren die vorgetragenen Wahrheiten vollkommen zu erfassen und die letzten Schwierigkeiten zu lösen. Thangmar macht die feine Bemerkung, die selten ein Lehrer machen kann, daß Bernward „in einem fröhlichen Diebstahl" — der Ausdruck „felix furtum" wird von Thangmar zweimal wiederholt — ihm seine eigenen Kenntnisse wegnahm und ihn auf diese Weise zwang, ihn immer tiefer in die Wahrheit der Philo-

[60] Ibid., c. 1.

sophie und Theologie einzuführen („gratanti denique affectu amplectebar felici furto lectionis puerum insudare multoque vigilantius deinde instiți, ingenium illius ad scientiam veri sophismatis excitare"). Wie sehr Bernward in die tiefsten Erkenntnisse der Weltweisheit und Gotteslehre eindrang, zeigt uns sein ganzes späteres Werk. Die Liebe zur göttlichen Wahrheit führte ihn zum Priestertum. Von seinem Bischof erhielt er die niederen Weihen.

Außer dem Interesse an den philosophischen und theologischen Wahrheiten zeigte sich bei Bernward früh der **Sinn für Poesie.** Thangmar erzählt, daß er ihn mit auf Reisen nahm: „Oft brachten wir den ganzen Tag, zu Pferde reitend, mit Studieren hin. Bald lasen wir eine Lektion, bald verkürzten wir uns den Weg durch Versuche im Dichten. Er setzte mir, bei aller Bescheidenheit, mit scharfen, aus dem innersten Heiligtum der Philosophie hervorgeholten Fragen zu" („Ipse quoque me crebro, etsi verecunde, acutis tamen et ex intimo aditu Philosophiae prolatis quaestionibus sollicitabat"). Von der poetischen Begabung Bernwards werden wir später noch etliche Beispiele kennenlernen.

Schon in jenen Jahren hat Bernward auch den **vielfachen Künsten** („in omni liberali scientia") seine Aufmerksamkeit zugewandt: der Schreibkunst, in der er besonders hervorragte („in scribendo apprime enituit"), der Malerei, die er mit großer Feinheit beherrschte („Picturam limate exercuit"), der Kunst, Metalle zu bearbeiten (Erzguß), edle Steine zu fassen, und besonders der Baukunst („omnique structura mirifice excelluit"). Aus diesen Mitteilungen Thangmars ergibt sich mit Sicherheit, daß Bernward später als Bischof nicht nur imstande war, künstlerische Anregungen zu geben, sondern auch die Arbeit in seinen Kunstwerkstätten zu leiten und selber künstlerisch gestaltend einzugreifen. Bernwards handwerkliche und künstlerische Fähigkeiten umfaßten den weiten Bereich von der Ziegelbrennerei und der Erfindung eigener Ziegel über die Schreib- und Miniaturkunst, die Poesie, die Goldschmiedekunst, die Fassung von Edelsteinen, den Erzguß bis zur Architektur: in St. Michael schuf er den herrlichsten Bau der frühromanischen Zeit.

Bernward zeigte schon früh auch **großes Geschick in Verwaltungsfragen** von häuslichen Geschäften und Familienangelegenheiten: „In negotiis domesticis et ad usum familiaris rei pertinentibus vivacissimus executor, ac si a puero in eis innutritus, calluit." Wir werden später sehen, wie Großes er gerade auf dem Gebiet der Verwaltung seiner Diözese leistete.

Auch mit **alchimistischen Fragen** hat sich Bernward, wahrscheinlich aber erst später, beschäftigt und aus der Überzeugung von der Einheit

und Wandlungsfähigkeit der Stoffe die Metallurgie und Farbetechnik betrieben. Dabei scheint er zu besonderen Erkenntnissen gekommen zu sein. Noch im 16. Jahrhundert befand sich unter Aufsicht des Abtes von St. Michael im dortigen Kloster ein dem hl. Bernward zugeschriebenes Buch mit dem Titel „A. K. Y. SS. (Secretum Secretorum), quod sub poena aeternae damnationis relinquo meis successoribus", das zum Titelbild den Erzengel Michael hatte, der ein gezücktes Schwert mit der Rechten gegen einen Drachen richtete. Über den Inhalt des Buches ist nichts bekannt[61].

Die mündliche Tradition in Hildesheim weiß auch von besonderen akustischen Gesetzen zu berichten, die Bernward entdeckte und beim Bau von St. Michael verwertete.

Geschichtlich sicher sind seine besonderen Kenntnisse auf dem Gebiet der **Medizin.** Der zeitgenössische Chronist Thietmar von Merseburg berichtet: „Am Donnerstag (7. August 1012) kam ich wieder nach Merseburg und hörte, daß der Erzbischof Walther von Magdeburg in krankem Zustande nach Giebichenstein gekommen sei. Den nächsten Tag begab ich mich zu Pferde dahin und traf dort den Bischof Bernward von Hildesheim. Er war vom Erzbischof gebeten, ihm seinen Segen zu geben, und der Heilung wegen, auf die er sich gut verstand" („curationis causa vocatus, quam bene sciebat")[62].

Von Bernwards geistiger Anlage und Liebe zur Wissenschaft zeugt auch, daß er viele Bücher erwarb und die Bibliothek des Domstiftes mit Büchern ausstattete[63]. Beim Dombrand des Jahres 1013 ging, nach Mitteilung der „Annales Hildeshemenses", eine „unnennbare und unersetzliche Menge von Büchern zugrunde" (inexplicabilis et inrecuperabilis copia periit librorum")[64].

Von dem umfassenden Wissen auf allen damaligen Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Verwaltung sollte Bernward gleich nach seiner Priesterweihe, die er durch die Hand seines Metropoliten, des Erzbischofs Willigis von Mainz, erhielt, zunächst sein Können auf verwaltungstechnischem Gebiet bewähren. Dazu zwangen die Verhältnisse. Auf inständiges Bitten („plurimumque rogatus") seines altersschwachen Großvaters, des Pfalzgrafen Athalbero, begab sich Bernward an dessen Hof und übernahm dort die Leitung. „Das Gesinde wies er durch erfolgreiche Mahnungen täglich auf seine Pflicht hin und erreichte durch seine Wachsamkeit und Güte, daß sie um so eifriger

---

[61] Vgl. hierzu Joh. Mich. Kratz, Der Dom zu Hildesheim III (1840) 11 f., Anm. 17.
[62] Chron. Ditmari Ep., 1. 6; bei Leibniz, 1. c. I, 392.
[63] Letzteres berichtet u. a. auch Wolfher im 3. Kap. der „Vita Godehardi post.".
[64] Ann. Hild., ad annum 1013.

arbeiteten" („salutaribus monitis quotidie illos ad agenda informans, curam illorum apud Comitem vigilanti benignitate frequentans").

Sein Onkel Folkmar war inzwischen Bischof von Utrecht geworden. Er wünschte seinen hochbegabten Neffen in seiner Nähe zu haben und bot ihm die ihm selber bislang unterstehende Leitung des Klosters Deventer an. Bernward lehnte ab. „Er wollte lieber der Schwäche des hinfälligen Großvaters eine Stütze sein, als sich beim Bischof vergnügen" („Ipse imbecillis avi infirmitatem sustentare, quam Episcopales delicias appetere malebat"). So blieb er als treuer, fleißiger und wachsamer Verwalter zum Trost seines Großvaters bei diesem bis zu dessen Tod.

Bald nach dem Tode seines Großvaters wurde der etwa 27jährige Bernward von der Kaiserin-Witwe Theophanu an den königlichen Hof berufen, um die wissenschaftliche Ausbildung und charakterliche Erziehung des damals siebenjährigen Königs Otto III. — Kaiser Otto II. war 983 in Süditalien gestorben — zu übernehmen. Das war im Jahre 987[65]. Damals setzten Neid, Mißgunst und Eifersucht seitens hoher Prälaten gegen Bernward ein, worunter der unermüdliche und hochbegabte Priester wegen seiner Begabung und seines Fleißes das ganze Leben hindurch zu leiden hatte. Thangmar kommt darauf öfters zu sprechen.

Am 16. Juni 991 starb die Kaiserin-Witwe Theophanu. Mit fester Hand hat Bernward die Erziehung Ottos III. weitergeführt, der von seinen Eltern charakterlich ein schweres Erbe mitbekommen hatte. Bernward bewährte sich als ein so tüchtiger Pädagoge, daß der junge König ganz auf ihn vertraute und auch ernste Belehrung und Mahnung von ihm annahm. In einer Urkunde, die Kaiser Otto III. im Jahr 1001 zu Rom ausstellte, nennt er Bernward „Unserer Wiege ersten Genossen, den immer getreuen Zeugen Unserer schon langdauernden, nie endenden Mühe, den gütigen Lehrer Unserer Kindheit und Jugend in vielfacher Wissenschaft, der im Interesse der Reichsverwaltung und Unseres Lebens und Regierens viele Reisen unternahm" (Nostrarum cunabularum primus socius nostrique antiqui et adhuc non cessantis laboris, testis semper fidelis necnon nostrae pueritiae ac juventutis tam affabilis multimode literationis informator etc.")[66].

---

[65] Vgl. das Chronicon Epp. Verd. bei Leibniz II, 215. Bei Lambert Schafnab. trägt Bernward den Titel „Regis cancellarius", was nicht als Reichskanzler zu verstehen ist. Thietmar nennt ihn „Magister regis". Bernward selber bezeichnet sich als „aulicus scriba", auch als „primiscrinius" = erster Sekretär, was etwa königlicher Notar oder Urkundenverwahrer bedeutet.

[66] Die Urkunde ist ausgestellt am 23. Januar 1001 zu Rom u. abgedruckt bei Janicke, Urkundenbuch I, n 12.

Als am 7. Dezember 992 der Hildesheimer Bischof Gerdag auf der Rückreise von Rom zu Como starb, bewarben sich adlige Kleriker um den damals sehr angesehenen Bischofssitz von Hildesheim. Otto III. aber ernannte ohne Zögern seinen Lehrer und Erzieher Bernward zum Oberhirten unserer Diözese[67]. Am 15. Januar 993 wurde Bernward von Erzbischof Willigis von Mainz, seinem Metropoliten und Landsmann, zum Bischof konsekriert.

Als Bischof von Hildesheim hat Bernward seine geniale Veranlagung und sein umfassendes Wissen und Können in den Dienst seiner Gläubigen, seiner Heimat und seines Volkes, vor allem in den Dienst Gottes gestellt. Was in den fast 30 Jahren von Bernwards bischöflicher Tätigkeit (Januar 993 bis November 1022) in seinem natürlichen Wirken nach außen zunächst besonders in Erscheinung trat, war seine Hingabe an Heimat, Heimatdiözese, Volk und Vaterland.

Bernwards Sorge für Heimat und Vaterland. Die Vaterlandsliebe setzt sich aus drei Elementen zusammen: der Liebe zur Heimat, der man angehört; der Liebe zum Volk, dessen Kind man ist, und dessen Sprache man spricht; und der Liebe zum Staat, zu dem sich dieses Volk zusammengeschlossen hat. Alle drei Elemente finden sich bei Bernward in hervorragender, vorbildlicher Weise.

Bernward hat seine Heimat innig und lebendig geliebt. Er war ein echter Niedersachse, ernst und klug, tiefgründig und von realem Blick. Oft wurde er als Bischof aus seiner Heimat zu größeren Aufgaben herausgerufen. Aber immer wieder zog ihn die Sehnsucht in echter Verbundenheit zur heimatlichen Scholle in seine geliebte Heimat zurück. Als er im Januar 1001 mit Kaiser Otto III. in Rom war, „sehnte er sich zurück nach seiner Heimat[68]". Als er am Gründonnerstag (10. April) desselben Jahres wieder in Hildesheim eintraf, „hielt er seinen Einzug unter dem größten Jubel der Geistlichkeit und des Volkes", das ihn gerade wegen seiner Heimatverbundenheit so sehr liebte.

Seine Heimatliebe war eine sorgende, selbstlose, uneigennützige und tapfere. Als im Jahr 994 die räuberischen Normannen vom Norden her und im folgenden Jahr slawische Plünderer und Mordbrenner — Normannen und Slawen waren damals noch Heiden — von Osten die Diözese bedrohten, „da war Bernward mit eigener großer Gefahr unablässig bemüht, diese Landplage abzuwehren. In Verbindung mit anderen, zuweilen auch allein mit den Seinigen, fiel er über sie her und brachte ihnen empfindliche Verluste bei. In steter Sorge sann er

---

[67] Damals gaben noch Klerus u. Volk ihre Zustimmung zur bischöfl. Ernennung durch den König. Im Jahre 1013 hat Kaiser Heinrich II. der Hildesheimer Kirche, d. h. dem Domkapitel, die freie Bischofswahl übertragen.

[68] „Reditum ad patriam desidero"; Thang., „Vita Bernw.", c. 23.

hin und her, wie er das Volk Gottes der Wildheit der Barbaren entreißen könne. Im nördlichen Teile des Bistums, dort, wo Aller und Oker zusammenfließen, errichtete er eine starke Festung, legte eine Besatzung von Soldaten hinein, schlug den feindlichen Angriff zurück und befreite das Volk von der Gefahr vor der Wut der Feinde." Das war die Feste Mundburg. Eine weitere Festung errichtete er etwas weiter nördlich an der Ise: die Feste Wirinholt[69]. So schützte er seine geliebte Heimat, sorgte für deren Sicherheit und wehrte die Feinde von der Heimat und der Heimatdiözese ab.

Innerhalb der Heimatdiözese widmete Bernward seine besondere Sorge der Bischofsstadt und den Anliegen des Bistums. „Obgleich er große Summen nach außen verwandte, um die Wildheit der Barbaren abzuwehren, so ist doch kaum aufzuzählen, wieviel er in seinem Bistum zum Nutzen seiner Kirche tat. Ihren Grundbesitz vermehrte er um mehr als dreißig Güter samt den Familien der Liten und Kolonen und errichtete überall prächtige Bauten. An zahlreichen anderen Orten brachte er je acht bis zehn Hufen (d. h. also je 250 bis 300 Morgen) Landes in den Besitz seines Bistums. Alte Ortschaften, die verkommen waren, stattete er mit trefflichen Gebäuden aus. Einige von diesen wurden wahre Schmuckstücke; denn er führte sie in einem neuen Stile durch, indem er mit rotem und weißem Stein abwechselte und mancherlei Mosaikziererei einfügte[70]." Bernward verstand sich also auch auf musivische Arbeiten. Er erfand eine eigene Art des Häuserbaues und sorgte dafür, daß auch die einfachen Menschen auf dem Lande geschmackvolle Wohnungen erhielten.

Besonders war er um die Festigung und Schönheit seiner Heimatstadt Hildesheim bemüht: „Mit der ihm eigenen Tatkraft ging er daran, unseren heiligen Ort mit Mauern zu umgeben. Er errichtete ringsum Türme. Dieses Werk führte er mit solchem Geschick durch, daß man, wie man heute sieht („velut hodie patet"), an Festigkeit und Schönheit nichts Ähnliches findet[71]."

Innerhalb der Diözesanstadt widmete sich Bernward vor allem der Ausschmückung des Domes, den er glänzend ausmalen ließ und mit kostbaren, in seinen Werkstätten und auf seine Anleitung hergestellten Kultgegenständen ausstattete. Wir haben in dieser Hinsicht bereits auf einiges hingewiesen und werden auf anderes noch zu sprechen kommen. Bezeichnend ist das Wort Thangmars, daß Bernward am

---

[69] Thangmar, Ibid., c. 7. [70] Thangmar, Ibid., c. 8.

[71] Ibid., c. 8. Das „velut hodie patet" scheint mir auch darauf hinzudeuten, daß hier nicht mehr Thangmar, sondern ein Fortsetzer schrieb. Die bernwardinische Ummauerung war übrigens so solide, daß wesentliche Teile die Jahrhunderte mit all ihren Kriegen überstanden haben.

liebsten sich selber und all seinen Besitz für seine Kathedralkirche hingegeben hätte und „miro studio ecclesiam principalem decorare ardenter instabat".

Daß bei Bernwards großer Heimatliebe auch die Werke seiner Kunst vom heimatlichen Geist künden, tritt dem aufmerksamen Beschauer auch heute noch überall vor Augen. Wunderbar wächst bei der Kirche von St. Michael, Bernwards größtem künstlerischen Werk, aus dem feierlichen Ernst und der niedersächsischen Schwere des Gewölbebaues der Krypta die Rhythmik und die lebendige Kraft und Feinheit dieser echten Gottesburg empor. In ihr ist der ausgeprägteste Individualismus des Niedersachsen in der selbständigen Wertung jedes Einzelkörpers und jeder Einzelgruppe verbunden mit dem Sinn für Synthese und Ausgeglichenheit, der jeden einzelnen Baukörper mit dem nächsten und alle einzelnen, in sich selbständigen Gruppen mit dem Ganzen zu fast naturhafter Einheit zusammenschließt. In dieser Verbindung ist Bernwards bedeutendstes Werk ein Symbol der selbstsicheren Größe und Weite, die seinen Heimatstamm schon seit dem Jahr 919 befähigte — gut 100 Jahre nach seiner Christwerdung —, in Heinrich I. die politische Führung in Deutschland zu übernehmen und durch Einigung aller deutschen Stämme die Grundlage für die Entstehung des Deutschen Reiches zu schaffen. Weil Bernward von Heimatliebe und Heimatgeist aufs tiefste beseelt war, konnte er den Prachtbau von St. Michael, der schönsten aller frühromanischen Kirchen, gestalten, in der sich die niedersächsische Schlichtheit und Herbheit der Wände, der Decke und Säulen mit der majestätischen Größe und Hoheit der vom Hügel das Stadtbild beherrschenden Gottesburg verband. Diesen echt niedersächsischen Heimatgeist, diese Verbindung von Leidenschaft und Ausgeglichenheit, von Fülle und Einheit, von Erdverbundenheit und zum Himmel ragendem Streben, von innerer Verhaltenheit und äußerer Durchgeistigung der Form offenbaren, wenn auch in verschiedener Weise, alle Werke dieses größten Sohnes unseres Sachsenstammes[72]."

Vom niedersächsischen Heimatgeist Bernwards sprechen die natürliche Urwüchsigkeit und scharfe Menschenkenntnis, die Dramatik und Realistik, die Gemütstiefe und der sinnige Humor, die in einzelnen Figuren und Szenen seiner Erztüren und seiner Christussäule zum Ausdruck kommen. Von diesem Heimatgeist künden die Naturverbundenheit und das kosmische Lebensgefühl, die Vorliebe für Symbolik und

---

[72] Vgl. im einzelnen V. E. Habicht, der nieders. Kunstkreis (1930). Ders., Des hl. Bernward v. Hildesheim Kunstwerke (1922). Ferner mein Werk „Germanentum u. Christentum" ([6]1935) u. meinen Art. „Der niedersächs. Charakter der bernw. Kunst" in vorl. Ztschr. (1936) 58/68.

die Weite des Geistes, die sich in den Leuchtern kundtun, die ein Lieblingswerk Bernwards waren. Selbst Motive aus dem altsächsischen Heidentum, die Drachen (nordische Gewitterdämonen), die Salamander (Symbole altsächsischer Feuergeister) übernahm Bernward in die Darstellung christlicher Szenen. Es ist dieselbe echt niedersächsische Realistik und seelische Weite, mit der der große Bischof die Kreuzpartikel umrahmte mit den Gaben von Land und Meer, mit Edelsteinen, Perlen und Bergkristallen und zwölf antiken Gemmen, den geschnitzten Steinen aus dem heidnischen Ägypten, Griechenland und Rom.

Wohl der kraftvollste Ausdruck der Heimatliebe Bernwards war sein unerschrockenes, opfervolles Ringen gegen den Kanzler des Reiches und seinen eigenen Metropoliten und Konsekrator, den Erzbischof Willigis von Mainz, um die Rechte der Hildesheimer Kirche auf Gandersheim. Bernwards körperliche Leiden und sein früher Tod sind unstreitig auf die vielen Unruhen, Sorgen und Reisen, auf den vielfachen Verdruß und die Kränkungen zurückzuführen, die dieses Ringen mit sich brachte. Aber, wie Thangmar richtig bemerkt: „Nach dem Wort des hl. Paulus: ‚Solange ich Apostel bin, will ich meinem Amte Ehre machen', suchte Bernward mit höchster Sorgfalt die Rechte seines Bistums, unter Wahrung seiner eigenen Ehre, unangetastet zu erhalten[73]."

Die wahre Heimatliebe weitet sich naturgemäß zur Liebe des Volkes, zu dem man gehört, und des Staates, zu dem sich dieses Volk zusammengeschlossen hat, wobei die jeweilige Staatsform keine Rolle spielt.

Als der 27jährige Priester Bernward 987 zur Erziehung des 7jährigen Königs an den königlichen Hof berufen wurde, bekam er zum erstenmal Gelegenheit, seine reichen Talente in den Dienst des Gesamtvolkes, des deutschen Staates, zu stellen. „Er zeichnete sich dabei derart aus, daß der kaiserliche Knabe wunderbare Fortschritte im Lernen machte. Die umsichtige Erziehung Bernwards ließ den Geist des Knaben in ruhigem Wachstum zur Übernahme aller Staatsgeschäfte heranreifen[74]."

Bernward suchte bei der Erziehung des Königs nicht dessen Gunst, sondern das Wohl des Volkes. „Andere waren dem jungen König durch Schmeichelei zu willen. Selbst die Kaiserin war, aus Furcht, die Zuneigung ihres Sohnes zu verlieren, so weichherzig, daß sie allen Gelüsten des jungen Knaben bereitwillig nachgab. Nur Bernward

---

[73] Thangmar, Ib., c. 11. Welches Aufsehen das Ringen Bernwards gegen seinen Metropoliten damals machte, zeigt sich am stärksten darin, daß Thangmar den größten Teil seiner Biographie diesem Streite gewidmet hat. Dieser Teil der „Vita Bernwardi" geht sicher in allem Wesentlichen auf Thangmar selber zurück. [74] Ibid., c. 2.

zeigte sich so fest und geschickt in der Erziehung („hic solus tanta arte institit"), daß er den Knaben durch Furcht vom Unschicklichen fernhielt und doch sein Herz durch volle Zuneigung an sich fesselte."

Trotz der Mißgunst von vielen Seiten ließ sich Bernward durch nichts in seiner Pflicht beirren, zu tun, was dem Vaterland zum Segen diente. Obwohl er Otto, nachdem dieser 996 Kaiser geworden war, bereitwilligst „nach Wunsch und Können gehorchte", hat er ihn doch noch in Rom, als er sich von ihm am 29. Februar 1001 verabschiedete, ernst und gütig, wie einst den Knaben, gemahnt. „Er rief ihm seine Pflichten ins Gedächtnis (‚agenda quaeque commemorabat')." „Er mahnte ihn liebevoll, die Laster zu fliehen (‚fugienda suadebat vitia'), das Verhalten der Menschen nachsichtig zu beurteilen (‚mores omnium aequitatis lance pensare'), sich in allem Geduld und Güte zur zweiten Natur zu machen (‚patientiam familiarissimam in cunctis vernaculum sibi conciliare') und vor allem nicht hartnäckig auf seinem Willen zu bestehen (‚ante omnia ne quid nimium pertinaciter intentet')[75]."

Was Bernward hier tat, ging wirklich aus dem tiefsten Verantwortungsbewußtsein für sein Volk hervor. Er war unstreitig ein erstklassiger Pädagoge. Der beste Beweis dafür ist, daß der Kaiser nicht nur auf seine Mahnungen hörte, sondern ihn, trotz der festen und ernsten Erziehung, geradezu wie ein Kind seinen Vater liebte. Man braucht nur die Kapitel 19, 23 und 27 in Thangmars Biographie zu lesen, die unstreitig von Thangmar selber stammen, um zu verstehen, daß hier zwischen Kaiser und Bischof ein Verhältnis bestand, wie wir es nur selten in der Geschichte finden.

Bernwards Liebe zu seinem Herrscher, in welchem er die staatliche Autorität verkörpert sah, scheute vor keinem Opfer zurück. Es würde ein wesentlicher Zug in Bernwards Charakter fehlen, wenn wir **die Tapferkeit und Unbeugsamkeit** des niedersächsischen Edelmannes in ihm übersehen würden. Schon als vor dem Jahre 1000 die heidnischen Normannen die Diözese bedrohten, kämpfte Bernward an der Spitze seiner Truppen persönlich gegen sie (Vigilantissimus divini gregis pastor typo Christi, sui domini, adversariis ecclesiae, exsultans ad currendam viam ut fortis gygas, se opposuit"; Thangmar, c. 7). Als während Bernwards Anwesenheit in Rom ein Aufstand gegen den Kaiser in Tivoli ausbrach und manche Große des Reiches dem Kaiser nahelegten, die Belagerung der aufrührerischen Stadt aufzugeben, andere zu übertrieben scharfen Maßnahmen rieten, „nahm der Kaiser den Bischof Bernward beiseite und befragte ihn, was er tun solle. Bern-

[75] Ibid., c. 27; Thangmar berichtet hier als Augenzeuge; denn er war Bernwards Begleiter in Rom.

ward antwortete: ‚Obgleich ich mich nach der Rückkehr in die Heimat sehne, so trenne ich mich doch nicht von Eurer Majestät, bevor ich die Stadt und das Volk mit Gottes Gnade Eurem Recht unterworfen sehe'" („Non ante a majestate vestra diverto, quam urbem populumque vestro juri subacta, Dei pietate, videbo")[76].

Mit der Unnachgiebigkeit in dem, was Recht war, verband Bernward als Christ und Priester die versöhnende Liebe. Er begab sich mit dem Papst in die aufrührerische Stadt und erwirkte durch sein gütiges Bitten, daß die Empörer nachgaben. „Und der Kaiser gewährte auf Wunsch des Papstes und des Bischofs Bernward allen Schuldigen Verzeihung."

Die Römer, erzürnt über diese Nachsicht des Kaisers, verschlossen ihm und seinem Heere bei der Rückkehr die Tore der Stadt. Da zog Bernward in der ersten Schlachtreihe („in prima fronte aciei"), mit der heiligen Lanze in der Hand, in inbrünstigem Herzen aber den Frieden vom Urheber des Friedens demütig erflehend („ipso antistite cum sancta hasta, cordis vero instantia pacem ab auctore pacis suppliciter flagitante"), gegen die trotzige Stadt. Und wiederum gelang es ihm, ohne Krieg die Rechte des Vaterlandes zu wahren.

Bei all seiner großen Liebe zu Otto III. war Bernwards Vaterlandsliebe nicht an die Person des Herrschers gebunden. Am 23. Januar 1002 starb dieser Kaiser. Am 31. Mai jenes Jahres übernahm Heinrich II. die Regierung des Reiches. Schon in der Fastenzeit 1003 besuchte der König den treuen Staatsmann Bernward in Hildesheim. Als sich drei Jahre danach Graf Balduin von Flandern gegen den Kaiser empörte, „gab Bischof Bernward, Christi Gebot getreu, Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers war. Er folgte seinem Herrn mit zahlreicher Mannschaft und stand ihm in wachsamem Dienst, aus treuer Liebe, kämpfend zur Seite" („cum immensa militum manu secutus, vigilantissimo obsequio ad gratiam militabat"; Thangmar c. 41). Das waren die Jahre, in denen Bernward von Fieberanfällen gequält wurde.

Bernwards künstlerische Leistungen. Auf den ungeheuren Umfang von Bernwards künstlerischem Verständnis und Können haben wir schon früher hingewiesen. Der Inhalt seiner Kunstwerke gehört in die spätere Betrachtung. Hier handelt es sich darum, zu erkennen, was Bernward auf Grund natürlicher Anlage und entsprechender Ausbildung tatsächlich schuf.

Thangmar sagt mit Recht: „Es gab keine Kunstfertigkeit, in der er sich nicht versuchte" („Nec aliquid artis erat, quod non attemptaret";

---

[76] Ibid., c. 23.

c. 6). Wenn wir von Bernwards rein praktischem handwerklichen Können ausgehen, so ist das Wort seines Lehrers bezeichnend: „Er beschäftigte sich mit musivischen Arbeiten zum Schmuck der Fußböden und verfertigte Dachziegel nach eigener Erfindung ohne Anweisung von anderer Seite" („Musivum in pavimentis ornandis studium necnon lateres ad tegulam propria industria nullo monstrante composuit"; c. 6).

Wichtig und für Bernwards Charakter bezeichnend ist die Mitteilung, daß er die Schreibkunst nicht nur in unserer Bischofsstadt, sondern auch an verschiedenen anderen Orten („in diversis locis") eifrig betrieb, d. h. eine Anzahl von Schreibstuben im Bistum einrichten ließ und sich eine große Bibliothek einrichtete („copiosam bibliothecam tam divinorum quam philosophicorum codicum comparavit"), kennzeichnend auch die Tatsache, daß er talentvolle und besonders begabte Knaben mit sich an den königlichen Hof und auf längere Reisen nahm und sie antrieb, sich in dem zu üben, was sie als besonders schön auf ihren Reisen fanden.

Die Fülle und der Umfang des Bernwardinischen Kunstwirkens waren außerordentlich. Wolfher, der Biograph Godehards, faßt es in dem Satz zusammen: „Unser Domstift stattete er mit prächtigen Büchern aus, mit Seidengewändern, mit Gold und Silber, geschnitzten Steinen und vielen ähnlichen Schmuckstücken[77]."

Thangmar nennt als einzelne Kunstzweige, in denen Bernward sein großes Verständnis und Können offenbarte: die Malerei, die Bildhauerkunst, den Erzguß, die Kunst, Edelsteine zu fassen, „und was sich sonst nur Feines in dergleichen Künsten ausdenken ließ" („et quidquid elegantius in hujusmodi arte excogitare poterat"; c. 6).

Der Reihe nach sind zu erwähnen:

Silber- und Goldarbeiten. Dazu zählen:

1. die sechs oder zwölf Kelche[78], die Bernward schuf, und die sämtlich, wohl in der Reformationszeit, zugrunde gegangen sind; ich möchte hier mit einschließen den Kelch, den Bernward aus Kristall, und einen anderen, den er aus einem großen Onyxstück arbeitete, das früher zu einem Becher gestaltet war, den Otto III. in seinem Testament Bernward übermachte. Auch diese zwei Kelche werden

[77] Wolfher, Vita God. post., c. 13.

[78] Die Zahl der von Bernward geschaffenen Kelche steht nicht fest; die überlieferte Mindestzahl ist sechs; andere Schriftsteller sprechen von acht, andere von zwölf. Das von Leibniz edierte „Compendium vitae S. Bernwardi, ex manuscripto" sagt ausdrücklich, daß Bernward die heiligen Geräte „propriis manibus fabricavit"; Leibniz I, 481.

sicher von ihm mit goldenen Verzierungen geschmückt worden sein. Daß der heutige sog. Bernwardskelch wohl nur eine gotische Umarbeitung des größten seiner Kelche darstellt[79] und auch die Idee, die auf der sich im Welfenschatz befindlichen großen Kelchpatene künstlerisch zum Ausdruck gebracht ist, wahrscheinlich auf ihn zurückgeht, wurde bereits erwähnt.

2. Einbände von Bibeln, Evangelienbüchern usw., von denen besonders das kostbarste Evangelienbuch des Domschatzes Bernwards großes Können auch in dieser Hinsicht zeigt[80].
3. Eine unbekannte Anzahl von Rauchfässern, von denen eines bei Erhebung seiner Gebeine zu seinen Füßen gefunden wurde, von denen aber keines erhalten ist[81].
4. Die berühmten Leuchter, die heute Eigentum der Magdalenenkirche sind, und deren Inschrift besagt, daß ihre Vergoldung eine neue Technik der Hildesheimschen Kunstschule unter Bernward darstellte („Bernwardus presul candelabrum hoc puerum suum primo hujus artis flore non auro, non argento et tamen ut cernis conflare jubebat"). Nach einer späteren Handschrift schuf Bernward eine ganze Anzahl von Leuchtern („candelabra multa").
5. Die Lichterkrone, die sehr groß („mirae magnitudinis") war, in Gold und Silber erstrahlte, und die Bernward zu Ehren der Gottesmutter für den Dom schuf. Er ließ sie „in facie templi" aufhängen. Es ist wohl gegenüber anderen Ansichten anzunehmen, daß das „facies templi" den Hochchor bedeutet. Hans Sedlmayr sagt über die Stelle, an der in alter Zeit die Kronleuchter hingen, mit Recht: „Der Ort, an dem die Lichtkrone aufgehängt war, war ursprünglich gewiß die Stelle über dem Hauptaltar (Chorquadrat oder Vierung); und die ganze Symbolik der Krone ist gewissermaßen bezogen auf die Symbolik des Altars. Angezündet wurden die Kronen nur zu Hochämtern und an hohen Feiertagen. Ihren vollen erlebnismäßigen Sinn entfalteten sie im Dunkel der feierlichen Nacht- und Frühmor-

---

[79] Vgl. darüber meine Ausführungen in vorliegender Ztschr. 22 (1953) 69.

[80] Es ist zu beachten, daß Bernward dieses Evangeliar mit seinem kostbaren Einband für St. Michael schuf. Er hat aber auch für den Hildesheimer Dom eine Anzahl von prächtig eingebundenen Evangelienbüchern hergestellt, deren Einbände so schön waren, daß diese Evangeliare in festlichen Prozessionen mitgetragen wurden. Die Zahl der von Bernward geschaffenen kostbaren Bucheinbände ist nicht bekannt.

[81] Auch die Anzahl der von ihm gearbeiteten Weihrauchfässer steht nicht fest; nachmittelalterliche Handschriften geben drei („turibula tria") oder vier an. Es ist aber anzunehmen, daß sie mit diesen Zahlen nur ausdrückten, was damals noch erhalten war.

gengottesdienste. Man kann sich dieses Erlebnis in einer Zeit, in der reines Licht im Dunkel der Nacht nur selten und sparsam leuchtete, gar nicht überwältigend genug vorstellen[82]." Wie schon bemerkt, könnte es sich bei dem großen Kronleuchter Bernwards um den heute sog. Hezilonischen Kronleuchter handeln, der beim Dombrand (1046) schwer gelitten hatte, den Bischof Hezilo (1054-71) wieder aufarbeiten ließ und der dann nach ihm seinen Namen erhielt[83].
Bernward schuf eine zweite große Lichterkrone, die aber einfacher und aus Messing hergestellt war, für St. Michael[84].

6. Ein silbernes Reliquienkruzifix im Domschatz zu Hildesheim mit ausgeprägten Körperpartien und der bronzene Kruzifixus aus der ehemaligen Abteikirche in Ringelheim, ein Werk Bernwards für seine Schwester Judith, die bis zu ihrem Tode (13. 3. 1000) Äbtissin in Ringelheim war.

7. Die silber-gegossene, einst vergoldete Kurvatur, die Bernward für den Abtsstab seines Verwandten Erkanbald herstellte, der 996 bis 1011 Abt in Fulda und 1011-22 Erzbischof von Mainz als Nachfolger Willigis' war.

8. Das sog. große goldene Bernwardskreuz, das der Magdalenenkirche in Hildesheim gehört. Auf der Vorderseite, die sicher von Bernward stammt, umranken auf dem Goldblech, das um den Holzkern gelegt ist, Filigranfäden, Edelsteine, Gemmen und Perlen, die unter einem Bergkristall in Kreuzesform liegende Partikel vom Kreuz Christi, die Otto III. seinem ehemaligen Lehrer Bernward wohl 993 geschenkt hatte. Die Form dieses Sieges- und Vortragekreuzes wurde, wie oben erwähnt, vorbildlich für alle späteren in den verschiedenen Gegenden. Zu bemerken ist, daß die fünf Bergkristalle und die größeren Edelsteine von Bernward mit Perlenkränzen umgeben waren, die seit Jahrhunderten verschwunden sind. Es wurde wohl niemals ein so herrliches Triumphkreuz geschaffen wie das große goldene Kreuz Bernwards, das selbst in seinem heutigen Zustand nicht seinesgleichen hat.

---

[82] H. Sedlmayr, Die Entstehung der Kathedrale (Zürich 1950) 127. Daß die Kronleuchter in der heutigen Zeit mit ihrem künstlichen Licht diese Bedeutung nicht mehr haben, bedarf keiner Erwähnung; vielfach wirken sie geradezu störend, wenn sie an ihrer ursprünglichen Stelle hängen. Ihre Symbolik wird leider kaum noch von den heutigen Menschen erfaßt.

[83] Auch Herm. Hüffer, der die Biogr. von Thangmar u. Wolfher in der Sammlung der „Geschichtsschreiber d. dtschn. Vorzeit" herausgegeben hat, neigt, ebenso wie Lüntzel, dieser Ansicht zu.

[84] Über diese Lichterkrone und ihren Untergang im 17. Jh. gibt Kratz, a. a. O., S. 101, Anm. 86, eine eingehende Darstellung.

Holzschnitzarbeiten: Hierhin gehören:

1. Die in der Barockzeit entstellte Große Madonna des Hildesheimer Domes, vor der im Mittelalter die Lehnsträger und Ministerialen dem Bischof den Treueid ablegen mußten und die jahrhundertelang bis zur Glaubensverflachung der Neuzeit in Bittgängen usw. sehr verehrt wurde[85].
2. Der gewaltige Holz-Kruzifixus von Ringelheim, von dem Rud. Wesenberg mit Recht sagt: „Der Ringelheimer Bernwardskruzifix ist ein dem Bau von St. Michael in Hildesheim wahrhaft kongeniales Werk. Wie St. Michael einen neuen Anfang für die Architektur bedeutet, zwar ohne unmittelbare Nachfolge, vielmehr die Entwicklung des 12. Jahrhunderts vorwegnehmend, so der große Bernwardskruzifix für die Plastik, zwar auch ohne unmittelbare Nachfolge, aber die Reihe der künftigen sächsischen Plastik des 12. und 13. Jahrhundert bereits eröffnend[86]."

Bernwardinische Malerei und Miniaturen: Wir haben bereits Thangmars Wort vernommen, daß Bernward den Dom mit einer so prächtigen Malerei schmückte, daß er auf den Beschauer wie ein vollständig neues Werk wirkte[87]. Über diese Mitteilung Thangmars sagt Adolf Bertram mit Recht: „Wo Thangmar auf die Ausstattung unseres Domes zu sprechen kommt, empfindet der Leser mit ihm, mit welchem Hochgefühl er die Hallen der Kathedrale durchschritt, die sein Zögling und Herr gar nicht aufhörte, mit wahrhaft wunderbarem Eifer auszuschmücken[88]." Im Zusammenhang mit dieser Ausmalung des Domes weist Thangmar darauf hin, daß Bernwards Wirken noch kommenden Jahrhunderten vom Können dieses Mannes künden würde" (Thangmar, c. 8). Schon 1046 sank alles in Asche.

Erhalten sind von Bernwards Malkunst die große Miniatur in der Vollbibel, auf der neben einem hohen Kreuz Moses als Vertreter des Alten Bundes und eine die Kirche versinnbildende Frau als Vertreterin des Neuen Bundes steht: die Gestalt der Ecclesia. Jedes Buch des Alten und Neuen Bundes beginnt mit einer Initiale in Gold und Silber auf farbigem Untergrund.

Das kostbare Evangeliar Bernwards, wahrscheinlich aus dem Jahr 1015, enthält 17 Miniaturen und 5 Ziertitel mit prächtigen Initialen. Ein zweites Evangeliar, einige Jahre früher geschrieben, hat 5 Miniaturen und 12 reich geschmückte, stark verschlungene Ziertitel,

---

[85] Vgl. Kratz, Der Dom zu Hildesheim (1840) 174 ff.
[86] R. Wesenberg, a. a. O., 58.
[87] Thangmar, c. 8.
[88] A. Bertram, a. a. O. I, 74 f.

deren Rückseite die Fortsetzung des jeweiligen Evangelien-Anfangs in silbernen Buchstaben auf purpurnem Untergrund zeigt.

Das für St. Michael geschriebene Sakramentar besitzt neben einer Miniatur eine Anzahl sehr schöner Ziertitel und Initialen.

Es ist viel, was wir in der Miniaturmalerei noch von Bernward besitzen, aber wenig im Hinblick auf das viele, das er geschaffen hat. Stephan Beissel gibt sein Urteil dahin: „Bernward mußte um so entschiedener für Schreibstuben sorgen, weil der Dom im Jahr 1013 durch einen Brand fast seine ganze Bibliothek verloren hatte, und weil in der Diözese manche neue Klöster und Kirchen entstanden. In jedem größeren Gotteshaus aber verlangte die Feier der heiligen Messe, die Abhaltung des Chordienstes und die Spendung der Sakramente mehrere Bücher. Daß man in der Diözese Hildesheim für bedeutendere Anstalten nicht leicht mit ein paar liturgischen Handschriften sich zufrieden gab, erhellt aus Thangmars eigenem Bücherbesitz[89]." Daß von den für den Domgottesdienst hergestellten Büchern keine erhalten sind, dürfte wohl mit dem Brand von 1046 zusammenhängen, der den Dom und die Gebäude des Domklerus vernichtete.

Die Großwerke des Bronzegusses: Im Jahr 1015, dem 200. Gründungsjahr seiner Diözese, schuf Bernward die zwei ehernen Türflügel für die Kirche von St. Michael („templum angelicum"), die ersten Türen aus Erz in der gesamten christlichen Kunst, die mit Reliefs geschmückt und mit ihnen in einem Stück von je 4,70 m Höhe und 1,12 m Breite gegossen, also erstmalig in ihrer Art sind[90]."

Einige Jahr später entstand die eherne Christussäule in einer Höhe von fast 4 m, mit 28 Szenen und 154 Einzelfiguren aus dem Leben Jesu, um beim Kreuzaltar der Michaeliskirche dem des Lesens unkundigen Volk als plastische Bibel des Neuen Testamentes zu dienen. Sie war eine Triumphsäule zu Ehren Christi. Als Bernward in Rom die großen Steinsäulen zu Ehren Trajans und Marc Aurels gesehen hatte, erwachte wohl in ihm die Idee, in der besonderen Kunst seiner Heimat, dem Bronzeguß, den Sieg des Königs der Könige plastisch zum Ausdruck zu bringen. Deshalb bringt die Säule in ihren Darstellungen nicht den Tod Christi; sondern sie endet mit Christi triumphalem Einzug in Jerusalem.

---

[89] St. Beissel, Der hl. Bernward (1895) 23. Daß Bernward in verschiedenen Orten („in diversis locis") Schreibstuben einrichtete, steht auch aus Thangmars Vita, cap. 6, fest.

[90] Vgl. darüber meine Ausführungen im 1. Heft d. J. in vorliegender Ztschr., S. 20-55, mit Lit.

Die architektonischen Arbeiten: Wenn wir von Bernwards architektonischem Wirken sprechen, denken wir meist nur an den Prachtbau von St. Michael. Aber Thangmar berichtet ausdrücklich, daß Bernward viele glanzvolle und prächtige Bauten aufführte („Omnique structura mirifice excelluit, ut in plerisque aedificiis, quae pompatico decore composuit, post quoque claruit"; c. 1). Wir werden da an Kloster- und Kirchenbauten in Steterburg, Ölsburg, Heiningen u. a. zu denken haben, aber auch an die vielen schönen Gebäude, die er, wie schon oben berichtet, für das einfache Volk in verfallenen Orten schuf, dann auch an die Türme, mit denen er die von ihm erstmals durchgeführte Ummauerung unserer Stadt nicht nur schützte, sondern auch schmückte („dispositis per gyrum turribus").

Das Urteil von Beseler-Roggenkamp über St. Michael dürfte auch für andere Bauwerke Bernwards zutreffen: „Wie stark muß die Gestaltungsfähigkeit in dem Meister entfaltet gewesen sein! Verstand, Wissen und Können allein erklären noch nicht den großen Wurf. Vorgeschriebene Regeln für Form und Inhalt gälten nichts, verhülfe ihnen nicht des Meisters Geist und Gesinnung zu Höherem. Für ihn und sein Werk gilt: Glühen, das ist mehr als Wissen[91]."

Schon ein mittelalterlicher Schriftsteller, Henningus Pyrgallus Hildesianus, hatte im Jahr 1515 die Größe der Kunst Bernwards erfaßt und ihn mit dem griechischen Polyklet, dem größten Künstler der Antike, in Vergleich gestellt; er schrieb über die Größe und den Umfang der Kunst Bernwards u. a. die Worte: „Tu Polycleteos excellis jure labores; nam transmutare metalla in melius poteras deteriora quidem[92]".

Bernwards starkes Selbstvertrauen und seine Demut. Daß ein Mann von solch überragendem Geist und Können und von einem Fleiß, den sein eigener Lehrer immer wieder hervorhebt und an einer Stelle mit den Worten kennzeichnet: „Alle seine Mitarbeiter trieb er über ihre Kräfte zur Arbeit an" („Cunctos sibi adhaerentes ad hujusmodi negocium, ut ita dicam, ultra vires impellebat"; c. 6), von starkem Selbstbewußtsein durchdrungen war, ist selbstverständlich. Der geniale Sohn eines hochadeligen niedersächsischen Geschlechtes war sich seiner außergewöhnlichen Begabung bewußt. Er stand nicht nur persönlich in erster Reihe im Kampfe gegen die Feinde des Glaubens und des Vaterlandes; er scheute sich auch nicht, mit seinem eigenen Metropoliten jahrelang um die Rechte des Bistums in äußerstem Ernst zu ringen.

---

[91] Beseler-Roggenkamp, Die Michaeliskirche in Hildesheim (1954).
[92] Bei Leibniz, a. a. O., II, 18.

Von welch starkem und stolzem Selbstbewußtsein Bernward durchdrungen war, zeigen fast alle seine Werke. Nur auf einiges sei hier hingewiesen: Das Kruzifix des Domschatzes trägt auf der Rückseite die Inschrift „Bernwardus presul fecit hoc" = „Der Bischof Bernward hat dieses geschaffen". Auf seinen Leuchtern hat er seinen Namen in der schon erwähnten Form eingegossen: „Bernwardus presul candelabrum hoc puerum conflare jubebat". In den beiden erhaltenen Evangeliaren hat er mit eigener Hand die Worte eingetragen:

„Hunc ego Bernwardus codicem conscribere feci.
Atque meas, ut cernis, opes superaddere jubens
Dilecto Domini dederam sancto Michaeli.
Sit anathema Dei quisquis sibi dempserit illum[93]."

Der Einband des kostbaren Evangelienbuches trägt den Namen „Bernwardus", ebenso sein Sakramentar am Schluß der Präfation. Im Exultet dieses Sakramentars stehen die Worte: „Una cum Papa nostro illo et gloriosissimo imperatore nostro Henrico necnon et venerabili episcopo nostro Bernwardo." Selbst der einzige Ziegelstein, den wir von Bernward besitzen, der nach der Zerstörung von 1945 im Schutt aufgefunden wurde, ist mit dem Namens-Stempel Bernwards versehen.

Dieses ehrlich-stolze Selbstbewußtsein des hochbegabten und unermüdlich tätigen adligen Sachsen war aber mit tiefster Demut verbunden. Bernward erkannte seine hohe und universale Begabung, die er ganz in den Dienst Gottes und der Menschen stellte; er war sich aber in gleicher Ehrlichkeit seiner menschlichen Erbärmlichkeit bewußt. Es ist natürlich kein großer Wert auf Ausdrücke zu legen wie: „Ego humilis et indignus episcopus[94]." Solche und ähnliche Formeln haben auch eitle und hochmütige Kirchenfürsten von sich gebraucht; die Kirchengeschichte zeugt davon zu allen Zeiten.

Mehr besagt die Charakteristik, die der Fortsetzer der Thangmarschen Biographie von Bernward gibt, daß er ein Mann von „ehrfurchtgebietender Bescheidenheit" („auctoritabili modestia") war, die Tatsache, daß Bernward, selbst als er den Kaiser Otto III. von Rom aus zwei Tagereisen weit begleitete, nur ein ganz einfaches Gewand trug („simplici tantum veste imperatorem ad duas mansiones comitatur"), die Tatsache, daß er vor seinem Tode das bischöfliche Kleid mit dem

[93] „Dieses Buch habe ich, Bernward, schreiben lassen.
Durch Beisteuerung eigener Kosten ließ ich es so, wie du es siehst, herDem heiligen Michael, dem Geliebten des Herrn, übergab ich es. [stellen.
Gottes Strafe treffe den, der es entwendet."

[94] So im Testament von 996; Janicke I, n 38.

Ordensgewand tauschte und anordnete, die Bahre, auf der seine Leiche getragen würde, solle nicht mit einer kostbaren Decke, sondern mit einem Bußkleid bedeckt werden („Non pallio, sed cilicio tantum").

Von dieses außergewöhnlich großen Mannes Demut zeugt vor allem seine persönliche Fürsorge für die Armen. Daß er jeden Morgen den Domherrn, dem die Sorge für die Notleidenden oblag, zu sich kommen ließ, sich mit ihm besprach, Rechenschaft von ihm forderte und im Anschluß daran in eigener Person die Gaben an die Dürftigen austeilte, steht fest, mag die Zahl der Armen auch vom Fortsetzer der Thangmarschen Biographie übertrieben sein. Auch der Biograph Godehards, Wolfher, bestätigt in seiner knappen Art diese fürsorgliche Hingabe Bernwards an die Armen. „Gegen Leidende war Bernward mitfühlend, in der Unterstützung der Armen freigebig[95]". Deshalb war die Trauer beim Hinscheiden Bernwards eine allgemeine in der ganzen Diözese[96].

Besonders hoch ist Bernward anzurechnen, daß er überall für gute, gesunde und schöne Wohnhäuser sorgte, und auf diesem Gebiet, wie vorhin erwähnt, geradezu erfinderisch wirkte. Darin sprach sich in deutlichster Weise der Geist des persönlichen Mitfühlens des überragenden Mannes aus. Bernward war infolge seiner Demut und persönlichen Schlichtheit wirklich der „pater pauperum" seiner Diözese und verkörperte so den höchsten Ehrentitel, den die Kirche dem Bischof gibt.

Die unserem Bernward eigene Schlichtheit und Demut spricht sich am stärksten in seinen drei Testamenten aus, die er für die Kreuzkapelle und für St. Michael verfaßte und in seinem von ihm selbst gemeißelten Sarkophag. Denn dort zeigt sich seine echt christliche Demut als die selbstverständliche Frucht der Tiefe seiner Anschauung von Gott, der Welt und den Dingen dieser Erde.

Die übernatürliche Einstellung Bernwards

Bislang haben wir nur die geniale natürliche Begabung Bernwards und den universalen Umfang seines äußeren irdischen Wirkens kennengelernt. Seine Testamente, sein von ihm selbst geschaffenes Grabmal, seine Frömmigkeit und sein seelsorgliches Wirken sowie der Inhalt seiner Kunstwerke lassen uns die tiefsten Blicke in den letzten Kern seines Wesens tun.

---

[95] Wolfher, Vita Godeh. post., 13.

[96] Das berichtet nicht nur der Fortsetzer der Thangmarschen Vita Bernwardi in ganz ausführlicher Weise im 54. Kapitel seines Werkes, sondern auch der mehr nüchterne Wolfher mit den Worten: „Sein Heimgang erfüllte das ganze Land mit Trauer"; Wolfher, ebd. 13.

1. **Der Geist der Testamente Bernwards.** Als Bernward am 10. September 996 die Kreuzkapelle nördlich vom Dom eingeweiht und die ersten Mönche in die Diözese berufen hatte, verfaßte er ein Testament, eine Dotation zum Unterhalt dieser Kapelle und des zunächst kleinen Klosters der ersten Benediktiner unseres Bistums. Dieses Testament beginnt mit Sätzen, die Bernwards fast pessimistische Weltverachtung in der Erkenntnis der Unsicherheit und Hinfälligkeit alles Irdischen und seine tiefe Demut in der Überzeugung aller menschlichen Unzulänglichkeit vor Gott, sein Ringen mit sich und Gott in wirklich erschütternden Worten zum Ausdruck bringen. Bernward war damals erst 36 Jahre alt, als er die Worte schrieb: „Ego Bernwardus humilis et indignus hujus sanctae Hildeneshemensis ecclesiae episcopus, immensitatem criminum meorum attendens, sortem quoque naturae cunctis incertum sollicite pertimescens testamentum quoddam statui et concribi feci . . ." Dann erklärt er, er habe sich schon länger mit der Absicht getragen, aus seinem eigenen Vermögen die genannte Stiftung zu machen. Aber es sei ihm immer wie Hochmut und Überheblichkeit („festus vel inanitas jactantiae") vorgekommen, und er wisse, daß nichts durch Hochmut Beflecktes Gott angenehm sei. Andauernd habe er dann sein Gewissen erforscht und sich innerlich gedemütigt in der Erkenntnis, daß er nur durch Gottes Erbarmen aus Schmutz und Unrat, aus Erbärmlichkeit und innerer Dürftigkeit zur Würde seines Bischofsamtes gekommen sei („jugiter conscientiam meam humilians ex stercoris foeditate et paupertatis egestate divinae pietatis respectu me ad hoc culmen regiminis pervenisse"). Erst aus dieser ständigen Verdemütigung vor Gott in der Überzeugung, daß er aus sich nichts sei und nichts könne, sondern alles der Gnade Gottes verdanke, habe er die Kraft geschöpft, sein stetes Verlangen, die Heiligen des Himmels zu ehren, in die Tat umzusetzen und in der erwähnten Kreuzkapelle und der Berufung der ersten Mönche in die Diözese die „primitiae oblationis suae" Gott darzubringen, und zwar „zu Ehren des Herrn Jesus Christus, der immer jungfräulichen Gottesmutter, des hl. Michael, aller Scharen der Heiligen und des heiligen und lebenspendenden Kreuzes".

Erst wenn wir das umfassende Wirken dieses genialen Bischofs und selbstbewußten Edelmannes mit diesem grüblerischen, nur durch den Glauben erleuchteten Lebenspessimismus verbinden, verstehen wir Bernward ganz und schauen in die letzten Tiefen seiner Seele. Er hatte damals bereits die Absicht, die Kreuzkapelle und das zunächst kleine Kloster zu einer großen Anlage zu erweitern „zur frommen Erinnerung an meinen Vater, meine Mutter, meinen Bruder und alle Angehörigen" („ob memoriam mei patris et matris ac germani mei meorumque om-

nium"). Aber er war in Sorge, daß er vor Vollendung dieses Werkes sterben könne. Deshalb beschwört er am Schluß des Testamentes, indem er plötzlich in die direkte Anrede übergeht, in ergreifenden Worten seinen Klerus, dafür zu sorgen, daß sein Nachfolger in diesem Falle das von ihm Begonnene vollende[97].

Es ist derselbe Geist, der sich in dem verunechteten Testament vom 1. November 1022 gleich zu Beginn in den Worten ausspricht: „Ich, Bernward, der demütige und unwürdige Bischof dieser heiligen Hildesheimer Kirche, habe, getroffen von der Gnade Gottes, erschaudernd vor dem Übermaß meiner Schuld und das göttliche Erbarmen erflehend, in meiner Seele hin und her erwogen, wie ich der göttlichen Barmherzigkeit Genugtuung leisten und ein Heilmittel für die Rettung meiner Seele erlangen könne[98]."

Zwischen diesem ersten und letzten Testament steht das Testament vom Jahr 1019. Es offenbart in seinem echten Teil Bernwards ganz und gar übernatürliches Denken noch stärker als die beiden anderen Testamente. Die wichtigsten Sätze daraus seien hier wörtlich wiedergegeben, weil sie in die Erkenntnis des Wesens dieses großen Bischofs besonders tief einführen[99]. Das Testament von 1019 beginnt mit einer tiefgründigen Darstellung des Verhältnisses von Gott und Mensch, die an Augustinus erinnert, aber durchaus selbständig ist:

„Jede Kreatur, die den Namen Mensch trägt, ist von ihrem Schöpfer deshalb geschaffen, daß sie der Art ihrer Natur gemäß („ut juxta ritum naturae") lieber ihrem Schöpfer als dem Geschöpf diene. Diese Grundordnung bewirkt, daß die vernunftbegabte Seele bei aller Vielfältigkeit in der Arbeit an den irdischen Dingen („dum fit rerum discolor usus") immer wieder auf den Weg ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückkehrt. Und je mehr sich ein Mensch durch das Einatmen des Göttlichen auf rechtem Wege führen läßt, um so inniger wird er allseitig mit Gott verbunden. Das ist nur dann möglich, wenn Gottes starke Hand ihn zu sich zieht. Im Sehnen der Menschen nach Gottes Gnade läßt Gott in seiner Barmherzigkeit einem jeden seinen Schutz

---

[97] Unter dem Klerus, besonders dem Domklerus, ist sicher zu verstehen, was Bernward in die Worte kleidet: „Vos, o conjurata manus, filii carissimi et fratres dilectissimi, cum quibus convivere et consepeliri in Christo cupio."

[98] Vgl. den lat. Text bei Janicke, Urkundenbuch I, n. 67. Diese Einleitung ist als echt anzusehen, d. h., sie ist von Bernward selber geschrieben.

[99] In der hannoverschen Handschrift der „Vita Bernwardi" findet es sich im 51. Kap. Janicke hat es I, n. 62 zum Abdruck gebracht. Wolfr. v. den Steinen gibt im „Dtschn Archiv f. Erforschung des Mittelalters" 12 (1956) 337 ff. eine eingehende Analyse. Über die Frage nach dem Umfang der Echtheit vgl. meine obigen Ausführungen.

angedeihen, gestaltet ihn nach seinem Bilde und macht ihn sich gleichförmig."

Mit Recht sagt der protestantische Historiker Wolfram von den Steinen zu dieser Stelle: „Über Bernwards Gedanken — die Gottheit passe sich dem gnadesuchenden Menschen an, sie mache sich ihm zugänglich — besteht kein Zweifel, aber auch nicht über seinen besonderen Akzent, daß das Göttliche im recht gerichteten Menschen Gestalt annimmt[100]."

Aber noch ein anderes tritt hier kennzeichnend für Bernward hervor. Nachdem er die Wahrheit seiner obigen Sätze durch Beispiele aus dem Alten Testament belegt hat, fährt er fort, das Verhältnis von Gnade und freier menschlicher Mitwirkung an seinem eigenen Leben und Wirken aufzuzeigen. Er ist sich bewußt, daß er aus sich vor Gott nichts bedeutet, aber doch als freier Mensch Gott verpflichtet ist. Deshalb grübelte er darüber nach, durch welches verdienstliche Werk der Baukunst oder durch welch anderen Preis er sich den Himmel verdienen könne („qua meritorum architectura quove rerum pretio possem mercari coelestia"). „Schon als ich am Hofe als Gelehrter und Sekretär wirkte, als des seligen Ottos III. Lehrer und Urkundenverwahrer, habe ich, von Gottes Gnade gerührt, erschaudernd vor dem Übermaß meiner Schuld und mich nach göttlicher Gnade sehnend, hin und her überlegt, wie ich der Barmherzigkeit Gottes genugtun und so mein Seelenheil erlangen könne." Aber wegen seiner damals kirchlich unbedeutenden Stellung hielt er die ihm schon lange vor der Seele stehenden Pläne für unausführbar. Erst als er „durch Gottes Erbarmen und den einstimmigen Willen der Wähler" zum bischöflichen Amt gelangt sei[101], habe er die Verwirklichung seiner Absichten, nämlich Kirchen zu bauen, den Gottesdienst für die Gläubigen gut zu ordnen, seine sämtlichen Habseligkeiten (omnem facultatulam meam") Gott zu weihen und vor allem ein Männerkloster in der Diözesanstadt zu errichten, für möglich gehalten. „Aber kaum waren die Grundmauern zu dem neuen Bau gelegt, da wurde ich von quälendem Fieber ergriffen und fing an, fünf Jahre lang zu kränkeln[102]. Es geschah dies aber — Dank sei dir dafür, Christus —, damit ich mich nicht verführen ließe, mich diesen oder jenen irdischen Dingen zuzuwenden und dadurch das begonnene Werk verzögert würde."

Als Bernward im Jahre 1019 diese Worte niederschrieb, hatte bereits seit zwei Jahren das letzte, wiederum fünf Jahre dauernde fieberhafte

---

100 W. v. d. Steinen, a. a. O., 346.

101 Über die Interpollationen an dieser Stelle vgl. meine obigen Ausführungen.

102 Es war wohl die Zeit von Ende 1001 (bzw. Anfang 1002) bis 1006; vgl. Vita Bernw., c. 51, B. Gerlach, S. 50.

Leiden eingesetzt. Aber das große Werk war inzwischen „unter dem Schutze Gottes, des Heiligen Kreuzes, der immerwährenden Jungfrau Maria und des heiligen Erzengels Michael" machtvoll emporgewachsen. Der Fortsetzer der Thangmarischen Biographie fügt hier die Bemerkung an: „Während es ihn drängte, das große Werk zu vollenden, wurde er gewürdigt, göttliche Züchtigung zu erleiden; und solche Zeichen beweisen deutlich, daß er von Gott geliebt wurde[103]."

Mit Recht sagt Wolfram von den Steinen zu diesem Testament Bernwards: „In den Jahren am Kaiserhof meinte Bernward nicht tun zu können, was angesichts seiner talenta genug gewesen wäre. Er schweifte in Gedanken hierhin und dorthin und fand den rechten Ansatz nicht. Schon die Unruhe seines Suchens steht gegen die Annahme, er habe die göttlichen Forderungen mit seinem Ehrgeiz vermengt. Vielmehr spricht aus seinem Verhalten zusammen mit dem natürlichen Selbstgefühl eine Art Schicksalsgefühl, das Wissen um seine wahre Berufung. In seiner Welt, die ihn in ihre bitteren Kämpfe und Nöte, aber auch in ihre ernsten Gedanken und unverbrüchlichen Traditionen hineinstellt, erfaßte Bernward als die heilig gegebene Hochform des Dienstes die Hingabe an das göttliche Offizium (leiturgia) im Kloster. Dafür gibt er alles her. Und so hat er, als die Stiftung von St. Michael nach dreißig Jahren vollendet und das Kloster feierlich geweiht war, dort zehn Tage vor dem Tode selber die Mönchsgelübde abgelegt — am Tage jenes hl. Martin, der einst Bistum und Mönchtum urbildlich miteinander vereinigt hatte[104]."

Wir schauen hier Bernwards tiefstes Denken und Sehnen. Wir erkennen die Größe, aber auch Kompliziertheit seiner Seele. Wir erleben sein Grübeln über das Verhältnis von Gott und Mensch, sein Erfassen der unendlichen Größe und Heiligkeit Gottes und des Schuldigseins jedes Menschen vor dem allheiligen Gott, seine tiefe Weltverachtung, die aber verklärt ist durch die Strahlen des Jenseits, erleuchtet durch Gottes Gnade und das Vertrauen auf dessen unendliches Erbarmen.

2. Der tiefere Sinn von Bernwards Grabstätte. Erst von hier aus kommen wir zum Verständnis der Grabstätte, die sich Bernward selber geschaffen hat. In der von ihm bei St. Michael zu Ehren des hl. Martinus erbauten Kapelle hatte er am Martinstag (11. 11.) des Jahres 1022, wenige Tage nach der feierlichen Einweihung der Michaelis-Basilika (29. 9. 1022), aus der Hand des Abtes Goderamnus das Ordenskleid des hl. Benedikt genommen. In diese Kapelle ließ er sich an seinem Sterbetag — neun Tage später — tragen und gab hier, bekleidet mit dem

---

[103] „Thangm. Vita Bernw.", c. 52.

[104] W. v. d. Steinen, a. a. O., 355 ff.

schlichten Mönchsgewand, seine große Seele dem Schöpfer zurück. Das war am 20. November 1022. Den Toten umkleidete man mit der noch heute im Domschatz erhaltenen kostbaren Kasel; und dann wurde er beigesetzt dort und in der Weise, wie er es selber angeordnet hatte: d. h. nicht unter dem Hochaltar des von ihm so prächtig vermalten und herrlich ausgestatteten Domes, nicht in der altehrwürdigen Domkrypta, wie es ihm als Bischof zugestanden hätte, nicht unter der von ihm für den Hochchor des Domes geschaffenen kostbaren stark vergoldeten Lichterkrone, sondern unter dem Chor der Mönche von St. Michael, unter der schlichten Messingkrone des Mönchschors, in der Gruft der von ihm hauptsächlich für den Gottesdienst der Mönche erbauten Basilika, vor dem von ihm dort zu Ehren Mariens errichteten Altar, so daß seine Füße diesem Altare zugewandt waren, als wolle er am Auferstehungstag sofort als Priester an diesem Altar der Gottesmutter stehen.

Bernward hatte sich „sein Grab mit heiliger Frömmigkeit selbst hergerichtet und in seiner gewohnten Demut die Grabschrift darauf geschrieben[105]". Der von ihm aus Sandstein gemeißelte Sarkophag besteht aus zwei Teilen: einem Sargkasten von 2,175 m Länge, 0,62 m Breite und 0,40 m Höhe und einem sattelförmigen Sargdeckel. Im Boden des Sargkastens befindet sich eine Vertiefung für Kopf und Hals des Leichnams. Am Kopfteil des aus einem einzigen Stein gearbeiteten Sargkastens hat Bernward die Worte eingemeißelt: „Bernwardus Episcopus servus servorum Christi" = „Bischof Bernward, Knecht der Knechte Christi." Wie ernst es Bernward in seiner Demut mit diesen Worten war, zeigt die Tatsache, daß diese Inschrift den Blicken der Besucher verborgen blieb und er die Außenseiten des Sargkastens ganz schmucklos hielt. Über dem Sargkasten erhebt sich der Sargdeckel in der Höhe von 0,22 m. Er bildet zwei in stumpfem Winkel zueinander stehende Längsflächen und zwei senkrechte Giebelfelder. In die Längsflächen hat Bernward neun Brustbilder von Engeln in Flachrelief gemeißelt, zwischen denen zweimal sieben Flammenberge nach oben steigen. Die Engelbilder stellen die neun Chöre der Engel dar, denen die Basilika St. Michael geweiht war. Die zweimal sieben Flammen symbolisieren die sieben Leuchter der Apokalypse (Apk 1, 12; 2, 1 u. 5; 4, 5), die sieben Geister Gottes. Rings um diese Darstellung des Himmels zieht sich am Sargdeckel in romanischen Majuskeln die lateinische Inschrift aus dem Buche Job 19, 25: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Und am jüngsten Tage werde ich von der Erde auferstehen. Und ich werde umgeben werden mit meiner Haut und in meinem Fleische Gott, meinen Heiland, sehen. Ich selbst werde ihn sehen; und meine

[105] Thangmar, Vita, 55.

Augen werden ihn anschauen, nicht ein anderer[106]. Diese meine Hoffnung ruht in meinem Busen." An der Hauptstirnseite des Sargdeckels, nämlich im Giebelfelde des Kopfendes, ist Christus als das siegende Lamm Gottes der Apokalypse dargestellt, mit Nimbus und Kreuz. Rechts und links davon stehen insgesamt wieder sieben Flammen, Sinnbilder der sieben apokalyptischen Geister Gottes, die gesandt sind über die ganze Erde (Apk 5, 6). Der Sargdeckel stellt also die Herrlichkeit des Himmels dar, wie sie der Seher des Neuen Bundes schaute, und wie sie Bernward auch in der im Hochchor der Mönche über seinem Grabe hängenden Lichterkrone zum Ausdruck brachte.

Aber Bernwards Glaube an Erlösung und ewige Seligkeit, seine Gottes- und Himmelssehnsucht begnügten sich mit dieser Darstellung nicht. Er meißelte auch eine Grabplatte von 2,775 m Länge und 1,23 m Breite, die den Sarkophag nach seiner Bestattung überdeckte. Vom Fußende dieser Grabplatte erwächst das Kreuz aus einem Baumstamm. Es zeigt auf vertieftem Grunde fünf Medaillons in Flachrelief mit symbolischen Bildern: im Schnittpunkt der Kreuzesbalken wiederum das Gotteslamm mit Kreuz und Nimbus, in der gleichen Art wie an der Stirnseite des Sargdeckels, an den vier Endpunkten des Kreuzes die Symbole der vier lebenden Wesen der Apokalypse (Apk 4, 7 ff. und 5, 6 f.), die schon Ezechiel in einer Vision schaute. „Das Feuer fuhr umher zwischen den lebendigen Wesen; und das Feuer hatte einen Glanz, und aus dem Feuer gingen Blitze hervor" (Ez 1, 4 ff. u. 1, 13). Was Bernward an seinem Grabmal dargestellt hat, ist, wie Adolf Bertram sehr fein sagt, „ein Bild des Himmels, dessen Herrlichkeit er mit seinen Augen zu schauen hofft, wie er in der Grabschrift sagt. Das Kreuz, das seinen Füßen zur Leuchte gedient, sehen wir eingemeißelt am Fußende des Sargdeckels. Das Lamm, dessen Namen er auf seine Stirne geschrieben, thront siegreich über seinem Haupte am Kopf des Sarges. Und weil der Herr dem, der überwindet, zu essen geben will vom Baume des Lebens (Apk 2, 7), deshalb deckt seine Grabstätte der in Form eines Baumes gebildete Kreuzesstamm, der Leben spendet durch das Lamm, das an ihm leidend und siegend steht. So gibt das Grabmal Kunde von dem hl. Verlangen und Hoffen, das das Herz des sterbenden Bischofs erfüllt[107]."

Aber dann kommt das Erschütternde, das, was wiederum Bernwards letztes und tiefstes Denken aufdeckt. Er blickt zurück auf sein Leben. Und er, der stets nur für Gott und der Menschen Heil gewirkt hat, erschaudert — wie er es in seinen drei Testamenten in Worten aussprach — vor dem allheiligen Gott. Dort, wo auf der allen Besuchern

[106] D. h. nicht ein anderer an meiner Stelle.
[107] A. Bertram, Gesch. d. Bistums Hildesheim, I, 85.

sichtbaren Grabplatte aus dem Kreuzesbaum das Kreuz erwächst, meißelte er die ergreifenden Worte ein:

„Pars hominis Bernwardus eram. Nunc premor in isto
Sarcofago diro vilis et ecce cinis.
Pro dolor! Officii culmen quia non bene gessi.
Sit pia pax animai. Vos et Amen canite[108]."

3. **Bernwards Frömmigkeit und seelsorgliches Wirken.** Bernward nahm es mit dem menschlichen Leben und Sterben ernst, weil er von einem lebendigen Gottesglauben durchdrungen war, von einem tiefen Bewußtsein der Nichtigkeit und Erbärmlichkeit alles Menschlichen, verbunden mit einem gleichstarken Verantwortungsbewußtsein des Menschen gegenüber dem allgerechten und allheiligen Gott. Das Menschenleben war ihm in all seiner Unzulänglichkeit Aufgabe für Gott und die Ewigkeit. Es fällt uns modernen Menschen schwer, das Seelenleben dieses genialen Mannes ganz zu erfassen: diese eigenartige Synthese von sächsischem Adelsstolz, ausgeprägtem Selbstbewußtsein, dem Gefühl schweren Schuldbewußtseins vor dem allheiligen Gott und dem gleichzeitigen Erkennen der Pflicht eines unablässigen Wirkens für den gerechten Gott und sein Reich.

Wolfher, der sicher von Bernward selber noch die Weihen empfangen hatte, dann unter Godehard wirkte und in seinen beiden Lebensbeschreibungen Godehards eine Anzahl echt humoristischer Züge von dem unmittelbaren Nachfolger Bernwards berichtet, die ihm offenbar selber viel Vergnügen bereiteten, wie seine Darstellung zeigt, ist in seiner Charakterisierung Bernwards außerordentlich ernst: „Wenn ich den Inhalt seines Lebens kurz zusammenfassen soll", so schreibt er über Bernward, „so ist folgendes zu sagen: Er war in jeder Übung des göttlichen Dienstes von glühendem Eifer erfüllt. In jeder irdischen Angelegenheit war er klug, weise und umsichtig. Gegen Widerspenstige und Verstockte zeigte er sich mit Recht streng, gegen Gutwillige und Bescheidene durchaus milde. Gegen Leidende war er mitfühlend, freigebig in der Unterstützung der Armen und unermüdlich in der Selbstheiligung durch Nachtwachen, Fasten und Beten[109]."

---

[108] Teil eines Menschen war ich: Bernward.
Jetzt bin ich belastet durch die Härte des Sargs — nichts als verächtlicher Staub.
Weh! Des erhabenen Amts hab ich nicht würdig gewaltet.
Möge trotzdem die Seele den Frieden der Frommen erlangen.
Singt mir das Amen dazu!"

[109] Vita Godeh. pr., c. 13; B. Gerlach, Wolfhers jüngere Lebensbeschreibung des hl. Bischofs Godehard (1939) S. 23.

Die Werke Bernwards deuten gelegentlich auch den Humor an, der den Niedersachsen auf Grund ihrer Lebensrealistik eigen ist[110]; aber er tritt ganz zurück hinter dem furchtbaren Ernst seiner von Schuld- und Pflichtbewußtsein durchdrungenen, nur auf Gott und das Jenseits gerichteten Weltanschauung. Zum Teil mag die schwache, von Krankheiten immer wieder gequälte und niedergedrückte Gesundheit Bernwards hieran Schuld tragen, der von den fast 30 Jahren seines bischöflichen Wirkens ein volles Drittel unter Fieberanfällen litt. Der tiefste Grund aber für das Fehlen wirklich humorvoller Züge lag in der seelischen Veranlagung Bernwards, der bereits in den Knabenjahren scharfsinnig und unermüdlich („jugi studio") über die tiefsten Probleme der göttlichen Wahrheit grübelte, in das innerste Heiligtum der Weisheit einzudringen suchte, sich schon damals kaum eine Stunde des Ausruhens gönnte („paene nulla hora, nec refectionis quidem, desidiae illum arguebat")[111], und, nachdem er im jugendlichen Alter von etwa 33 Jahren Bischof geworden war, mit aller Kraft den Gipfel der Tugend („virtutum culmen") zu erreichen suchte.

Thangmar schildert im einzelnen die Selbstzucht des jungen Bischofs, seine Sittenstrenge („morum gravitate mirifice senes ipsos superabat"), seine außergewöhnliche Enthaltsamkeit in Speise und Trank und seine tiefe Frömmigkeit, die sich vor allem in einer großen Liebe zum Gebet kundgab. Häufig unterbrach Bernward als Bischof den Schlaf, um sich in aller Stille im Gebet mit Gott zu vereinigen. Vor Aufgang der Morgenröte nahm er am ersten Chorgebet der Domgeistlichkeit teil, dehnte an manchen Tagen, wenn die nächtlichen Laudes beendet und seine Priester schon fortgegangen waren, das Psalmgebet selber noch bis zur Morgendämmerung aus, nahm dann, nach kurzer Ruhe, bei Tagesanbruch am zweiten gemeinsamen Chorgebet im Dom teil und schritt nach weiteren Gebeten und Lesungen zur Darbringung des heiligen Meßopfers, „wobei er sich in großer Zerknirschung des Herzens ganz Gott hingab" („magna animi contritione seipsum totum Domino profudit"). Dann erledigte er sofort die caritativen Angelegenheiten, ließ sich an jedem Morgen Rechenschaft von dem Kapitelsmitglied geben, dem er die Sorge für die Armen anvertraut hatte, teilte danach persönlich an besonders Bedürftige Geld oder sonstige Unterstützungen aus, kontrollierte im Anschluß daran regelmäßig den Fortgang der Arbeiten in den verschiedenen Werkstätten und setzte sich

[110] Ich habe darauf in meinem Aufsatz „Der niedersächsische Charakter in der bernward. Kunst" in vorliegender Ztschr. 10 (1936) S. 63 hingewiesen.
[111] Vgl. das 1. Kap. in der „Vita Bernw.", autore Thangmaro.

erst, nachdem dieses alles erledigt war, gemeinsam mit den Domgeistlichen zu einer einfachen Mahlzeit nieder.

Vor Beginn dieser Mahlzeit gab er den Kränklichen und von Alter Entkräfteten der anwesenden Priester des Domes in besonderer Freude seinen bischöflichen Segen (Infirmis fratribus et senio confectis benedictionem de manu sua dirigebat hilariter"). Es hat also auch damals schon von Arbeit, Krankheit und Alter entkräftete Priester gegeben. Der junge Bischof Bernward — das 5. Kapitel der Vita ist unstreitig in den wesentlichen Zügen von dem mitanwesenden Thangmar geschrieben — aber sprach nicht von klerikaler Verkalkung oder überaltertem Klerus, sondern zeichnete gerade diese Priester durch seinen Segen besonders aus. Das „hilariter" ist an dieser Stelle bezeichnend; denn es findet sich in der Lebensgeschichte Bernwards sonst kaum ein Wort, das von einer hilaritas dieses sehr ernsten Bischofs spricht. Es war nicht nur ein sehr feiner und edler Zug seines hochadligen Wesens, der sich hier offenbarte, sondern auch der Ausdruck seines realen Blickes von der Hinfälligkeit alles Menschlichen, von der auch Bischöfe nicht ausgenommen sind, und unter der er selber schon wenige Jahre später in jahrelangem Fieber leiden sollte. Damit war verbunden die Ehrfurcht vor dem Menschen, vor allem dem Priester, der sich in Gebet und Arbeit Gott in besonderer Weise hingegeben hat. Nur ein hochadliger und gleichzeitig tieffrommer Bischof kann solche Züge offenbaren. Thangmar ruft bei dieser Schilderung der Arbeit und des echt hohenpriesterlichen Verhaltens seines Bischofs Gott zum Zeugen an, daß er die Wahrheit sagt („Deo teste")[112], und hebt hervor, daß sich Bernward bei alledem nur als Diener Gottes fühlte, um allen alles zu sein[113].

Von Bernwards Frömmigkeit und seiner seelsorglichen Verantwortung zeugt die Tatsache, daß er im Jahr 1001, als er sich gezwungen sah, Otto III. gegen die aufrührerischen Bewohner von Rom beizustehen, zwei Tage nacheinander dem Kaiser und seinen Truppen die

---

[112] Ibid., cap. 5.

[113] Über den Hildesheimre Domklerus ist aus jener Zeit eine Nachricht Kaiser Heinrichs II. erhalten, der den Hildesheimer Domklerus dem der von ihm begründeten Bamberger Kirche als Vorbild der Sittenstrenge und der Schlichtheit in der Kleidung hinstellt, woraus man auf die innere Gesinnung schließen könne. Im Unterschied zu anderen Kapiteln trug das Hildesheimer schwarze Kleidung ohne jede Verzierung: „Delicatioris vestitus tam nulla illis erat cura, ut gulas, quibus nunc ardet clerus, nescirent, linguas pelliciales ac manicas non pallio, sed nigrato panno ornarent; linguas autem claustralium superpelliciarum non minus quam tunicarum equestrium fibularent." Je üppiger seit den Tagen Azelins, etwa seit Mitte des 11. Jahrh., der Domklerus äußerlich wurde, um so weniger innerlich war er. Der Höhepunkt der Geschichte des Bistums war überschritten.

heilige Wegzehrung reichte, nachdem er sie ernstlich zur Buße ermahnt, ihre Beichten gehört und die Absolution erteilt hatte. Sein Flehen zu Gott um Frieden wurde, wie wir oben sahen, erhört, so daß es nicht zur Schlacht kam. Als er dann am Gründonnerstag jenes Jahres wieder in Hildesheim eintraf, setzte er als Ausdruck seiner lebendigen Verehrung der Heiligen zunächst die mitgebrachten Reliquien in feierlicher Weise im Dom bei und spendete als Dank für die glücklich überstandene Reise „eine bedeutende Geldsumme für den Gottesdienst und die Unterstützung der Armen" („immensam pecuniam in altaris servitium atque in usus pauperum expendit")[114].

Kaum waren die sich seiner Romreise anschließenden fünf Jahre fieberhafter Krankheit überstanden, als er sein — wahrscheinlich während der Krankheit gemachtes — Gelübde erfüllte, das Grab des von ihm als Vorbild hochverehrten Patrons, des hl. Martins von Tours, zu besuchen. Auf der Hin- und Rückreise weilte er auch am Grabe des hl. Dionysius zu Paris und an den sonstigen heiligen Stätten dieser Stadt. Das war im Jahr 1007. In Tours verbrachte er eine volle Woche und „sühnte in Zerknirschung des Herzens seine Sünden und die der ihm anvertrauten Diözesanen". Es ist für Bernwards Frömmigkeit bezeichnend, daß der Fortsetzer der „Vita Bernwardi" dieses Kapitel über die Pilgerfahrt des großen Bischofs mit den Worten schließt: „Reversus Hildenesheim semetipsum in sanctimonia solita solicitius diatim exercuit." Das heißt: Bernward übte sich fortan täglich noch stärker in den Werken der Aszese; aber „er schützte dabei", wie der Schlußsatz dieses Kapitels betont, „die von Alters her festgelegte Grenze seines Bistums labore nimio sollicitudine[115]".

Daß ein solcher Bischof, dessen Blick, bei aller notwendigen und unermüdlichen Sorge für die wirtschaftlichen Anliegen seines Bistums, immer auf das Ewige gerichtet war, dem das monastische Ideal in Verbindung mit dem oberhirtlichen Amt, nach dem Vorbild des heiligen Bischofs von Tours, als höchstes Ziel vor Augen stand, in seiner priesterlichen, echt seelsorglichen Grundhaltung bestrebt war, einen ihm ähnlichen Seelsorgsklerus heranzubilden, wird von Thangmar deutlich ausgesprochen: „Subditos severitatis censura ad agenda in plerisque instituit[116]." Das „in plerisque" ist hier bezeichnend. Trotz aller bischöflichen Führung und Oberleitung ließ Bernward in vielem die Freiheit des Handelns, besonders des seelsorglichen Wirkens. Er war sich bewußt, daß die Verschiedenheit der örtlichen Verhältnisse eine Vielfalt der Arbeit bedingte, die oft nur der örtliche Seelsorger richtig zu beurteilen vermag.

---

[114] Thangm. Vita Bernw., c. 27. [115] Ibid., c. 41. [116] Thangm., Vita Bernw., c. 5.

Schon vor dem Jahr 1013 erließ Bernward eine Verordnung, worin er „die Genehmigung erteilte, daß die Seelsorgsgeistlichen die Kirchenzehnten zur Instandsetzung ihrer eigenen Gotteshäuser in Zukunft behalten sollten. Dafür mußten sie alle Jahre am Konsekrationstage des Bischofs (15. Januar) am Hochaltar im Dom einen Denar entrichten, im Anschluß daran der Diözesansynode beiwohnen, an der Messe und den Gebeten für des Reiches Wohlfahrt teilnehmen und aus des Oberhirten Hand die heilige Kommunion empfangen[117]."

Bernward ist der Begründer der Hildesheimer Archidiakonate. „Der Mann, der vom Kaiser zum Bischof von Hildesheim erkoren war und Zeit seines Lebens die innigsten Beziehungen zum Kaiserhaus pflegte, der selber Erzieher und Freund Kaiser Ottos III. gewesen war und von ihm die Ausstattung seines Bistums mit der ersten Grafschaft und vielen Gütern erwirkte, der Hildesheim zu einem Mittelpunkt von Kunst und Wissenschaft umgestaltete, durch Klostergründungen und Hebung des synodalen Lebens die religiösen und sittlichen Zustände seines Bistums mit Macht zu heben strebte und seinem Domkapitel so manchen Beweis seiner Fürsorge gab[118], mochte sich mehr als andere gedrängt fühlen, eine große organisatorische Tat zu vollbringen, von der er große Erfolge für die Diözese erhoffen durfte. Er schuf den Archidiakonat mit benefizialem Charakter[119]."

Bernwards 14 Archipresbyter und drei Archidiakone waren Domherren, die das bischöfliche Sendgericht in den 17 Bannen des Bistums ausübten und so ihren Bischof in der Gesamtverwaltung zur Seite standen und ihm bei seinen Reisen in die Diözese entlasteten, damit er als Bischof die Führung von der Bischofsstadt aus in der Hand behielt.

Viermal fanden alljährlich im Bistum Sendgerichte (Bezirkssynoden) statt, und zwar an verschiedenen Orten, damit nicht dieselben Priester immer dieselben weiten Reisen zu machen hatten. Einmal war alljährlich im Dom zu Hildesheim, und zwar am Tage der Bischofskonsekration, dem 15. Januar, eine Diözesansynode in Anwesenheit Bernwards, auf der sicher an erster Stelle seelsorgliche Fragen und Aufgaben beraten wurden[120].

---

117 Jos. Machens, Die Archidiakonate im Bistum Hildesheim (1920) 23.

118 Die Hildesheimer Domchronik dankt ihm besonders dafür, daß er das Landgut Hemethedoron (das heutige Himmelsthür) mit seinen Laten und Zehnten zur Aufbesserung der geistl. Präbenden und zur Anschaffung guter klerikaler Kleidung bestimmte; Chronic. Hild., bei Leibniz I, 744; vgl. dazu A. Bertram, a. a. O., I, 63.

119 Ders., Ebd., 24.

120 Vgl. Janicke, Urkundenbuch I, n. 49 u. n. 64. Mon. Germ. Hist. Leg. IIb, 172 sqq. Vaterländ. Archiv II (1828) 278. A. Bertram, a. a. O., 63. H. A. Lüntzel, a. a. O., I, 175 f.

Bernward war aber nicht nur der bischöfliche und seelsorgliche Organisator, sondern der ganz praktisch ausgerichtete Oberhirt und persönliche Seelsorger.

Aufgabe des kirchlichen Hirtenamtes ist die klare und sichere Führung. Nicht in einer auf den vorübergehenden Nutzen des Augenblicks gerichteten scheinbaren Klugheit, sondern in der Klarheit und Festigkeit der Führung besteht das Wesen des wahren Hirten. Es gibt Stunden, in denen die menschliche Klugheit ihre Grenzen hat und die Unklugheit eines Johannes des Täufers höher steht als alle scheinbar noch so kluge Taktik; Stunden, in denen das Hirtenamt der Kirche das Risiko der Unbeliebtheit aller irdischen Größe gegenüber auf sich nehmen muß, Stunden, in denen eine unsicher gewordene Menschheit ausschaut nach dem harten und kantigen Führer der Kirche, in denen sie ihren Halt und Trost allein darin findet, daß ein solcher Hirt furchtlos zu ihnen steht und spricht als das lebendige Gewissen der Zeit.

Von Bernwards Hirtentätigkeit bezeugt Thangmar: „Als wachsamer Hirt der göttlichen Herde stellte er sich, nach dem Vorbild Christi, den Feinden der Kirche entgegen, aufjauchzend wie ein tapferer Riese beim Betreten der Kampfbahn." Bernward war gleichzeitig ein gütiger Hirt. Als solchen sehen wir ihn inmitten der Armen seiner Stadt und Diözese, sie segnend und unterstützend in den schweren Tagen feindlicher Überfälle, den Zeiten der Pest und des Hungers, wie sie gerade die ersten Jahre seiner bischöflichen Regierung mit sich brachten. Wir sehen ihn als liebevollen Hirten inmitten seiner Priester, mit denen er als Vater und Bruder auf zahlreichen Synoden die Nöte und Aufgaben der Zeit besprach. Mehrmals lesen wir bei Thangmar, daß dieser große Bischof allen alles wurde, um möglichst alle zu retten.

Als echter Priester und Seelsorger stellte er sich und alle seine Güter in den Dienst Gottes und des Seelenheils der Seinen. Er baute Kirchen und Klöster. Er betete an den Gräbern der Heiligen für seine Diözese und opferte sein langes, schweres Leiden als Sühneopfer für seine Gläubigen, heiligte sich für sie nach dem Vorbild Christi, der von sich sagte: „Ich habe mich für sie geheiligt, damit auch sie geheiligt seien in der Wahrheit" (Jo 17, 19). Als echter Seelsorger hatte Bernward, wie wir vorhin von Thangmar hörten, keine Ruhe, bis die kaiserlichen Truppen vor dem drohenden Kampf gebeichtet und die heilige Kommunion empfangen hatten. Das von Leibniz edierte „Compendium Vitae S. Bernwardi Episcopi Hildenesheimensis" gebraucht von Bernward den treffenden Ausdruck: „Seipsum formam vivendi praebens[121]"; als echter Priester war er „forma gregis" (1 Petr 5, 3), leben-

[121] Leibn. I, 481.

diges Vorbild für alle. Als echter Priester und Lehrer der Wahrheit stellte er sein überragendes Können ganz in den Dienst Gottes und der Sorge für das Heil der Seelen.

In den Tagen Bernwards stand der Hildesheimer Klerus wissenschaftlich, religiös und sittlich auf einer besonderen Höhe. Bernward hat aber nicht nur durch sein persönliches Leben und Wirken, durch seine oberhirtliche Leitung und seine Visitationen den Priesterstand seines Bistums vorbildlich gestaltet; er hat durch Förderung der Reform von Cluny, wie es u. a. die Bischofskonferenz von Goslar im Jahr 1019 deutlich offenbarte, den gesamten deutschen Klerus in diesem Sinne beeinflußt[122].

4. **Der innere Gehalt der bernwardinischen Kunst.** Für Bernwards übernatürliche Grundhaltung galt nicht der Grundsatz, daß die Kunst der Kunst wegen da ist. Kunst in jeder Art war ihm Mittel zur Verehrung Gottes und zur Vertiefung des Glaubens und der Frömmigkeit der Menschen. Jedes seiner Kunstwerke läßt uns tiefer in das Wesen seiner Persönlichkeit, in die Art seines priesterlichen Denkens, den Geist seiner Frömmigkeit schauen. Eine umfassende religiöse Symbolik beherrscht alle diese Werke.

So wurde **St. Michael** die in majestätischer Größe von dem bislang von Gestrüpp und Unkraut überwucherten Hügel herrschende sechstürmige Gottesburg, von der der Protestant Otto Beyse mit Recht sagt: „Was frühchristliche Zeit ahnend gesucht, hier wurde es Erfüllung. Ein Symbol sollte die Kirche sein des Waltens der himmlischen Heerscharen und ihres obersten Erzengels, St. Michael. Uns heutigen, die wir kaum mehr etwas von christlicher Symbolik wissen, sei aus der legenda aurea des Jacobus de Voragine über das Wesen der himmlischen Heerscharen berichtet: ‚St. Michael hat mit dem Drachen gekämpft und den Sieg gewonnen. Er empfängt auch die Seelen der Heiligen und führt sie in das Paradies. Der Herr hat ihn zum Fürsten der Kirche gemacht. Der Engel aber gibt es drei Hierarchien; jegliche dieser Hierarchien hat drei Ordnungen.' Wie nun die Hierarchien der Engel sich aufbauen auf der Drei- und Neunzahl, so mußte die ihnen geweihte Kirche diese Drei- und Neunzahl immer wieder enthalten. Aus dieser festumrissenen, symbolischen Idee hat Bernward ein Werk zu schaffen vermocht, das in der architektonischen Idee vorbildlich wurde bis auf den heutigen Tag. Drei gleichberechtigte Teile bilden den Kern der Kirche: Mittelschiff und zwei Querschiffe, die wiederum aus drei gleichgroßen Quadraten zusammengesetzt sind . . . Die Dreiteilung des Mittelschiffes in

[122] Vgl. Mon. Germ. Hist., LL, IIb, 172 f.; ebenf. Janicke, Urkundenbuch I, n. 61.

drei gleichgroße Quadrate wird dem Auge sichtbar gemacht durch die Stellung mächtiger Pfeiler auf den Ecken dieser Quadrate. Zwischen diese Pfeiler treten Säulen, so daß das Mittelschiff durch je drei Gruppen eines sich dreimal beiderseits wiederholenden Stützensystems mit neun Arkadenöffnungen gegen die Seitenschiffe abgeschlossen wird. So ist der sog. Niedersächsische Stützenwechsel ebenfalls in den Dienst der großen symbolischen Idee gestellt. Auch die Anlage der zwei Querschiffe weiß wieder den Drang nach vollendeter Symmetrie mit dem symbolischen Grundgedanken zu vereinen. Waren in den karolingischen Kirchen die zur Verehrung der himmlischen Heerscharen bestimmten Altäre im sog. Westwerk untergebracht, so sind hier diese Westwerke gleichsam auseinandergeschnitten und in einzelne Emporenbauten den Querschiffsenden eingefügt: mit 1, 3, 5 = 9 Stützen (Säulen und Pfeilern) aufsteigend, liegen je zwei Emporen an den Querschiffsenden mit kleinen Altären an den Ostseiten. Das ergibt 2 × 4 = 8 Altäre. Der neunte stand als Hauptaltar, St. Michael geweiht, auf der Höhe des Westchores[123]."

Denken wir uns dazu über dem Westchor den das himmlische Jerusalem darstellenden Kronleuchter und unter dem Westchor die Grabstätte Bernwards mit dem großen Kreuz, den Bildern der neun Chöre der Engel und der apokalyptischen Darstellung der Himmelsherrlichkeit im siegenden Gotteslamm, den vier lebenden Wesen und den sieben flammenden Geistern Gottes vor dem Altare der Gottesmutter, dann erfassen wir erst ganz den Sinn dieser herrlichen Gottesburg, die Bernward kurz vor seinem Tode konsekrierte, und zwar „zu Ehren unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus, seiner heiligsten Gebärerin, der steten Jungfrau Maria, und des heilbringenden Holzes des verehrungswürdigen und lebendigmachenden Kreuzes, unter dem besonderen Schutz des heiligen Erzengels Michael und der ganzen himmlischen Heerschar und zum Lob und zur Verehrung aller Heiligen Gottes". Wir verstehen dann auch die imposante Feier der Weihe dieser Kirche. Bernward nahm sie nicht allein vor; sondern mit ihm konsekrierten der Erzbischof Unewan von Hamburg und die Bischöfe Ekkehard von Schleswig und Benno von Oldenburg in Wagrien, jeder den von Bernward ihm zugewiesenen Teil der Kirche. Die beiden letztgenannten Bischöfe, die von den heidnischen Slawen aus ihren norddeutschen Bistümern vertrieben waren, wohnten jahrelang bei dem

[123] O. Beyse, St. Michael zu Hildesheim (1923) 24 ff. Vgl. auch die Ausführungen bei Beseler-Roggenkamp, Die Michaeliskirche in Hildesheim (1954) 108 f., der darauf hinweist, daß die Deutschen sich unter St. Michaels Schutz stellten, seitdem unter seinem Feldzeichen die Ungarnschlachten gewonnen wurden.

gastfreundlichen Bernward, den die „Chronica Slavorum" deshalb als „vir mitissimus" bezeichnet[124].

Es war eine ungeheure Zahl von Gläubigen („immensa multitudo") aus allen Gegenden des Bistums zur Konsekration von St. Michael zusammengeströmt. Die Menschen müssen damals ebenso sensationslüstern und unbeherrscht gewesen sein wie heute. Denn Bischof Benno, anscheinend schon kränklich und geschwächt, der die linke Seite von St. Michael konsekrierte, wurde durch das Volksgedränge derart mitgenommen, daß er wenige Tage später an den Folgen starb („a populo compressus et attritus post paucos dies, morbo ingravescente vita defunctus est et in aquilonari ejusdem Ecclesiae absida honestam obtinuit sepulturam")[125].

St. Michael war in gewissem Sinn aus der Kreuzkapelle erwachsen, die Bernward schon am 10. September 996 auf dem späteren Michaelishügel geweiht hatte, und zwar als ehrwürdige Kultstätte für das goldene, edelsteingeschmückte Kreuz, das er als kostbarste Umrahmung für die ihm von Otto III. — wahrscheinlich zur Bischofskonsekration — geschenkte Kreuzpartikel geschaffen hatte. Bernward hat kein Geheimnis des Glaubens öfter in den Werken seiner Kunst zur Darstellung gebracht als das **Kreuz Christi,** sei es als Triumphkreuz, wie hier, oder als Baum des Lebens oder vom siegenden Gotteslamm getragen, sei es als Leidenskreuz mit dem Gekreuzigten. Bernward hat das Kreuz dargestellt in Silber, Messing, Bronze und der edlen Kunst der Steinfassung. Er hat es dargestellt in den Werken seiner Malerei: im Kanonbild seines Sakramentars, zweimal in den Miniaturen seines kostbarsten Evangeliars, im Titelbild seiner Gesamtbibel, auf dem es riesengroß emporragt und seine Balken wie segnende Arme ausstreckt über die vor- und nachchristliche Menschheit, über die symbolischen Gestalten des Alten und Neuen Bundes. Er hat es dargestellt in Holz im ergreifenden Kruzifix von Ringelheim und schließlich in seiner Steinmetzkunst an der Stirnseite des Sarges und auf der Grabplatte, auf der es in den Schnittflächen der Balken, gleichsam in seinem Herzen, das mit dem Nimbus umgebene Gotteslamm trägt, das als Zeichen des Sieges über das Böse nochmals das Kreuz neben sich stehen hat. Besonders ergreifend ist der Kreuzestod Christi am Anfang des Lukas-Evangeliums im Evangeliar von 1015 zur Darstellung gebracht. Rechts und links neben dem gekreuzigten Heiland stehen Maria und Johannes.

---

[124] Leibniz II, 554; vgl. ferner „Thangm. Vita Bernw.", c. 49, u. „Annales Hildenesh." ad annum 1022.

[125] „Chronica Slavorem"; Leibniz II, 554. Bischof Benno von Oldenburg in Schleswig-Holstein war also der erste, der in St. Michael beigesetzt wurde.

Die Kreuzigungsszene ist von einem Kranz umschlossen, der die Inschrift trägt: „Redemptio mundi - Miseratio Christi." Oben neben der Kreuzesszene sind Sonne und Mond, unten Erde und Meer dargestellt, Symbole des weltumfassenden Erlösungsopfers.

Bernwards übernatürliches Denken kreiste um das Mysterium Crucis. Als Symbol des Leidens und Todes gestaltete er das Kreuz mit dem Gekreuzigten daran ergreifend in der Kreuzigungsszene der Domtüren, im Kanonbild des Sakramentars, in den Miniaturen des Evangeliars, in den beiden Ringelheimer Kreuzen, die er für seine Schwester Judith, die dortige Äbtissin, schuf, vor allem in dem dortigen gewaltigen Holzkruzifixus. Am erschütterndsten kommt die qualvolle Todesnot des am Kreuze Gestorbenen zum Ausdruck in dem hervorquellenden Unterleib, den heraustretenden Rippen, dem niedergesunkenen Haupt beim silbernen Kruzifixus des Domschatzes. Bernward wußte um die Not des Menschensterbens, um die furchtbare Tragik des Todes, die, stärker als alle Disharmonien des Leidens, nicht nur störend, sondern zerstörend ins Menschenleben eingreift. Er wußte um den letzten dämonischen Ursprung dieser Not, aber auch um deren Überwindung. Der, den er sterbend am Kreuze darstellt, unterwarf sich freiwillig dem schmachvollsten Tode des Verbrechers. Er starb den Tod, wie und wann ihn der Vater bestimmt hatte. Das ist es, was Bernward hier lehrt und mahnt: auch unser Tod soll in der Nachfolge Christi eine bewußte Hingabe an Gottes Willen sein.

Die moderne Philosophie des Existentialismus eines Martin Heidegger bezeichnet die menschliche Existenz als ein Sein zum Tode. Aber sie erfaßt in der Forderung zum tragischen Heroismus nicht den Sinn des Todes. Bernward gibt in seinen vielen und vielfachen Kreuzesdarstellungen die Sinndeutung auch des menschlichen Sterbens als eines Sterbens der Hingabe an Gott in Christus. In Christus wird das Menschensterben zum Siege mit ihm. Das ist die Wahrheit, die Bernward in jenen Kreuzesdarstellungen verkündet, in denen er an die Stelle des Gekreuzigten glänzendes Gold, kostbare Gemmen und leuchtende Edelsteine setzt, wie im Triumphkreuz von St. Magdalenen, einem seiner frühesten Werke, oder das siegende Gotteslamm stellt, wie auf seiner Grabplatte, oder wenn er, wie auf der Patene des Welfenschatzes[126], das Kreuz den Blicken des Beschauers ganz entschwinden und nur die verklärten Wundmale Christi an das überstandene Erlösungsleiden mahnen, Christus selber aber mit diesen Wundmalen als König der Welt in der Herrlichkeit des Himmels thronen läßt. In

[126] die wenigstens in ihrer Idee auf Bernward oder ein Vorbild Bernwards zurückzuführen ist.

diesen Darstellungen Bernwards ist das Kreuz Symbol der Verklärung. In ihnen lüftet sich der letzte Schleier, der über dem Dunkel des Menschendaseins und Menschensterbens liegt. Hier verkündet Bernward seine christliche Philosophie vom Tode, der nicht Untergang, sondern Sieg ist, ein Weg zur Herrlichkeit mit Christus, der in seinem Tod den Tod überwand und durch den Tod in seine Herrlichkeit einging. Im Denken Bernwards ist das Menschenleben nicht ein Sein zum Tode, sondern ein Schreiten zum ewigen Leben.

Deshalb liegt eine so starke Quelle des Trostes in allen Werken dieses genialen Bischofs. Seine gewaltigen **Erztüren** zeigen auf der linken Seite das Mysterium der Schöpfung, der Sünde, der Vollendung der Sünde im ersten Brudermord; aber dann folgen auf dem rechten Türflügel die Mysterien der Menschwerdung, der Erlösung durch den Tod Christi auf Golgotha; und den Schluß bildet der auferstandene Christus, der die durch die Menschensünde verschlossene Tür zum Himmel mit dem Kreuze öffnet und die kniende Sünderin Maria Magdalena zu sich emporzieht, indem er selber bereits zum Himmel emporschreitet[127].

Bernward wußte um Sünde und Menschenleid, um Not und Tod. Aber in seiner tiefen christologischen Gedankenwelt sah er alles im Lichte der Erlösung durch Christus. Im Erbarmen Christi findet alle Tragik ihre letzte Lösung: „Redemptio mundi - Miseratio Christi." So enden die Bilder der Erztüren in dem zum Himmel aufschreitenden Christus, der den gefallenen Menschen zu sich emporzieht. So schließen die 17 Miniaturen des kostbaren Evangeliars mit der Darstellung des zum Himmel auffahrenden Christus. So stellen die **Leuchter** das Ringen des Menschen mit der Dämonie dar, vor allem aber den Sieg des Menschen in Christus über alle Dämonie. Als der Löwe vom Stamme Juda erscheint hier Christus in Weintrauben, dem Symbol der Eucharistie. Auch der von Gott zeitweise abgewandte Mensch, der seinen Blick hinunterrichtet zu den Dämonen, kommt, kraft der von Christus erworbenen Gnade, — versinnbildet in den Engelsköpfen — zur Läuterung (die gereinigte Menschenseele in den Symbolen der Salamander), zum Lichte und der Seligkeit Gottes. Im Bilde des Adlers als des Sinnbildes des siegenden Gottessohnes erscheint Christus sowohl an den Leuchtern[128] wie auf dem letzten Bild der Bernwardstüren.

---

[127] Vgl. darüber im einzelnen meine Ausführungen im letzten Heft dieser Ztschr., S. 49 u. 54.

[128] Die tiefe christologische Symbolik der Leuchter ist bis heute nicht hinreichend gelöst; trotz der eingehenden und tiefschürfenden Darstellungen von Wesenberg (a. a. O., S. 21 ff.) bedarf es hier noch weiterer Forschungen, wie Wesenberg selber betont.

Christi Leben stellt Bernward in seinen 17 Miniaturen und den 28 Szenen seiner **ehernen Säule** zur Nachfolge vor Augen: seine Versuchung und deren Überwindung, die Berufung und Aussendung der 12 Apostel und der 72 Jünger, seine Heilungen und Wundertaten, die Bußpredigt des Johannes und vor allem Christi Erbarmen mit den sündigen, leidenden Menschen. Sowohl in den Miniaturen wie auf der ehernen Säule stellt er Maria Magdalena, die Sünderin, dar, in den Miniaturen auch die Berufung des sündigen Matthäus in zwei Bildern, auf der Säule die Ehebrecherin und den Zöllner Zachäus. Immer hat ihn die Frage bedrängt, wie der sündige Mensch zur Rettung kommt.

Nur in Christus ist das möglich. Aber es ist nicht allein der Tod Christi, sondern schon seine Menschwerdung, die eine Konsekration der gesamten sündigen Menschheit bedeutet. Zu Anfang des Johannes-Evangeliums seines kostbarsten Evangeliars hat Bernward ein **Weihnachtsbild** geschaffen, das diese Wahrheit in tiefsinnigster Weise illustriert. Im Mittelpunkt dieses Bildes liegt das Jesuskind in der Krippe, mitten zwischen Himmel und Erde, das Licht der Welt, zu dem Gäa und Okeanos emporschauen, dem Sonne und Mond dienen. Es ist der menschgewordene Logos, der im Himmel als Vita thront. Im Schoße der Gäa sitzen Adam und Eva; letztere nimmt von der die Gäa umwindende Schlange den Apfel. Der Drache richtet sich empört zum Kind in der Krippe empor. Aber schon ist in diesem Kinde, in der Inkarnation des Logos, die sündige Welt konsekriert und auf Gott hingerichtet. Diese Miniatur ist die tiefsinnigste Illustration zum Prolog des Johannes-Evangeliums. „Hier ist das Weihnachtsmysterium als Mittelpunkt des gesamten Heilsgeschehens Gottes an der Menschheit erfaßt. Die Menschwerdung hat mit dem Kreuzestod, der Schlachtung des Lammes, noch nicht ihr Ziel erreicht. Erst wenn das Gotteslamm zum zweiten Male dem Kosmos und der Erde sichtbar wird, wenn — wie es hier im Weihnachtsbilde Bernwards wunderbar zur Darstellung gebracht ist, im Buche des Lebens, das Christus in der Hand hält, und auf dessen Umschlag wir das Wort ‚vita' lesen — einmal die sieben Siegel fallen, erst dann ist der Boden des großen Geschehens geschlossen, erst dann hat die an Weihnachten gefeierte Menschwerdung ihre Erfüllung erlangt[129]."

Es ist das ganze Mysterium der Inkarnation und Erlösung, das Bernward hier auf kleinstem Raum bildlich gestaltet. Aber nicht nur hier, sondern in allen seinen Werken steht das Geheimnis der Erlösung im Mittelpunkt. Selbst in der **Erkanbald-Kurvatur,** in der Bernward den Sündenfall im Paradiese darstellt, hält Gott Vater dem Adam das Evan-

[129] Frowin Oslender in vorliegender Ztschr. 25 (1956) 6.

gelien-Buch entgegen als Zeichen der kommenden Erlösung durch Christus. Bernwards Denken richtete sich immer auf die Seligkeit des Jenseits, die Christus durch Menschwerdung, Leben und Kreuzestod dem sündigen Menschengeschlechte verdient hat; deshalb schuf er seine großen **Kronleuchter** als Symbole der Himmelsherrlichkeit und hängte sie im Hochchor des Domes und dem Mönchschor von St. Michael auf, damit das leidende, sündige, gläubige Volk und die Mönche nicht nur den Altar mit dem eucharistisch gegenwärtigen Christus schauten, sondern immer wieder auch an ihr letztes Endziel, die visio beatifica, erinnert wurden.

Der kupferne, stark vergoldete Kronleuchter des Domes, der einen Durchmesser von 6,20 m hat, ist wahrscheinlich eine unter Hezilo durchgeführte Aufarbeitung der von Bernward für den Mariendom geschaffenen Lichterkrone. Er ist der bedeutendste Kronleuchter aus der romanischen Zeit und trug in seinen 12 Türmen mit je 4 offenen Apsiden einst die silbernen Plastiken der Propheten des Alten Bundes sowie die Symbole der Tugenden und in den 12 Toren zwischen den Türmen die silbernen Standbilder der Apostel. So stellt er das Sinnbild des himmlischen Jerusalems dar, die „curia lucis", wie es in der Umschrift heißt, die „Wohnung des Lichtes", vor der der Alte und Neue Bund wachend stehen („cujus vestibulo vetus et novus excubat ordo"), und in der der eine, dreipersönliche Gott selber regiert („hos Pater et Verbum cives et Spiritus horum Unus ipse regit").

Bernwards **Christologie** ist am prägnantesten auf der **Patene** zu seinem größten Kelch eingraviert. Sie stellt geradezu ein Compendium der Christologie auf engstem Raum dar: in der Mitte der auf einem Regenbogen thronende Christus, der segnend seine Hände über die Welt ausbreitet und seine fünf Wundmale zeigt. Um ihn die Inschrift:

„Huc spectate viri; sic vos moriendo redemi"; d. h.
„Schauet hierher, ihr Menschen: so hab ich euch sterbend erlöset."

Um diesen innersten Kreis zieht sich ein zweiter, der in Form einer achtblätterigen Rose die vier Evangelisten-Symbole im Wechsel mit den Figuren der vier Kardinaltugenden trägt.

Den äußersten Rand bildet die Inschrift:

„Est corpus in se panis qui frangitur. In me
vivet in aeternum qui bene sumit eum"; d. h.
„Dieses gebrochene Brot ist seinem Wesen nach mein Leib.
In mir wird ewig leben, wer würdig es genießt."

Der erlösende und sich erbarmende Christus, der Christus der Eucharistie und der Christus als Weltenrichter sind hier auf einem Bild vereint.

Bernwards Theologie und Christologie, wie sie sich in seinen Kunstwerken offenbart, ist bis heute nicht ausgeschöpft. Das gilt auch von seiner **Mariologie.** Es war im Jahr 1015, dem 200. Jahr der Erinnerung an die Gründung unserer Mariendiözese. Bernward stand damals auf der Höhe seines Schaffens. In jenem Jahr wurden zwei bedeutende Werke in seinen Kunstwerkstätten vollendet: die Erztüren von St. Michael und sein kostbarstes Evangeliar. Auf den Türen stellte er die urchristliche Eva-Maria-Parallele dar.

Das Evangelienbuch ließ er ebenfalls für St. Michael schreiben, aber zur Verherrlichung Mariens, der Patronin des Domes und der Diözese. Auf beiden Umschlagdeckeln sehen wir die Diözesanpatronin, auf dem vorderen Deckel in einer Elfenbeinplastik. Christus steht in der Mitte, zu seinen Seiten seine heilige Mutter und Johannes der Täufer. Die Umschrift lautet: „Sis pia, quaeso, tuo Bernwardo, trina potestas" = „Sei gnädig deinem Bernward, dreifaltige Macht."

Auf dem rückwärtigen Deckel ist Maria mit dem Jesuskinde zwischen sechs Rosen dargestellt und den Worten: „Ora pro me, Virgo." Maria trägt hier eine Palme in der Hand, zum Zeichen, daß sie durch ihren göttlichen Sohn der Welt den Frieden brachte. Vielleicht ist diese Palme von Bernward auch als Siegespalme gedacht im Bewußtsein der Tatsache, daß die Mariendiözese Hildesheim unter dem mächtigen Schutze ihrer himmlischen Patronin nicht nur durch alle Fährnisse zweier Jahrhunderte siegreich hindurchgegangen war, sondern gerade jetzt, zwei Jahrhunderte nach ihrer Gründung, die Hochblüte in ihrer gesamten Geschichte erreicht hatte. Das „Ora pro me, Virgo" deutet darauf hin, desgleichen Bernwards Inschrift, die in großen goldenen Buchstaben auf dem silbernen Deckelrand steht:

„Hoc opus eximium Bernwardi praesulis arte
factum cerne Deus Mater et alma tua[130]."

Es ist dieselbe Friedens- und Siegespalme, die Maria auf dem Bild der Verkündigungsszene auf den zum gleichen marianischen Jubiläumsjahr fertiggestellten Erztüren trägt. Die alma mater ist es, die Bernward an den Türen und auf dem Buchdeckel verherrlicht, die liebe, die gütige, die segenspendende, die gnaden- und siegbringende göttliche Mutter; und zwar beide Male auf Werken, die er der St. Michaeliskirche widmet, freilich im Jubiläumsjahr seiner Mariendiözese.

Und diese Widmung an Maria wiederholt Bernward in der feierlichsten Weise im Doppelbild der Widmung dieses Evangeliars. Da hat

---

[130] „Dieses vorzügliche Werk, das Bernwards Kunst hat geschaffen, mögst du, o Gott, anschaun mitsamt deiner gütigen Mutter!"

er sich auf der linken Seite der Doppelminiatur selber als Priester, bekleidet mit der Casel, als Hoherpriester der Mariendiözese dargestellt, im Begriff, mit beiden Händen sein Werk auf den Hochaltar des Mariendomes niederzulegen. Ein goldener Rahmen umschließt diese linke Bildseite und trägt in roten Buchstaben die Worte:

„Hoc evangelicum devota mente libellum
virginitatis amor praestat tibi, sancta Maria,
praesul Bernwardus, vix solo nomine dignus
ornatus tanti vestitu pontificali[131]."

Auf der rechten Seite der Doppelminiatur thront Maria vor dem Hochchor des Domes als regina coeli, mit dem Jesuskind auf ihrem Schoß, zu ihren Seiten die sie krönenden Erzengel Michael und Gabriel. Der Triumphbogen, unter dem Maria sitzt, trägt die Worte:

„Offert, Christe, tibi sanctaeque tuae genitrici[132]."

Auf den drei Säulenbögen rechts und links vom Triumphbogen stehen die Worte:

„Ave, stella maris, karismate lucida prolis.
Ave, Spiritui Sancto, templum reseratum.
Ave, porta Dei, post partum clausa per evum[133]."

In der Stellung, die Bernward hier Maria zwischen dem Hochchor des Domes mit Altar und göttlichem Kult und dem Schiff der Gläubigen gibt, stellt er, wie in den Worten der Umschrift, Maria als die porta coeli, als die fürbittende Gnadenmittlerin kraft des auf ihrem Schoße ruhenden Gottessohnes dar.

Oberhalb des Maria krönenden Engels Gabriel steht nochmals Maria im Brustbild, gegenüber, oberhalb des krönenden Michael, das Brustbild der Eva mit der Unterschrift:

„Porta paradisi primaevam clausa per Evam";

---

[131] „Dies Evangelienbuch widmet dir, frommen Sinnes,
der Jungfräulichkeit Freund, o heil'ge Maria,
Bernward, der Bischof, des Titels kaum würdig
und solches Schmuckes bischöflicher Tracht."

[132] „Er opfert es dir, o Christus, und deiner heiligen Mutter."

[133] „Sei gegrüßt, du Meeresstern, leuchtend durch des Sohnes Gnade.
Sei gegrüßt, du Tempel, geöffnet nur dem Heiligen Geist.
Sei gegrüßt, du Pforte Gottes, geschlossen auf ewig auch nach der Geburt."

unter dem Brustbild Mariens:

„Nunc est per sanctam cunctis patefacta Mariam[134]."

Die Umrahmung dieser rechtsseitigen Miniatur trägt die Worte:

„Hoc sermone Deum concepit et edidit illum
Virgo Dei Genitrix Gabrielis credula dictis[135]."

Es ist eine ganze Mariologie, die Bernward in diesem Widmungsbilde niedergelegt hat[136]. Daß er sich in der oben beschriebenen Art vor dem Altar der Gottesmutter in der Krypta von St. Michael beisetzen ließ, ist der letzte und ergreifendste Ausdruck jener echten, im Glauben tiefgegründeten Marienverehrung, die er in der glänzenden Ausstattung des Mariendomes — wir können uns dessen Ausmalung durch Bernward ohne die Darstellung der jungfräulichen Gottesmutter als dessen Patronin nicht vorstellen —, in den Erztüren und Miniaturen seines Evangeliars für St. Michael in so hervorragender Weise kundtat. Der größte Bischof unserer Mariendiözese, der nicht nur die hervorragenden deutschen Bischöfe seiner Zeit, sondern auch alle Bischöfe seines Bistum vor und nach ihm in weitem Abstand überragt, suchte auch durch die Darstellung seiner mariologischen Gedankenwelt und seine warme Marienverehrung die Gläubigen zu Christus und damit zur Seligkeit des Himmels zu führen.

Es ließe sich noch eine Fülle von religiösen Wahrheiten aus der längst noch nicht hinreichend durchforschten Symbolik der Kunstwerke Bernwards erweisen[137]. Dazu würde aber der Umfang eines Artikels längst nicht ausreichen. Das in vorliegendem Artikel über Bernward Gesagte und quellenmäßig Belegte dürfte jedoch genügen, um einen Eindruck von der überragenden menschlichen und religiösen Persönlichkeit und dem hochedlen Charakter dieses Bischofs zu vermitteln und die Begeisterung zu verstehen, mit der sein eigener Lehrer über ihn schrieb, sowie die Hochachtung, die seine Zeitgenossen von ihm hatten, wie sie sich in vielen Urkunden des 11. und 12. Jahrhunderts ausspricht.

---

[134] „Des Paradieses Tor, durch die erste Eva verschlossen,
ist nunmehr durch die heilige Maria uns allen geöffnet."

[135] „Die Jungfrau und Gottesmutter, im Glauben an Gabriels Worte,
hat Gott selber empfangen und ihn zum Heile geboren."

[136] Vgl. die farbige Wiedergabe dieses Bildes im „Lexikon für Marienkunde" beim Artikel Bernward.

[137] In meinem Artikel über die Erztüren habe ich auf manches hingewiesen und hoffe, in ähnlicher Weise auch die Christussäule, die Leuchter usw. zu behandeln.

Außer den schon erwähnten Quellen sei darauf hingewiesen, daß das von Leibniz herausgegebene „Compendium" unsern Bernward als „in oratione assiduus, in eleemosinarum profusus, humilis, affabilis, mansuetus" bezeichnet; d. h. als „unermüdlich im Gebet, geradezu verschwenderisch hingebend in den Werken der Caritas und Fürsorge, demütig, leutselig[138] und sanftmütig[139]". Nach dem „Chronicon Episcoporum Hildeshemensium" war Bernward ein „treuer und kluger Verwalter all des vielen, was er für sein Bistum erwarb[140]". Der schon erwähnte Henning Pyrgallus gibt ihm die Ehrentitel „Pater et decus patriae, gemma Saxoniae, norma pietatis, dux pacis".

Die wärmste Charakteristik über Bernward wurde bald nach seiner Bestattung als Grabschrift angebracht. Sie stammt wahrscheinlich von seinem Blutsverwandten, dem späteren Bischof Benno von Meißen, und lautet:

„Hac tumuli fossa clauduntur praesulis ossa
Bernwardi, miri magnificique viri,
qui patriae stemma, radians velut inclita gemma,
acceptus Domino complacuit populo.

Nam fuit ecclesiae condignus episcopus ille,
quem Deus Emmanuel diligat et Michael.
Tandem bis senis undeno mense Kalendis
felix hanc vitam mutat in angelicam[141]."

---

[138] affabilis ist wörtlich der Ansprechbare, derjenige, mit dem man leicht und ohne Scheu sprechen und sich besprechen kann.

[139] Leibn. I, 481.

[140] Ibid. I, 744. Die Bewunderung, die der geniale Leibniz unserem Bernward zollte, geht aus seinen Einleitungen zu den entsprechenden Chroniken und Annalen hervor; vgl. l. c. XXXIII.

[141] „Dieses Grabes Gruft umschließt des Bernwards Gebeine,
des Bischofs und bewundernswerten, erhabenen Mannes,
der, des Vaterlands Krone, wie kostbarer Edelstein leuchtend,
Gott angenehm war und wohlgefällig den Menschen.

Denn er war ein überaus würdiger Bischof der Kirche,
den Gott, der Gott mit uns, und Michael liebe!
Selig vertauschte er am zwanzigsten Tag des November
dieses irdische Sein mit dem Leben der Engel im Himmel."

Der romanische Niellokelch in Iber ein Werk der Hildesheimer Kunst des 12. Jahrhunderts

Von Dr. Johannes Sommer, Hannover

Unter den zahlreichen und bedeutenden niedersächsischen Goldschmiedearbeiten der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts fällt eine Reihe von Werken, zu denen zwei Kelche gehören, durch reiche und kunstvolle Ausschmückung mit Niello auf. Die ältere Forschung hat diese Niello-Arbeiten um das Oswald-Reliquiar des Hildesheimer Domschatzes gruppiert und sie deshalb Werkstätten in der Bischofsstadt zugeschrieben. Seit 1932 wurde dann die Lokalisierung nach Hildesheim wiederholt und nachdrücklich mit dem Hinweis auf bisher kaum beachtete herzogliche Werkstätten in Braunschweig angezweifelt. Man brachte nun viele der Hildesheimer Arbeiten mit den vermuteten Ateliers in der Residenz Heinrichs des Löwen in Verbindung. So kam es schließlich zu der Auffassung, daß auch das Oswald-Reliquiar nicht in Hildesheim, sondern in Braunschweig entstanden sei und für wesentliche Teile desselben — die Tafeln mit den Darstellungen der englichen Königsheiligen — vielleicht sogar eine Werkstatt in England selbst angenommen werden dürfe. Wir müssen hier darauf verzichten, die für die Vorrangstellung Braunschweigs zur Zeit Heinrichs des Löwen eintretende Forschung einer Kritik zu unterziehen, und uns mit der Feststellung begnügen, daß kein zwingender Beweis für die Ausschaltung der Hildesheimer Werkstätten erbracht worden ist. Es gibt nach wie vor gute und einleuchtende Gründe, das Oswald-Reliquiar nach Hildesheim zu lokalisieren und als ein Hauptwerk der traditionellen Werkstätten, die um die Jahrhundertmitte für von außen kommende Anregungen besonders aufgeschlossen waren, zu bezeichnen.

Der Bedarf an liturgischen Geräten war im Bereiche des Bistums Hildesheim gerade im 12. Jahrhundert sicher nicht gering. Die Geistlichkeit wird sich mit ihren Aufträgen zweifellos eher an die bekannten und berühmten Werkstätten in der Bischofsstadt gewandt haben als an Ateliers in der Residenz Heinrichs des Löwen. Wir haben heute keine Vorstellung mehr von dem ehemaligen Bestand an vasa sacra in den Kirchen des Hildesheimer Landes. Manches kostbare Gerät dürfte

allein schon den zahlreichen Kriegen vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert zum Opfer gefallen sein. Die oben erwähnten Niellokelche befinden sich im Ausland (Abtei Tremessen in Polen und Wiener Museum, aus Kloster Wilten); sie wurden zwar in Niedersachsen geschaffen, aber nicht für hiesige Gotteshäuser. Immerhin sprechen sie für die anzunehmenden Leistungen des 12. Jahrhunderts auf dem Gebiet der vasa sacra, von denen im Lande selbst nicht viel erhalten geblieben ist. Die in Hildesheim noch vorhandenen Kelche stammen durchweg aus dem frühen 13. Jahrhundert.

Bisher war kein vor 1200 entstandener Kelch in Niedersachsen bekannt, der den beiden Niellokelchen von Wilten und Tremessen gleichzusetzen gewesen wäre. Jetzt erst haben wir Kenntnis von einem dritten Kelch, und zwar wiederum einem Niellokelch. Er befindet sich erstaunlicherweise in Niedersachsen, in der evangelischen Dorfkirche zu Iber im Kreise Einbeck. Hier war er seit dem Mittelalter bis auf den heutigen Tag ununterbrochen in Gebrauch. Im Laufe der Zeit (offenbar im Dreißigjährigen Krieg) erlitt er Beschädigungen, aber die Gemeinde gab das kostbare Gefäß nicht auf, sie ließ nur den Fuß erneuern (1670). Die Cuppa blieb erfreulicherweise unversehrt. Auch die zugehörige Patene ist noch vorhanden.

Iber (in Luftlinie ca. 45 km von Hildesheim entfernt) gehörte nicht zum Bistum Hildesheim, aber die Patrone der Kirche, die Herren von Iber, hatten enge Beziehungen zu Hildesheim. Einzelne Mitglieder der Familie waren Kanoniker des Kreuzstiftes. Sie mögen Vermittler bei den Stiftungen für die Patronatskirche gewesen sein; vielleicht stifteten sie sogar selbst die Kleinodien, deren Schenkung an die Kirche überliefert ist. Jedenfalls liegt es nahe, den Meister des Kelches, den wir hier vorstellen wollen, in einer Hildesheimer Werkstatt zu suchen.

Die Cuppa aus Silber, innen vergoldet, ist eine überaus kostbare Arbeit mit reichen Verzierungen. Sie hat mit einem Durchmesser von 11,4 cm und einer Höhe von 6,5 cm eine nahezu halbkugelige Form, wie sie bei romanischen Kelchen üblich war. Der Lippenrand ist leicht ausgebogen. Auf der sehr dünnen, meisterhaft aufgezogenen Wandung befinden sich Gravierungen, die alle Teile der Halbkugel bis zum Lippenrand überziehen und zum Teil sogar in diesen hineinragen. Die Gliederung wird durch vier kreisrunde Medaillons bestimmt, die sich ohne Abstand aneinanderreihen und an den Berührungsstellen mit ihren Rahmen in Hülsen zusammengefaßt sind. Aus den oberen Zwickeln ragen zum Lippenrand hin Prophetenbüsten mit Spruchbändern auf.

In den vier Rundbildern sind Darstellungen der Verkündigung an Maria, der Geburt, Kreuzabnahme und Auferstehung Christi. Es han-

delt sich um einen Bilderzyklus, der oft an romanischen Kelchen vorkommt und meist Szenen des Alten Testamentes gegenübergestellt ist. Der jeweils links von den einzelnen Medaillons stehende Prophet weist mit dem Text seines Spruchbandes auf das folgende Bild hin. Jesaia (7, 14 bzw. 9, 6) leitet die Verkündigung an Maria und die Geburt Christi ein, Hosea (13, 14) die Kreuzabnahme. Vor der Auferstehung Christi findet sich der Apostel Paulus; das Spruchband enthält eine Stelle aus seinem Brief an die Römer (6, 9).

Die Gravierungen sind von außerordentlicher künstlerischer Qualität. Mit einer sehr differenzierten Stichtechnik wurden die einzelnen Linien ihrer Art entsprechend gestochen. Bei den figürlichen Teilen steigert sich das kurvige Linienspiel zu phantasievoller Bewegtheit. Der Stichel ist geradezu virtuos geführt. Durch kräftig ansetzende und fein ausgezogene Linien entsteht eine malerische Wirkung in zartem Relief. Es ist nicht zu verkennen, daß eine subtile, illusionistische Stimmung angestrebt wurde. Sie wird durch die Vergoldung der Gravierungen noch verstärkt.

Der eigentümliche Reiz der Cuppa erklärt sich aus der Kontrastwirkung von vergoldeten Gravierungen und blauvioletten Niellogründen. Alle, auch die kleinsten Teile des Bildhintergrundes sind mit Niello ausgefüllt. Aber das Niello erscheint nicht als geschlossene Fläche, sondern es ist von feinen silbernen Blattranken durchzogen, wie sie auch bei den gleichzeitigen niedersächsischen Buchmalereien (hier in Gold) vorkommen. Die Niellotechnik wurde nicht nur in Niedersachsen geübt; aber sie war hier besonders beliebt, und sie wurde anscheinend gerade auch bei der Ausschmückung von Kelchen gern angewandt. Bei unserer Kelchcuppa ist eine hervorragende Beherrschung dieser Technik zu erkennen. Es war überaus schwierig, die metallische Niellomasse in die zum Teil winzigen Eintiefungen zwischen den minuziösen silbernen Rankengespinsten einzuschmelzen. Die Cuppa ist überhaupt durch das Nebeneinander von Niellierung und Vergoldung eine handwerkliche Meisterleistung.

Der subtile Niellogrund steigert die malerisch-illusionistische Wirkung der vergoldeten Gravierungen. Offenbar wollte der Goldschmied die Kostbarkeit des sakralen Gefäßes mit allen verfügbaren Mitteln betonen. Das ist ihm in einem kaum noch zu übertreffenden Maße gelungen. Die späteren Kelche mit aufgelegten Filigranen und Edelsteinen wirken gerade durch diesen Aufwand kunstgewerblich überladen, und sie erreichen damit keineswegs die strenge, würdevolle Schönheit des Kelches von Iber. Entscheidend bleibt bei diesem, daß die technische Vollendung immer im Dienst der künstlerischen Aussage bleibt. Die Bilder der Medaillons haben eine erstaunliche Monu-



Patene des Kelches von Iber, Oberseite



Der Niellokelch von Iber, Gesamtaufnahme, Fuß und Stilus von 1670



Cuppa des Kelches von Iber



Verkündigung von der Cuppa des Kelches von Iber

mentalität. Das gilt im besonderen von der Verkündigung an Maria und der Auferstehung Christi. Alle Zier ist dem Wesentlichen des Bildinhaltes verpflichtet. In jedem Zuge erscheint der Schmuck als eine geprägte Formulierung des Meisters. Auch die Bilder, die in ikonographischer Hinsicht nicht unbedingt eigene Erfindungen darstellen, verraten eine souveräne und eigenwillige Auffassung. Bei den spätromanischen Kelchen ist häufig das Bildliche auf Stanzen beschränkt, die auch ein minder begabter Meister geschickt mit der Zier zu verbinden verstand, ohne seine künstlerische Handschrift im entscheidenden bewähren zu müssen. Die Bedeutung der Kelchcuppa von Iber beruht auf der in allem spürbaren Äußerung einer ausgeprägten Künstlerpersönlichkeit.

Die Cuppa ist der wertvollste von den erhaltenen romanischen Teilen des Kelches. Durch den silbernen Sechspaßfuß von 1670 hat die Gestalt des Ganzen den gedrungenen romanischen Charakter eingebüßt. Man muß sich den ursprünglichen Fuß rund vorstellen, wie bei den Kelchen von Wilten und Tremessen. Dafür spricht auch der wulstige, durch Rippen gegliederte und mit gravierten Blattranken verzierte silbervergoldete Nodus. Durch die Anpassung an den zwischen Cuppa und Fuß vermittelnden sechsseitigen Stilus ist er deformiert und zusammengedrückt worden. Die zu der Cuppa gehörende Patene aus Silber zeigt auf der Oberseite in vergoldeten Gravierungen ein Brustbild des segnenden Christus im Grund eines eingetieften Vierpasses und die Evangelistensymbole in den von Blattranken eingefaßten Pässen. Auf der Unterseite findet sich die vergoldete, kreuznimbierte Hand Gottes in einem Kreis, während die Pässe nur durch vergoldete Kreisfelder hervorgehoben sind. Die Handschrift der Gravierungen erscheint ein wenig lässiger als die der Cuppa. Niellierungen fehlen bei Nodus und Patene. Vielleicht war auch der ursprüngliche Fuß schlicht gehalten, um die reich verzierte Cuppa zu besonderer Wirkung kommen zu lassen.

Der Kelch von Iber gehört zweifellos zu den bedeutendsten Zeugnissen der niedersächsischen Goldschmiedekunst aus romanischer Zeit. Durch ihn wird die Gruppe der charakteristischen Niello-Arbeiten um ein weiteres Werk vermehrt, das den anderen hinsichtlich der künstlerischen Qualität nicht nachsteht. Während es sich aber bei den bisher bekannten Werken um Arbeiten der Zeit zwischen 1170 und 1185 handelt, dürfte unser Kelch aus stilistischen Gründen in das letzte Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts zu datieren sein. Damit rückt er an den Schluß der ganzen Reihe. Es erscheint uns bemerkenswert, daß an ihrem Anfang mit dem Oswald-Reliquiar und der sogenannten Bernward-Patene des Welfenschatzes (jetzt im Museum von Cleveland/

Ohio) Arbeiten stehen, die mit Hildesheim in Verbindung zu bringen sind, und jetzt an ihr Ende wiederum eine Leistung tritt, bei der die Hildesheimer Entstehung jedenfalls sehr wahrscheinlich ist. Am Schluß der Gruppe stand bisher das Armreliquiar des hl. Laurentius aus dem Welfenschatz, das von der Forschung als eine spätere Arbeit des Oswaldmeisters angesehen wurde. Die Zugehörigkeit des Reliquiars zum Welfenschatz schien für seine Entstehung in den Braunschweiger Werkstätten zu sprechen. Deshalb versetzte man auch den Meister des Oswald-Reliquiars selbst in die herzoglichen Ateliers. Diese Lokalisierung wird durch den Fund des Kelches von Iber wieder in Frage gestellt. Ein Vergleich der Kelchcuppa mit dem Laurentiusarm führt zu der Erkenntnis, daß beide Werke durchaus von derselben Meisterhand stammen können. Dafür sprechen vor allem die Übereinstimmungen zwischen der niellierten Evangelistenborte am unteren Rand des Armreliquiars und den niellierten Bildern der Cuppa. Wenn nun aber der Kelch von Iber mit guten Gründen nach Hildesheim lokalisiert werden kann, müßte folgerichtig auch der Laurentiusarm hier entstanden sein. Damit würden Armreliquiar und Kelch auf die gemeinsame Grundlage des Oswald-Reliquiars weisen, dessen Einordnung in die Hildesheimer Tradition durchaus möglich erscheint. Die Kelchcuppa von Iber stellt offenbar den Höhepunkt und zugleich den Endpunkt der Stilentwicklung dar, die mit dem Oswald-Reliquiar und den Kelchen von Wilten und Tremessen begann. Sie ist sicher nicht nach 1200 entstanden. Alle Kelche aus der Zeit nach 1200 haben die charakteristischen Merkmale der Kunst des frühen 13. Jahrhunderts.

Wenn der Kelch von Iber nach Hildesheim zu lokalisieren sein soll, dann müßte sich — unter der vernünftigen Voraussetzung, daß er keine einmalige Sonderleistung darstellt — bei der hohen künstlerischen Qualität der Arbeit eine Verwandtschaft mit anderen Hildesheimer Leistungen des ausgehenden 12. Jahrhunderts nachweisen lassen. Dies ist tatsächlich der Fall. In St. Michaelis entstanden in Verbindung mit der Wiedereinweihung im Jahre 1186 nach Umbauten zwei Kunstwerke von hohem Range, die in unserem Zusammenhang wichtig sind: die Chorschranken mit dem Lettner in der westlichen Vierung und die Deckenmalerei im Schiff der Kirche. Die Datierung dieser Werke ist zwar heute umstritten, nachdem sie früher durchweg mit dem Weihedatum von 1186 verknüpft worden war, aber es ist doch kaum zu bezweifeln, daß die erhalten gebliebene Chorschranke zumindest in den neunziger Jahren entstand und die Deckenmalerei wenigstens um diese Zeit begonnen wurde. Zu beiden Schöpfungen der Plastik und Monumentalmalerei weist der Kelch von Iber Beziehungen auf. Der Stil der Gravierungen ist dem der Chorschranken sehr ver-

wandt, so verschieden die Formulierungen in Material und Maßen auch sind. Dasselbe gilt für den Vergleich mit einzelnen Teilen der Deckenmalerei. Hier wären sogar auffallende Übereinstimmungen im Detail der Darstellungen zu nennen.

Es hat den Anschein, als ob gegen Ende des 12. Jahrhunderts im Hinblick auf die gerade auch in St. Michaelis anfallenden Aufgaben die Hildesheimer Werkstätten einen neuen Auftrieb erfahren hätten, der durchaus auch durch die Heranziehung auswärtiger Künstler von Rang zu erklären sein mag. Aufgeschlossenheit für befruchtende Anregungen war immer bezeichnend für die Hildesheimer Schule. Gerade darin dürfte ein Grund für ihre Kontinuität liegen. Westliche und byzantinische Stilelemente in allen Bereichen des künstlerischen Schaffens sind charakteristisch für die Hildesheimer Werkstätten des 12. Jahrhunderts. Bei den weitgespannten Beziehungen der geistlichen Metropole überraschen sie nicht. Daß auch die politischen Verbindungen Heinrichs des Löwen ihren Teil zur Aufnahme westlichen Kulturgutes beitrugen, steht außer Zweifel. Entscheidend bleibt aber, daß in dem Kulturzentrum Hildesheim geistige und geistliche Kräfte bereit waren, aufgenommene Anregungen zu verarbeiten und in künstlerischen Leistungen wirksam werden zu lassen, für die dauernd ein echtes Bedürfnis vorlag. Wieweit dabei das Michaeliskloster selbst beteiligt war, kann offen bleiben. Jedenfalls spricht manches dafür, daß die Benediktiner mit ihren alten Beziehungen zu rheinischen Klöstern (z. B. St. Pantaleon in Köln) auch im späten 12. Jahrhundert die künstlerischen Arbeiten in ihrer Klosterkirche zu fördern wußten. Der Mönch Ratmann, der 1159 das Missale für St. Michaelis schuf, war sicher nicht der einzige Künstler im Kloster. Er mag zu einem Kreis von Malern und Goldschmieden gehört haben, die in Hildesheim für Stadt und Land tätig waren. In diesem Werkstattkreis kann man sich den Meister des Oswald-Reliquiars ebensogut vorstellen wie den des Laurentius-Armreliquiars und des Kelches von Iber.

Der evangelische Kunsthistoriker Dr. Johannes Sommer, Hannover, hat den interessanten Beitrag über einen Kelch der Hildesheimer Goldschmiedekunst für unser Vereinsheft verfaßt. Ich möchte bei dieser Gelegenheit alle kunsthistorisch interessierten Bezieher unserer Zeitschrift auf die eingehenden Forschungen über diesen in Hildesheim hergestellten Kelch in der „Zeitschrift für Kunstwissenschaft", Berlin 1956, 109-136, hinweisen. Alg.

Die Taten Ottos des Großen

Heldenlied der Hrotsvitha von Gandersheim

Von Oberlandesgerichtsrat i. R. Dr. Figge, Celle

In den Heften unserer Diözesanheimatzeitschrift habe ich in den Vorjahren mehrfach über Hrotsvitha von Gandersheim berichtet. Wie dort schon gesagt, hat die Gandersheimer Stiftsdame 6 Komödien nach dem äußeren Vorbild des Römers Terenz und ferner 7 Legendendichtungen geschaffen, von welch letzteren 4 von mir besprochen worden sind. Hrotsvitha hat aber außerdem noch zwei geschichtliche Epen verfaßt, die „Primordia coenobii Gandeshemensis", die bedeutsame Gründungsgeschichte ihres Stiftes im 9. Jahrhundert, und die „Gesta Ottonis", eine dichterische Verklärung der Lebensgeschichte des damals regierenden Kaisers und Königs Ottos des Großen (936-973), des Urenkels des Stifters von Gandersheim, des Sachsenherzogs Ludolf. Dieses Epos soll hier näher behandelt werden.

Etwa gleichzeitig mit Hrotsvitha hatte auch der Corveyer Benediktinermönch Widukind in seinen drei Büchern der Sachsengeschichte das Leben und die Taten des großen Herrschers aufgezeichnet. Die Forschung hat sich nun eifrig bemüht festzustellen, ob Hrotsvitha von Widukind oder Widukind von Hrotsvitha entlehnt hat. Dazu Baumann: Widukind von Corvey 1952. Die Frage läßt sich heute kaum noch mit völliger Sicherheit entscheiden. Hrotsvitha bestreitet eine Entlehnung. Sie habe, wie sie sagt, überhaupt keine schriftliche Quelle gehabt. In ihrer Prosa-Vorrede hat sie ihre Dichtung ihrer Äbtissin Gerberg II. (956-1001) gewidmet. Sie bittet darin diese, etwaige Fehler und Irrtümer zu entschuldigen; denn sie sei genötigt gewesen, sich ihren Stoff ohne Vorbild mühsam zusammenzusuchen, wie ein Wanderer in einem tiefverschneiten Winterwald sich seinen Weg auch nur mit Mühe bahnen und erkunden müsse. Daraus ist wohl zu schließen, daß Hrotsvitha sich ihren Stoff nur auf Grund mündlicher Berichte zusammengestellt hat, den sie sich ja wohl auch auf Grund der nahen Beziehungen des Stifts zum Königshause nicht allzu schwer beschaffen konnte. Im übrigen ist das Epos gegenüber der

Schrift Widukinds auch ein ganz selbständiges Werk, hat eine ganz andere Tendenz als jener. Der Mönch ist nur Sachse und Deutscher. Bloß die Ereignisse, die seine Heimat Sachsen betreffen, haben für ihn Bedeutung. Die römische Kirche, ihr Papsttum und das römische Kaisertum waren Dinge, die ihn nur am Rande interessiert haben. Für Hrotsvitha dagegen aber stand das Kaisertum und vor allem die Kirche im Vordergrunde, während die vaterländischen Angelegenheiten demgegenüber bei ihr mehr zurücktreten. Ihr ist Otto vor allem der Erneuerer des römischen Reiches, der Nachfolger des Kaisers Augustus und der Schützer und Reformator der damals in Italien ganz in Verfall geratenen Kirche.

Der Prosawidmung an die Äbtissin folgen zwei weitere Vorreden in leoninischen Hexametern an den Herrscher selbst und seinen 967 zum Mitkaiser gekrönten Sohn Otto II. (973-983). In der ersten Vers-Vorrede bittet sie den Kaiser Otto I. um Annahme des kleinen bescheidenen Werkchens und um Verzeihung für alle Fehler, die sich darin eingeschlichen hätten. Sei es doch die erste Arbeit über das Thema. Aber die Dichterin fügt dann mit einem gewissen Selbstgefühl hinzu, daß auch, wenn noch andere Schriften über das Kaiserleben verfaßt werden sollten, ihr eigenes Werk nicht an letzter Stelle stehen werde . . . Sie wünscht dem Kaiser eine segensreiche Regierung, den Ruhm (decus), wie ihn einst der Kaiser Augustus (Octavian) erlangt habe und schließlich im Himmel ein zweites Kaiserreich („sceptri decus imperiale secundi", v. 34).

Die zweite Vers-Vorrede richtet sich an den Sohn, Otto II. Sie bittet ihn um Vergebung, daß sie es wage, dem jungen Fürsten ihr Schriftlein vorzulegen. Aber er habe selber die Abfassung befohlen. Das ist jedoch wohl kaum ganz richtig. Höchstens die Ergänzung und Erweiterung mag auf die Anregung des Sohnes zurückgehen. Den jungen Kaiser ermahnt die Dichterin, er möge sich bei der Erfüllung seiner Herrscherpflichten den König Salomon, den Sohn Davids, zum Vorbild nehmen, der nicht nur, auf seiner Königsburg sitzend, weise Gesetze ersonnen und tiefen Problemen nachgegangen sei:

„Prudenter legum condens decreta sacrorum
Ac penetrans animo rerum secreta profundo"; v. 25 f.,

sondern sich auch der Nöte des kleinen Volkes angenommen und das Kind der rechten Mutter zurückgegeben habe:

„Sed nec conflictum fastidit rite duarum
Solvere iudicii celeri discrimine recti,
Prolem restitui verae mandans genetrici"; v. 28 ff.

Die Stelle ist von Interesse für die mittelalterliche Auffassung von den Pflichten des Herrscher- und Richteramts. Heute ist das Staatsoberhaupt, der Herrscher oder das Parlament, in erster Linie Gesetzgeber. Es schafft das vom Staate gesetzte Recht, wobei dieses sogar meist als das einzige Recht gilt. So war es im Mittelalter nicht. Nach damaliger Auffassung stammte das Recht nicht von der Staatsgewalt, sondern war durch alten Volksbrauch entstanden und beruhte letztlich auf Gottes Gebot. Der Staat und sein Fürst standen nicht über dem Recht, sondern waren ihm unterworfen, genauso wie der letzte Untertan. Höchstens konnte der Herrscher das Recht auslegen und klarstellen. Aber dafür hatte er das Recht anzuwenden und für seine Durchsetzung im Volke zu sorgen. Der Herrscher war in erste Linie der Richter, an den sich das Volk stets wenden konnte[1].

Königsamt war vor allem Richteramt, wie es einst Salomo gehalten hatte. Ein solcher Salomo soll nun auch der junge Kaiser werden.

Nach diesen Vorreden beginnt die eigentliche Dichtung. Wir dürfen in dieser freilich keine geschichtlich getreue Darstellung erwarten. Sie ist ein höfisches Werk, ein Panegyricus. Sorgfältig wird in dem Epos alles ausgelassen, was dem Herrscherhaus nicht zur Ehre gereicht und bei dem Leser peinliche Empfindungen hervorrufen konnte.

I.

Die Erzählung beginnt in den Versen 1 bis 24 mit der Thronbesteigung des ersten Sachsenkönigs Heinrichs I. (919-936), der das Reich nach dem Tode des Frankenkönigs Konrad I. übernahm. Heinrich war von seinem Vorgänger und einstigen Gegner selbst zum Thronfolger bestimmt worden, weil er als der mächtigste Fürst am ehesten Ruhe und Ordnung wiederherstellen konnte. Die Dichterin versucht sich hier mit einer sprachlichen Erklärung des Sachsennamens. Das harte Sachsenvolk habe seinen Namen vom harten Felsgestein, lat. saxum. Natürlich ist diese Ableitung falsch. Aber auch schon der spanische Kirchenschriftsteller Isidor v. Sevilla aus dem 7. Jahrhundert hat die gleiche Ableitung[2].

---

[1] Etwas später nach Hrotsvitha sagt Wipo, der Biograph Kaiser Konrads II.:

„Decet regem discere legem
Audiat rex, quod praecipit lex,
Legem servare est regnare." (Proverbia)

Über die Rechtsauffassung im Mittelalter vgl. Fritz Kern: Recht und Verfassung im M. A., Basel o. J., und neuestens H. Krause: Dauer und Vergänglichkeit im mittelalterlichen Recht. Z. R. G (germ. Abt.) Bd. 75, S. 206 ff.

[2] Etymolog. lib. IX cap. 2. Migne PL. 82 Sp. 338. Saxonum gens . . . Unde et appellatur, quod sit durum . . .



Hrotsvitha überreicht im Beisein der Äbtissin Gerberg II. Otto dem Großen ihre Werke, Holzschnitt aus der ersten von K. Celtis besorgten Druckausgabe, Nürnberg 1501, vielleicht von Dürer.

Wie im einzelnen die Krone an das Sachsenhaus gekommen ist, darüber läßt sich die Dichterin nicht weiter aus. Sie sagt nur, daß „Rex regum, qui solus regnat in aevum" es so gefügt habe (siehe dazu Werner Soez: Translatio imperii 1958, S. 90/91). Das ist meist ihre einzige Begründung für das Kommen neuer Ereignisse. Den neuen König Heinrich schildert sie als einen trefflichen Fürsten:

„Nam fuit inmitis reprobris, blandus quoque justis
Summo conservans studio legalia jura"; v. 14 ff.

Auch hier wird wieder die richterliche Tätigkeit hervorgehoben. Als Gattin des Königs wird Mathilde genannt, die niemand im Reiche an Tugend übertraf. Aber Hrotsvitha verschweigt uns, daß der König schon vorher einmal mit Hatheburch, der Tochter des Grafen Erwin v. Merseburg, verheiratet gewesen war und von dieser schon einen Sohn Thancmar gehabt hatte. Doch war diese Ehe auf Verlangen des Königs, wohl auf nicht ganz einwandfreie Weise, gelöst worden. Daher ging man über diese Vorkommnisse damals gern — aber doch etwas verlegen — hinweg.

II.

Anschließend daran erzählt die Dichterin (v. 25 bis 65) von den Kindern des Königspaares, aber nur von den drei Söhnen aus der zweiten Ehe mit Mathilde. An erster Stelle steht hier natürlich der Thronfolger Otto, der spätere Kaiser und König, der wie ein Morgenstern unter seinen Brüdern hervorleuchtete.

„Inter quos primus fulsit ceu lucifer ortus"; v. 33.

Er wird einst die stolze Stadt Rom, die Hauptstadt des Erdkreises, „Romam superbam, caput orbis", beherrschen. Christus wird ihm zur Seite stehen. Er wird mit dessen Hilfe auch die wilden Völker unterjochen,

„Quae prius ecclesiam laniabant sacratam"; v. 45,

die vorher die heilige Kirche bedrängt hatten. Gedacht ist hier an die späteren Kämpfe gegen Slawen und Ungarn. Der Herrscher war natürlich nicht nur Rechtswahrer, Richter, sondern außerdem auch der oberste Kriegsherr seines Volkes. Kriege zur Abwehr der Heiden und auch zu deren Unterjochung und Bekehrung waren erlaubt, ja geboten.

Dann kommt der zweite Bruder Heinrich, der spätere Herzog von Bayern. Er war auch der Vater der Äbtissin Gerberg II. und bekommt ebenfalls ein Lob für seine Tapferkeit und Kriegserfahrung und dafür,

daß er später gleich einer Mauer von Bayern aus die Feinde, d. h. die Ungarn, erfolgreich abgewehrt hatte. Tatsächlich war aber Heinrich ein ehrsüchtiger, treuloser und grausamer Mann, der seinem königlichen Bruder sehr erhebliche Schwierigkeiten gemacht, mehrfach Aufstände gegen ihn angezettelt, ja ihm sogar nach dem Leben getrachtet hat. Denn er strebte anfangs selbst nach der Krone. Aber von alledem durfte in einem höfischen Gedicht nur so viel gesagt werden, als sich nicht umgehen ließ.

Der dritte Sohn war Brun, der in den geistlichen Stand trat und ein „pastor almae ecclesiae" wurde. Das Lob, das Hrotsvitha ihm erteilt, ist hier auch am Platze. Als Kind wurde er schon dem liebenden Schoß der Mutter entzogen — „abstractum gremio carae nutricis amando" — und dem Bischof v. Utrecht zur Erziehung übergeben. Dann wurde er Vorsteher der königlichen Kanzlei seines Bruders und 953 Erzbischof von Köln, zugleich auch Herzog von Lothringen. Er hat viel für Kirche und Reich getan. Er war eine der edelsten Prälatengestalten des Mittelalters. Die Kirche hat ihn heiliggesprochen. Gestorben ist er 965 in Reims, als er in Frankreich innere Streitigkeiten schlichten wollte. Begraben ist er in der Abteikirche St. Pantaleon in Köln, die er gestiftet hatte. Diese Abtei hat auch mancherlei Beziehungen zu Gandersheim unterhalten[3].

Nicht erwähnt unser Epos hier die Töchter des Königspaars, die Schwestern Ottos. Die eine, Gerberg, wurde zunächst Gattin des Herzogs Giselbert v. Lothringen, nach dessen Tode Gattin des Königs Ludwig IV. v. Frankreich, die andere, Hedwig, heiratete den Grafen Hugo Francien, den mächtigen Gegenspieler der französischen Krone. Natürlich wird auch der Sohn erster Ehe, Thancmar, nicht genannt und im ganzen Gedicht wohl verschwiegen, daß dieser Halbbruder dem König sehr erhebliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt hat.

III.

Für den jungen Thronfolger galt es nun, bald eine würdige Gattin zu erwählen (v. 66 bis 124). Otto hatte schon als junger Prinz ein Liebeserlebnis mit einer slawischen Kriegsgefangenen gehabt. Aus dieser Verbindung war ein Sohn hervorgegangen, Wilhelm, der später Erzbischof von Mainz wurde und ein bedeutender Kirchenfürst war. Das Epos erwähnt ihn nicht, wohl aber die Prosa-Vorrede. Wilhelm wird hier als Gönner der Dichterin genannt. Nun also mußte eine legitime

---

[3] Auch eine Abschrift der Dramen Hrotsvitha war in der dortigen Bibliothek. Heute Stadtbibliothek in Köln.

Gattin ausgewählt werden. Der Vater, König Heinrich, schickte daher zur Brautschau eine Gesandtschaft nach England. Dort herrschte in jenen Tagen über Angelsachsen und Mercien König Aethelstan (924-40), der Sohn Königs Aedwardus (Edward). Edward hatte aus verschiedenen Verbindungen zahlreiche Kinder, darunter, neben Arthelstan, noch 4 Töchter: Eadgyfa, Eadhilde, Adiva (Adgiva) und Eadit (Editha). Dem König Aethestan wird bei diesem Schwesternreichtum die Gesandtschaft aus Deutschland recht willkommen gewesen sein. Er sandte daher alle 4 Mädchen aufs Festland, damit sie dort heirateten. Eadgyfa und Eadhilde kamen nach Frankreich. Die erste heiratete hier König Karl den Einfältigen, Eadhilde den Grafen Hugo von Francien, der später nach ihrem Tode, wie schon erwähnt, Ottos Schwester Hedwig zur zweiten Gattin nahm. Das wissen wir aus anderen Quellen. Die beiden andern Mädchen dagegen kamen nach Deutschland. Sie führte der Bischof von Worchester an den dortigen Königshof nach Quedlinburg. Zwei Jungfrauen wurden dort vorgestellt, damit der junge Thronfolger die Wahl hätte:

„Egregiae binas stirpis mittende puellas
Ut sibi, quam vellet, sponsam licite sociaret"; v. 116 f.

Otto wählte die „Eadit veneranda". Sie war, was die Dichterin besonders hervorhebt, von edelster Geburt. Ihr Bruder, der König, stammte von einer Konkubine des Vaters, sie aber stammte auch von der Mutter her aus edelstem Geschlecht, zählte sie doch sogar den christlichen Heldenkönig, den heiligen König Oswald, zu ihren Ahnen[4].

Die Dichterin sagt von der dem Königssohn schon vorher gepriesenen Braut:

„Vornehm durch Geburt, von höchsten Tugenden strahlend,
Von dem erhabenen Stamm der großen Kön'ge geboren,
Deren so heitere Stirn umflossen vom Glanze der Reinheit
Lieh der Königsgestalt gar wunderbar schimmernden Liebreiz.
Und sie selber, erglänzend im Strahl vollendeter Güte,
Hatte daheim sich erworben den Preis von solcher Belobung,
Daß in der Meinung des Volkes einstimmig von ihr man erklärte.
Sie von allen Frau'n, die lebten, sei jetzo die beste"; v. 85 ff.

(Übersetzung von Th. G. Pfund 1859)

---

[4] Die Kopfreliquie des heiligen Oswald befindet sich bekanntlich im Domschatz zu Hildesheim. Die Verehrung des heiligen Oswald hat sich auch auf dem Festlande weit verbreitet. In Südtirol gilt er besonders als Wetterheiliger.

Die Hochzeit fand 929 statt. Die junge Fürstin gebar ihrem Gatten einen Sohn Liudolf, der trotz bester Hoffnung doch kein glückliches Schicksal haben sollte[5].

IV.

Als dann König Heinrich I. im Jahre 936 gestorben war, folgte ihm Otto auf dem Thron. Er wurde König, nicht sein älterer Bruder Thancmar, der Sohn der verstoßenen Hatheburch. Der neue König wurde (in Aachen) zum Herrscher ausgerufen und gesalbt. Widukind v. Corvey hat in seiner Sachsengeschichte (II, 1) den ganzen Krönungsvorgang im Karlsmünster zu Aachen genau geschildert. Hrotsvitha dagegen berichtet nur kurz von der Acclamation des Volkes und der Salbung:

„Et voto jam respondente popelli
Unguitur in regem, Christo favente, potentem"; v. 130 f.

Eine feste Thronfolgeordnung, etwa Primogenitur, gab es damals noch nicht. Entscheidend war die Abstammung aus dem Königsgeschlecht, Wahl durch die Vornehmen und vor allem Designation durch den Vorgänger. So hatte Konrad I. seinen Gegner Heinrich I. designiert. Ebenso werden wir noch sehen, daß Otto I. später seinen Sohn Otto II. designieren wird. Wegen dieser etwas unsicheren Ordnung war es sicher Heinrich I. auch nicht allzu schwer gewesen, seinen Sohn Thancmar beiseite zu schieben.

An dieser Stelle preist die Dichterin schon im voraus die segensreiche Regierung ihres Helden. Durch seine Taten habe er den Ruhm aller andern Herrscher verdunkelt:

„Gestorum reges fama praecelleret omnes"; v. 134.

Er sei ein zweiter David geworden. Die Heiden habe er niedergeworfen und so den Frieden der heiligen Kirche gesichert.

V.

Eine Sonderstellung im Reiche hatte schon immer Bayern eingenommen. Herzog Arnulf von Bayern hatte sich unter Heinrich I. sogar zum Gegenkönig aufgeworfen. Auch gegen König Otto hatten sich die Bayern gleich zu Anfang erhoben und konnten nur mit Mühe zur Unterwerfung gebracht werden, wovon uns das Epos freilich nichts

[5] Ein Erinnerungsstück an die Hochzeit ist der berühmte Gandersheimer Stiftplenar, jetzt auf der Veste Coburg. Er trägt noch die Namen des Königs Aethelstan und der französischen Königin Eadgyfa. — Die Tochter des Paars wird erst später erwähnt v. 421, 444.

berichtet. Um nun in Zukunft solche Schwierigkeiten zu vermeiden, hatte Otto I. seinen Bruder Heinrich mit Arnulfs Tochter Jutta oder Judith verheiratet, damit ihm später einmal das Herzogtum anfalle. Der König suchte, wie wir noch sehen werden, alle Herzogtümer an seine Familie zu bringen. Heinrich wurde auch tatsächlich später Herzog von Bayern. Von seiner Hochzeit berichtet die Dichtung in den Versen 153 bis 169. Freilich wurden damit die bayerischen Fragen doch nicht ganz bereinigt.

VI.

Daran schließt sich dann ein langer Bericht über die schweren Wirren, die Otto I. bald nach seiner Thronbesteigung zu überstehen hatte und die hauptsächlich in seiner eigenen Familie entstanden waren. Die Hoffnung Heinrichs I., daß seine 3 Söhne das väterliche Reich in Einigkeit regieren würden:

„Rexissent regnum concordi pace paternum"; v. 30,

ging leider nicht in Erfüllung. Die Dichterin meint, daß die Völker glücklich gewesen wären, wenn der grimme Klang des Kriegsgetümmels einmal geschwiegen hätte:

„Bellorum certe saevo clangore tacente"; v. 162.

Aber durch die Bosheit des Teufels — „calliditas antiqui inimici" — sei es anders gekommen. Die Veränderung der Dinge in der Welt beruhen ja nach Hrotsvitha auf der Fügung Gottes, daneben aber auch auf den Einwirkungen Satans, natürlich in ihrem Sinne, soweit Gott es zuläßt.

Die Schilderung der einschlägigen Ereignisse ist im Epos sehr lückenhaft. Die bayerischen Ereignisse werden, wie schon gesagt, gar nicht berührt, ebenso nicht die Einwirkungen auswärtiger Mächte, der Slawen im Osten und der Franzosen im Westen, die den Verlust des lotharingischen Grenzgebiets vom Jahre 925 nicht verschmerzen konnten. Aber auch die innerdeutschen Ereignisse werden nur sehr verkürzt erzählt. Sie müssen daher hier vorerst im Zusammenhang dargestellt werden. Zunächst erhob sich Ottos Halbbruder Thancmar. Er fühlte sich von Otto zurückgesetzt. Ihm schloß sich der Herzog Eberhard von Franken, der Bruder König Konrads I., an. Er stand von Anfang an im Gegensatz zum sächsischen Hause und fühlte sich obendrein von Otto gekränkt. Es gelang den Aufständischen, den Königsbruder Heinrich in Westfalen bei Baduliki (heute Belecke an der Möhne) in ihre Gewalt zu bringen. Aber der König wurde Herr der Lage.

Thangmar wurde in den Kämpfen um die Eresburg (Marsberg an der Diemel) erschlagen (Juli 938). Eberhard unterwarf sich. Er wurde zunächst nach Hildesheim verbannt, dann aber begnadigt und auch als Herzog wieder eingesetzt. Aber er verband sich darauf mit Heinrich, dem Königsbruder, der jetzt den Thron für sich in Anspruch nahm. Offenbar glaubte er größere Rechte auf diesen zu haben, weil er der Erstgeborene war, als der Vater schon die Königswürde innehatte. Nach byzantinischem Staatsrecht aber galt der sog. purpurgeborene Sohn (porphyrogenitus) als vorberechtigt gegenüber andern früher geborenen Söhnen. Dieser Gedanke hat offenbar bei Heinrich eine Rolle gespielt.

Heinrich versammelte zunächst seine Anhänger in Saalfeld in Thüringen und setzte sich dann in der Saalegegend fest. Eberhard dagegen begab sich nach dem Westen in die Rheingegend, wo sich Giselbert von Lothringen, Ottos und Heinrichs Schwager, der Bewegung anschloß. Man hoffte auf die Unterstützung durch Frankreich, das so die verlorenen lothringischen Gebiete wieder an sich zu bringen dachte. Daher eilte nun Otto auch an den Rhein. Hier gelang es ihm, im März 939 bei Birten unweit Xanten einen großen Sieg über die Aufrührer zu erringen, nachdem er zunächst in der Schlacht in große Gefahr gekommen war. Aber damit war der Kampf noch nicht entschieden. Die Gegner hatten ja Rückhalt an Frankreich. Doch wußte Otto hier durch seinen Schwager, Graf Hugo von Francien, den Gegenspieler der Krone Frankreichs, ein gewisses Gegengewicht zu schaffen. Gleichwohl aber gelang es den Aufständischen doch, bis an den Oberrhein vorzudringen und sich bei Breisach festzusetzen. Otto zog dorthin, hatte jedoch keinen Erfolg, da er mit seinen eigenen Anhängern Schwierigkeiten bekam. Das scheint die Aufständischen veranlaßt zu haben, von Frankreich her mit einem neuen Heer weiter unterhalb bis an den Rhein vorzustoßen. Sie überschritten den Strom und drangen bis nach Innerdeutschland vor. Als die Empörer zurückgingen und bei Andernach den Fluß wieder überschreiten wollten, wurden sie am 2. Oktober 939 von Otto und seinen Verbündeten, Herzog Hermann von Schwaben, Graf Udo von der Wetterau und Graf Conrad Kurzbold vom Niederlahngau, alles Franken und sogar Vettern des Herzogs Eberhard, angegriffen. Der König erfocht einen großen Sieg. Herzog Eberhard fiel im Kampfe. Giselbert ertrank in den Fluten. Heinrich floh nach Frankreich zu seinem Verbündeten, König Ludwig IV. Auch die Witwe Giselberts, Ottos Schwester Gerberg, ging dort hin und wurde nun die Gattin des Franzosenkönigs.

Von Frankreich hatte also dem König große Gefahr gedroht. Der westliche Nachbar konnte immer noch nicht den Verlust Lothringens

vergessen. Daher ging Otto 940 in das westliche Nachbarkönigreich, um die dortigen Verhältnisse, vor allem das Verhältnis zwischen König Ludwig und dem Grafen Hugo, jetzt beide Schwäger Ottos, so zu ordnen, daß für Deutschland vom Westen keine Gefahr mehr drohte. Es gelang das aber erst 950.

Heinrich hatte sich nach der Schlacht von Andernach wieder einmal unterworfen und auch jetzt wieder Gnade gefunden. Aber trotzdem plante er mit seinen Anhängern für Frühjahr 941 die Ermordung Ottos in Quedlinburg. Der Plan wurde entdeckt und vereitelt. Aber gleichwohl wurde Heinrich nur in Haft genommen und auf die Pfalz Ingelheim a. Rhein gebracht. Es gelang ihm hier zu entweichen. Als König Otto dann 941 in Frankfurt a. M. das Weihnachtsfest feierte, erschien der Bruder im Büßergewand im Dom der Stadt und warf sich dem Herrscher zu Füßen, nochmals um Verzeihung bittend. Auch diesmal wurde ihm vergeben. Otto konnte sehr hart sein, aber gegen seine Familie war er immer milde und gnädig, trotz schlechter Erfahrungen, die er oft machte. Aber hier war Heinrichs Reue einmal echt. Seitdem hat er dem königlichen Bruder dauernd die Treue gehalten, freilich nun dafür seinen Intrigen andere Richtungen gegeben.

Diese reiche Folge von Ereignissen hat Hrotsvitha in den Versen 163 bis 371 geschildert, freilich, wie schon betont, in sehr abgekürzter Weise. Sie hat es vielleicht nicht genauer gewußt oder aber nicht mehr sagen wollen, um das Königshaus, namentlich Heinrich, den Vater ihrer Äbtissin, zu schonen. Sie selbst sagt einmal, es sei nicht am Platze gewesen, daß sie als Klosterfrau alle diese Kriegsereignisse so ausführlich schildere:

> Sed nec hoc fragilis fas esse reor mulieris
> Inter coenobii positae secreta quieti,
> Ut bellum dictet, quod nec cognoscere debet. v. 243 ff.

Den Aufstand des Thancmar, dessen Kämpfe und Tod in der Eresburg erwähnt sie gar nicht. Nach ihr hat Eberhard allein den Königsbruder Heinrich in Belecke gefangen genommen. Während dieser offenbar der Hauptträger der ganzen Aufstandsbewegung gewesen war, hat er sich nach unserem Epos nur gezwungen (vi coactus v. 224) dieser angeschlossen. Dann zieht sie die Kämpfe bei Birten, bei Breisach und Andernach in eine einzige Schlacht zusammen. Sie schildert die Not des Königs bei Birten, wie er durch den breiten Strom von seinem Hauptheer abgeschnitten seinen Mannen nur durch sein Gebet hätte helfen können. Er sei des Glaubens gewesen, Gott habe ihm den Schicksalsschlag als Strafe für seine e i g e n e n Sünden geschickt und habe daher gefleht, Gott möge doch seine eigenen Missetaten nicht an

seinen treuen Helfern rächen. Da sei ihm denn auch der Sieg beschieden worden. Dann berichtet Hrotsvitha über die Schwierigkeiten Ottos vor Breisach, ohne aber die Stadt zu nennen. Endlich schildert sie Episoden aus der Schlacht bei Andernach, in der Graf Udo v. d. Wetterau die Kämpfe zugunsten Ottos entschieden habe. Der Tod Eberhards und Giselberts werden erwähnt. So war nun für Otto der Sieg errungen. Aber der König bewährte sich auch hier als Christ. In die Siegesfreude mischte sich die Trauer um die vielen Toten, die der Sieg gekostet hatte:

„Haut gaudens inimicorum de morte suarum ,
Sed plus tantorum maerens de caede virorum
Sumpsit non modicum, Davidis more, lamentum,
Qui super occisum doluit regem pie Saulum"; v. 293 ff.

Ottos Züge nach Frankreich werden übergangen. Dann wird der Mordanschlag von Quedlinburg von 941 erwähnt und die Szene ausführlich geschildert, in der Heinrich Weihnachten 941 im Dom zu Frankfurt um die Gnade des Königs bat und auch Verzeihung erhielt. Es ist wohl die schönste Stelle der ganzen Dichtung, die in der trefflichen Übersetzung des Schweizers Dorer (1857) wiedergegeben werden möge:

„Dem erhebenen Bruder des Königs,
Heinrich, rührte das Herz mit heimlicher Huld der Erlöser,
Und er erwog bei sich und erkannte mit innigen Schmerzen,
Was er gegen die Pflicht im Wechsel der Zeiten verbrochen,
Öfters beweinte er jetzt mit bitteren, reichlichen Tränen,
Daß er, von Bösen berührt, arglockenden Schmeichlern gehorchte,
Die ihm listigen Sinns mit heuchelnden Worten verführten.
Aber obwohl sein Herz von den Qualen der Reue verzehrt ward,
Wagte er dennoch nicht vor die Augen des Königs zu treten,
Doch in der Ferne ergriff den Betrübten der glühenden Reue
Leiden; er wünschte sich stets das süße Geschenk der Verzeihung.
Endlich bewältigte ihn die Gefühle der siegenden Liebe;
Mutig verachtete er die schreckenden Qualen der Strafe.
Heimlich pilgerte er im Schutze des nächtlichen Dunkels
Bis in die Königstadt, wo würdig des ewigen Herrschers
Hehre Geburt mit festlichem Pomp der König in frommer
Weise zu feiern begann. Den Schmuck kostbarer Gewande
Legte der Büßende ab, und hüllte in ärmliche Tracht sich.
Während der Heiligen Nacht ehrwürdige Hymnen erschallen,
Schreitet der Fürst in die Hallen des Domes mit entkleideten Füßen,
Aber er bebt jetzt nicht vor dem Grimme des eisigen Winters,
Sondern er beugt sein Haupt und wirft sich vor dem geweihten
Altar nieder; er legt auf die frostige Erde die Glieder.

Schmerzliche Sehnsucht glüht in seiner beklommenen Seele.
Innigst wünschte er sich das süße Geschenk der Verzeihung.
Als es der König erfuhr, empfand er innigstes Mitleid;
Und er gedachte zumal der geheiligten, festlichen Stunden,
Da voreinst mit Gesang des Himmels Bewohner der Erde
Frieden verhießen und froh den König des Himmels begrüßten,
Welcher die Welt vom drohenden Tode zu befreien bestimmt war.
Otto ehrte die Zeit der geheiligten Stunden des Friedens:
Innigst trauerte er und beklagte den reuigen Bruder,
Gütigst gewährte er ihm das Geschenk liebreicher Verzeihung.

v. 336 bis 372.[6]

In den vorstehenden Versen hat die Dichterin das Ideal eines wirklich christlichen Herrschers zu zeichnen versucht. Freilich war die Verzeihung für den damaligen Menschen leichter als heute, da bei aller Missetat der Mensch nach damaligem Glauben doch nur ein Opfer der Verführung Satans („calliditas antiqui inimicis") war. Nachdem die Tat vergeben war, konnte Heinrich (948) auch den freigewordenen Herzogstuhl in Bayern besteigen und dort eine Nebenlinie gründen.

VII.

Das Folgende (v. 395 bis 415) handelt dann von dem Tode der Königin Editha († 946). Ihr Heimgang bereitete, wie die Dichterin sagt, dem Volke tiefen Schmerz. Aber der hehren Fürstin wird sicher, so meint sie, der Herr die ewigen Freuden gewähren, die sie verdient hat:

Cui licet a Christo requiem sine fine perennem
Necnon laetitiam iustis retro reparatam
Praestari citius jam non dubitaverit ullus. v. 405 f.

Im Anschluß daran nennt die Dichtung jetzt die beiden Kinder der verewigten Königin (v. 418 bis 466), Liudolf und Liutgarda. Den Sohn schildert Hrotsvitha als einen trefflichen Jüngling, den der Vater dann auch zu hohen Ehren erhoben habe. Aber auch bei ihm erlebte Otto später arge Enttäuschung, die allerdings vom Könige wohl jedenfalls zum Teil selbst verschuldet war. — Liudolf heiratete später Ida, die Tochter des getreuen Schwabenherzogs Herrmann und wurde

[6] Ein anderer Schweizer, Konrad Ferdinand Meyer, hat die Szene im Dom von Frankfurt nochmals in seiner Ballade: Der gleitende Purpur geschildert. Es ist eigentlich auffällig, daß in der Neuzeit die Dichtungen der Hrotsvitha im Auslande vielmehr Beachtung gefunden habe als in ihrer Heimat, in Frankreich, England und besonders in der Schweiz. Das hängt vielleicht mit dem späten Glaubenswechsel in Niedersachsen zusammen. Seitdem fand hier die mittelalterliche Kultur und Geschichte nur noch wenig Beachtung.

dann auch selbst Herzog von Schwaben. Auf diese Weise kam ein zweites Herzogtum an die Sachsen. Als dann aber Otto eine zweite Ehe einging und dann wohl auf Betreiben Herzog Heinrichs der junge Liudolf zurückgesetzt wurde, wie einst König Heinrich seinen Sohn Thancmar zurückgesetzt hatte, kam es zu schweren Konflikten. Liutgarda heiratete Conrad den Roten, der nach dem Tode Giselberts (940) Herzog von Lothringen wurde. Er wurde der Stammvater des späteren salischen Kaiserhauses. Durch Conrads Heirat war so das dritte Herzogtum an das Könighaus gekommen.

VIII.

Dann zwang die Lage in Italien den König, in die Verhältnisse jenseits der Alpen einzugreifen. Die Dinge lagen dort sehr verworren. Die Karolinger waren dort Kaiser gewesen. Aber seit dem Tode Arnulfs v. Kärnten († 899) hatten die Deutschen das italienische Land völlig sich selbst überlassen. Wohl hatte dort kurze Zeit Markgraf Berengar einmal etwas Ordnung geschaffen. Er war sogar von 915 bis 924 Kaiser gewesen. Aber dann hatten die chaotischen Verhältnisse wieder angefangen. Auch die Kirche war völlig in Verfall geraten, das Papsttum, ein Spielball der großen römischen Adelsgeschlechter, vor allem der tatkräftigen Weiber dieser Häuser. Der Kardinal Caesar Baronius, der Kirchenhistoriker der Zeit der Gegenreformation, sprach von einer Hurenherrschaft („meretricum imperium") in Rom und meint, daß es fast den Anschein gehabt hätte, als wenn Gott seine Kirche ganz verlassen hätte, „num Deus derelinquisset Ecclesiam suam[7]".

In Oberitalien, in der Lombardei, stritten sich zwei burgundische Fürsten um die Herrschaft, König Rudolf II. von Hochburgund aus dem Hause der Welfen, verheiratet mit Berta, Tochter des Schwabenherzogs Burchard, und Markgraf Hugo von Vienne. Hugo behauptete das Feld; und als Rudolf 937 gestorben war, heiratete er dessen Witwe Berta, die von König Rudolf einen Sohn Conrad und eine Tochter Adelheid hatte. Hugo hatte aber nach Rudolfs Tod noch einen andern Gegner, den Markgrafen Berengar von Friaul, dessen Großvater von mütterlicher Seite, Berengar I., bis zu seiner Ermordung 924 sogar Kaiser in Italien gewesen war. Berengar II., der Enkel, unterlag zunächst und flüchtete samt seiner sehr tatkräftigen Gattin Willa v. Tuscien nach Deutschland unter den Schutz Ottos. Aber einige Jahre

---

[7] Annales eccles. Tom X S. 650 a. a. 908. Die Grundlage für eine solche Auffassung waren die Schriften des recht gehässigen und klatschsüchtigen Bischofs Liutprand v. Cremona. Die neuere Forschung denkt doch etwas maßvoller über diese Dinge; s. Haller, Das Papsttum, Bd. 2, 1951, S. 554.

später, 945, kehrte er nach Italien zurück, und es gelang ihm nun, Hugo zu verdrängen. Als dieser dann 948 verstorben war, konnte zwar dessen Sohn Lothar den Thron besteigen; aber dieser war doch nur ein Schattenkönig unter der Oberhoheit Berengars. Auch starb er schon 950. Er hinterließ nur eine Witwe, die obengenannte Adelheid, die Tochter König Rudolfs II.

Nun glaubte Berengar seine Zeit gekommen. Er ließ sich selbst zum König der Lombardei erheben und schob die Rechte der Witwe beiseite. Ja, er beraubte sie sogar aller Werte und sperrte sie in eine feste Burg, wahrscheinlich die Burg Garda am gleichnamigen See. Damit setzt dann die Dichterin ihre Erzählung (v. 467 ff.) fort. König Lothar war tot und hatte sein Reich seiner Gattin Adelheid überlassen:

„Italiae regnum linquens merito retinendum
Summae reginae"; v. 469 f.

Adelheid — Aethelheita — hieß sie würdig nach der edlen Herkunft der Eltern. Gegen sie erhob sich voll Haß Berengar. Er wollte das Reich seines Vaters wieder gewinnen. Hrotsvitha hielt Berengar II. für einen Sohn Berengars I., des Kaisers. Aber dieser war nur, durch seine Mutter, dessen Enkel. Dann wird weiter berichtet, daß Berengar II. die Adelheid beraubt und sie in die Kerkerwände einer festen Burg eingeschlossen habe, streng bewacht von einem Grafen und einer großen Wächterschar. Aber, so fährt das Epos fort, wie einst St. Petrus aus dem Kerker des Herodes gerettet wurde (Apg 5, 17 ff.), so sei auch hier der Fürstin Hilfe zuteil geworden. Ihr Anhänger, der Bischof Adelhard von Reggio, habe ihr in seiner Stadt ein sicheres Asyl angeboten. Wie der Bote zu ihr gekommen war, sagt die Dichterin nicht. Aber er hat jedenfalls seine Botschaft ausgerichtet. Doch die Fürstin wußte zunächst nicht, wie sie aus den festen Mauern entkommen sollte. Da aber beschloß sie mit den beiden Getreuen, die man ihr gelassen hatte, einem Mädchen und einem Kaplan, unter der Burgmauer hindurch einen Gang zu graben, um durch diesen zu entweichen. In mühseliger Arbeit gelang das Werk. Dann entwich die Königin mit ihren Begleitern in nächtlicher Stille. Vorsichtig machten sich die drei auf den Weg. Sie wanderten nur in der Nacht. Am Tage verbargen sie sich in Höhlen, Wäldern und in den Furchen des reifenden Getreides:

„Sed mox ut scissis cessit nox furva tenebris
Atque polus radiis coepit pallescere solis
Abscondens in secretis se cautius antris
Nunc vagat in silvis, latitat nunc denique sulcis
Inter maturas cereris crescentis aristas"; v. 550 ff.

So kamen sie langsam vorwärts. Aber Berengar schäumte vor Wut. Er sandte seine Häscher aus, um die Flüchtlinge wieder einzufangen. Die Schergen mußten sogar mit ihren Lanzen die Getreidefelder durchsuchen. Aber mit Christi Hilfe gelang die Flucht. Der Bischof brachte Adelheid auf einer Burg in Sicherheit. Es soll die später so berühmt gewordene Burg Canossa gewesen sein. Diese Stelle ist eine nicht unbedeutende Geschichtsquelle. Sie wird ergänzt durch cap. 5 der Vita der Adelheid des Abts Odilo v. Cluny.

IX.

In Deutschland blieben diese Dinge nicht unbeachtet. Freilich hatte Otto dem Berengar geholfen und ihm Asyl gewährt. Aber nun beschloß der König, doch nach Italien zu ziehen, um hier die Rechte des Reiches auf das Land jenseits der Alpen wieder geltend zu machen, auch um sich um die Hand der Adelheid zu bewerben und so seine Ansprüche auf die Lombardei noch besser zu begründen. Nach unserer Dichterin sandte er zunächst seinen Sohn Liudolf dorthin, der einen leichten Sieg davongetragen habe.

„Mox redit, clarum referens sine marte triumphum"; v. 614.

Aber so war es in Wirklichkeit nicht. Der Königssohn ist 951 ohne Geheiß auf eigene Faust über die Alpen gegangen, um die alten Beziehungen seines Herzogtums Schwaben nun auch politisch auszuwerten. Doch er hatte keinen Erfolg. Offenbar hatte ihm sein Oheim, der immer noch intrigante Heinrich von Bayern, entgegen gearbeitet, der selbst Ansprüche auf den östlichen Teil von Oberitalien erhob, um sein bayrisches Reich bis an die Adria auszudehnen.

Dann ging der König, „rex famosus noster, virtute superbus", noch im gleichen Jahr selbst über die Alpen (Sept. 951). Berengar wagte es nicht, sich zum Kampfe zu stellen, sondern floh in eine feste Burg („castello protinus apto"), wahrscheinlich San Leo bei San Marino unweit von Rimini. Der König konnte daher unbehindert in Pavia einziehen und sich dort zum König der Lombarden krönen lassen. Dann sandte er eine Werbung an Adelheid, um sie zur zweiten Gattin zu gewinnen. Als sie seine Werbung nicht abschlug, ließ er sie, so berichtet Hrotsvitha, durch seinen Bruder Heinrich feierlich einholen. Im Februar 952 fand in Pavia die Hochzeit statt.

Elegitur sui consors dignissima regni. v. 665.

Otto hat nun im Anschluß an die Hochzeit die Absicht gehabt, weiter nach Rom zu ziehen, um sich dort die seit langen Jahren verwaiste

Kaiserkrone zu holen. Das Epos berichtet freilich davon nichts. Aber Otto unterließ damals noch den Zug, weil ihm der damalige Gewalthaber der Ewigen Stadt, Alberich II., zu mächtig erschien, um ihm gegenüber seine Wünsche durchsetzen zu können. Es wurde schon erwähnt, daß in dieser Zeit die römischen Adelsgeschlechter, namentlich deren sehr tatkräftigen und wohl auch sehr sittenlosen Frauen, die Heilige Stadt und Kirche völlig beherrschten. Zu diesen Frauen gehörte namentlich Theodora, die Gattin des Senators Theophylakt. Ihre Tochter Marozia hatte Verbindungen mit zahlreichen Männern. Aus ihrer Ehe mit Alberich I. v. Spoleto u. Camerino hatte sie einen Sohn Alberich II., der, die Mutter beiseite drängend, sich zum Herrscher von Rom aufgeschwungen hatte und dann die Stadt als Patricius und Senator omnium Romanorum kraftvoll regierte. Er trat daher auch Otto entgegen, da er die Herrschaft allein behalten wollte[8].

Otto gab unter diesen Umständen seinen Romzug auf. Er zog mit der neuen Gattin in die Heimat zurück. Die Dichterin berichtet, daß der König seinen Sohn Liudolf vorausgeschickt habe. Tatsächlich ist aber der Sohn eigenmächtig ins Vaterland zurückgekehrt. Hrotsvitha erzählt dann noch, daß der König seinen Bruder Heinrich und den Schwiegersohn Conrad v. Lothringen als seine Vertreter in der Lombardei zurückgelassen hätte. Aber das ist auch nicht richtig. Conrad allein blieb in Italien. Jedoch war er der dortigen Lage nicht gewachsen. Er ließ sich von Berengar gewinnen und brachte ihn und dessen Sohn Adalbert nach Deutschland zu König Otto. Nach langem Zögern gewährte Otto auf einem Reichstag von Augsburg, am 7. August 952, Gnade und setzte ihn sogar als Unterkönig in Italien wieder ein, aber wie Hrotsvitha richtig sagt:

„Sed ceu subjectus iussis esset studiosus"; v. 707.

Aber Berengar mußte das östliche Oberitalien, Verona, Friaul und Istrien, an Heinrich v. Bayern abtreten. So kamen diese Gebiete damals zu Deutschland und sind es mit gewissen Schwankungen bis in unsere Tage geblieben. Im Norden unseres Vaterlandes hat man auf diese Länder keinen Wert gelegt, bis schließlich 1918 die Italiener am Brenner saßen und Südtirol unterdrückten.

---

[8] Marozia hatte auch noch Verbindung zu Papst Sergius III. (904-911) gehabt, aus der der Papst Johann XI. (931-955) hervorgegangen war. Man kann es verstehen, daß auf Grund dieser oben schon berührten Verhältnisse später die Sage von einer Päpstin Johanna entstehen konnte, die im Mittelalter fest geglaubt wurde, bis dann erst die Neuzeit ihre Unrichtigkeit nachwies. Johanna wurde als Nachfolgerin Leos IV. († 855) angesetzt.

Aber Berengar erfüllte seine Pflichten nicht. Rücksichtslos legte er seinem Volke noch schwerere Lasten („graviora juga") auf. Beschwerden wies er höhnisch zurück. Die Schuld daran trage der deutsche König selbst, da er von diesem sein Land so teuer habe zurückkaufen müssen (von 715 bis 720). Hatte er doch einen großen Teil an Heinrich von Bayern abtreten müssen. Da empfand Otto tiefes Mitleid mit dem Volke: „Corde super populi damnis maerens miserandi"; v. 723. Er beschloß daher erneut nach Italien zu ziehen. Aber die Verhältnisse in der Heimat hinderten ihn zunächst daran.

X.

Die nun folgenden Ereignisse sind in der Handschrift sehr mangelhaft überliefert. Denn es fehlen die Verse 752 bis 1140. Das erste Ereignis, das hier in Frage kommt, war der Aufstand des Königssohnes Liudolf gegen den eigenen Vater. Liudolf war erbittert durch die Gegnerschaft seines Oheims Heinrich, durch die Politik der neuen Königin Adelheid und durch die Besorgnis, daß er durch die Machenschaften Heinrichs und der Adelheid um die ihm schon bestimmte Thronfolge im Reiche kommen würde:

„Quod post non uti donis deberet honoris
Condigni, sed forte locum subire secundum"; v. 746 f.

Daher erhob er sich gegen den König. Insoweit sind die Verse des Epos erhalten.

Dann kommt die große Lücke. Hier wird zunächst die weitere Geschichte dieses Aufstandes erzählt worden sein. Liudolf, der tatsächlich ein edler Mensch gewesen sein muß, fand viele Sympathien im Lande. Auch sein Schwager, Conrad der Rote von Lothringen, und viele andere schlossen sich ihm an. Die Lage für den König und den jetzt zu ihm haltenden Bruder Heinrich war zeitweise sehr bedrohlich, zumal sich an der Ostgrenze des Reiches die Ungarn wieder rührten. Aber schließlich behielt der König doch die Oberhand. Sowohl Liudolf wie Conrad mußte sich unterwerfen. Sie wurden zwar wieder in Gnaden aufgenommen; doch verloren sie ihre Herzogtümer Schwaben und Lothringen. Schwaben kam an den einheimischen Herzog Burchard III, den Gatten einer Tochter Herzog Heinrichs v. Bayern, namens Hadwig, der Herrin auf dem Hohentwiel, die wir von Scheffels Ekkehard her kennen. Sie war auch die Schwester der Äbtissin Gerberg II. Das Herzogtum Lothringen bekam Ottos Bruder Brun, der Erzbischof von Köln.

Nach Beilegung der inneren Unruhen kam es dann zu sehr schweren Angriffen der Ungarn auf Deutschland. Sie führten zu der berühmten Lechfeldschlacht vom Laurentiustage (10. August) 955, dem gewaltigen Siege Ottos, der den Ungarneinfällen für alle Zeiten ein Ende machte. Der Sieg war zum erheblichen Teil Conrad dem Roten zu verdanken, der dabei den Heldentod fand. Liudolf hatte sich noch immer grollend fern gehalten. Herzog Heinrich lag damals krank darnieder und starb noch im gleichen Jahre 955. Dann eilte König Otto nach Norden und besiegte im September 955 an der Recknitz in Mecklenburg die Slawen. An dieser Schlacht nahm auch Liudolf tapfer teil, so sich mit dem Vater gänzlich versöhnend. In diese Zeit fällt auch die für Niedersachsen bedeutsame Betrauung der Billunger mit dem Herzogsamt von Sachsen, desgleichen die Anbahnung von Beziehungen König Ottos mit dem Kalifen Abderrhaman III. von Cordova in Spanien[9].

Was Hrotsvitha von allen den genannten Ereignissen in den fehlenden Versen gebracht hat, müssen wir dahingestellt bleiben lassen.

XI.

Die nächsten, wieder erhaltenen Verse handeln von den späteren Ereignissen in Italien. Nachdem die Ordnung in Deutschland wiederhergestellt war, mußte sich Otto wieder nach Italien wenden. Er sandte zunächst seinen Sohn Liudolf mit einem Heere dorthin. Er hatte diesem Italien als Unterkönigreich zugedacht, wie er es vorher dem Berengar bestimmt hatte. Aber dieser hatte ja das in ihn gesetzte Vertrauen arg mißbraucht. Liudolf besiegte auch Berengar und konnte das schon verlorene Pavia wieder in Besitz nehmen. Otto, der Vater, so erzählt die Dichterin, habe darauf an den Sohn einen Brief geschrieben, in dem es heißt: In alle Ewigkeit Ehre dem Allmächtigen, der Dir so viel Glück gegeben hat. Dank auch Dir, lieber Sohn, der Du Dich so getreu erwiesen hast. Keine geringere Beweise Deiner Treue hast Du mir gegeben, indem Du mir berichtet hast, wie durch Deine Arbeit das Reich vermehrt worden ist. Dankbar nehme ich an, was Du getan hast, und gebe Dir dafür gnädig den Auftrag, das Land, das Du meiner Herrschaft unterworfen hast, in meinem Namen zu regieren. Halte, Geliebter, das Volk, das Du siegreich unterworfen hast, in Eid und Pflicht. v. 1145 ff. Doch Liudolf führte seinen Auftrag nicht zu Ende. Bezwungen von der

[9] Diese spanische Angelegenheit hat offenbar Hrotsvitha Veranlassung gegeben, ihre sehr interessante Pelagiuslegende zu schreiben, die ich hoffentlich in diesen Heften auch noch einmal bringen kann.

Sehnsucht nach Weib und Kind, wie es im Epos heißt, kehrte er nach Deutschland zurück:

Conjugis et carae dulci devictus amore
Ac prolis geminae longe pos terga relictae. v. 1167.

Doch auf der Heimfahrt starb er am 6. September 957. Er hinterließ zwei Kinder, einen Sohn Otto, der später wieder Herzog v. Schwaben wurde, und eine Tochter Mathilde, die in den geistlichen Stand trat. Dann folgt wieder eine Lücke von Vers 1185 bis 1478. In ihr wird der zweite Italienzug Ottos von 961 bis 965 erzählt gewesen sein. Der Herr von Rom, Princeps Alberich II., war 954 gestorben. Ihm folgte als weltlicher Herr der Ewigen Stadt sein Sohn Octavian. 955 bestieg dieser auch den päpstlichen Stuhl als Johann XII. Er war der erste Papst, der bei seiner Thronbesteigung den Namen wechselte. Johann XII. war eine ganz unwürdige Persönlichkeit. Er war auch gar nicht fähig, sein geistliches und weltliches Amt zusammen zu verwalten. Als nun der König nach dem Abzug Liudolfs Italien wieder verlassen hatte, erhob sich die Partei Berengars wider ihr Haupt. Dadurch geriet der Papst in schwere Bedrängnis. In seiner Not wandte er sich daher nun an den deutschen König Otto und stellte ihm dabei auch die Kaiserkrönung in Aussicht. Otto nahm diese Gelegenheit war und zog 961 wieder über die Alpen. Am 31. Januar 962 traf er in Rom ein und wurde dann am 12. Februar 963 in St. Peter gekrönt. Damit war das seit dem Tode Berengars I. (924), also seit 37 Jahren, verwaiste Kaisertum erneuert, daß dann bis 1806 mit der deutschen Krone verbunden blieb. Am folgenden Tage, dem 13. Februar, erließ er dann ein Privileg, durch das er die Verhältnisse des Kirchenstaates und auch die Beziehungen von Kaiser und Papsttum ordnete. Die weltliche Herrschaft des Kirchenstaates wurde dem Papst wieder überlassen. Aber unter der Oberhoheit des Reiches. Der Kaiser hatte insbesondere die oberste Gerichtsbarkeit in der Ewigen Stadt. Der Kaiser behielt sich ferner die Bestätigung der Papstwahl vor, und der Erwählte mußte dem Kaiser auch einen Treueid leisten. Das war der Inhalt des sog. Ottonianums[10].

Am nächsten Tage, dem 14. Februar, verließ Otto Rom wieder und ging nach Oberitalien zurück.

Auf dieser Italienfahrt hatte auch Adelheid den Gatten begleitet. In Rom wurde sie mit dem Gemahl gleichzeitig zur Kaiserin gekrönt. Die betr. Verse sind erhalten:

Ornatus sed majoris suscepit honoris
Augusto summo pariter mox conbenedicta. v. 1481.

---

[10] MGH Const. I. No. 12.

Damit sollte wohl eigentlich das Epos abschließen. Aber Hrotsvitha hat dann doch noch — vielleicht auf Wunsch des Sohnes der Adelheid, Ottos II. — einige Verse hinzugefügt.

Sie berichtet dort zunächst noch von weiteren Kämpfen gegen Berengar und seinen Anhang. Deren Meerburgen — constructa locis castella marinis — habe der Kaiser erobert. Es handelt sich dabei um die schon erwähnte Burg San Leo bei Rimini, unweit von San Marino. Berengar und seine Gemahlin Willa hätten in exilium, ins Elend gehen müssen. Die Eroberung von San Leo geschah Ende 963. Berengar wurde nach Deutschland verbannt und ist 966 in Bamberg gestorben. Willa trat in ein Kloster. Aber die Söhne setzen den Widerstand gegen den Kaiser fort.

Inzwischen hatten sich aber auch die Beziehungen zum Papst sehr zugespitzt. Er hatte gegen Otto intrigiert, wohl enttäuscht durch die Auswirkungen des Ottonianums. Da griff Otto ein. Nun hatte er auch auf einmal Bedenken wegen der sehr schlimmen sittlichen Aufführung Johanns XII., dessen Salbung er vorher entgegengenommen hatte. Er zog nach Rom. Er mußte diesmal die Stadt im Kampfe nehmen und betrieb die Absetzung des unwürdigen Oberhirten:

Qualiter et recti compunctus acumine zeli
Summum pontificem, quaedam perversa patrantem
Eius nec monitis dignantem cedere crebris,
Sedis apostolicae fraudari fecit honore
Constituens alium rectoris nomine dignum. v. 1494.

Tatsächlich wurde die Absetzung Johanns XII. und die Neuwahl einer Synode, freilich unter dem Vorsitz des Kaisers, vollzogen. Doch Hrotsvitha erwähnt die Synode nicht. Sie läßt den Kaiser allein handeln. Aber auch mit der Synode war der Vorgang wohl nicht ganz kanonisch. Vor allem war es kaum zulässig, einen Papst abzusetzen. Jedoch dabei fand man zunächst nichts, und es entsprach auch wohl der Ansicht weiter kirchlicher Kreise der Zeit. Der Kaiser war ja nicht nur advocatus ecclesiae. Er galt auch wohl als vicarius Christi (Wipo Vita Cuonradi cap. 3), der volle Verfügung über die Kirche und ihre Ämter hatte. Wie schon früher regelmäßig, mußte die Papstwahl vom Kaiser bestätigt werden. Auch hatten die Päpste dem Kaiser den Treueid zu leisten. Erst kurz vorher hatte das erwähnte Ottonianum dies erneut bestimmt. Zudem stand es mit Johann XII. so, daß hier unbedingt Wandel geschaffen werden mußte. Nicht ganz zu unrecht sagt Gregorovius in seiner Geschichte der Stadt Rom: „Aber die Welt erträgt rechtlicher die Verstöße gegen kanonische Formen eher, als die gegen die Würde der Menschheit." So schlimm standen die Dinge damals. Nachfol-

ger Johanns wurde der Römer Leo VIII. Dann aber, als Otto Rom wieder verlassen hatte, erlangten die Bedenken gegen das Verfahren der Synode die Oberhand. Johann XII. kam wieder zur Macht. Leo mußte weichen. Als dann 964 Johann — unter sehr bedenklichen Umständen — gestorben war, gab man ihm in Benedikt V. einen Nachfolger, den dann aber der Kaiser wieder nicht anerkannt und nach dem fernen Hamburg verbannte, wo der Papst dann auch 966 schon gestorben ist. Doch ist sein Grab in der Hansestadt nicht mehr vorhanden.

Weiter erwähnt Hrotsvitha noch die römische Kaiserkrönung Ottos II. Nachdem Liudolf, der ursprünglich designierte Thronfolger, 957 verstorben war, stand nun die Thronfolge für den aus der Ehe mit Adelheid stammenden, 955 geborenen Otto II. offen. Der Vater hatte dann ihn designiert und schon 961 in Aachen zum König krönen lassen, als er, wie Hrotsvitha sagt, noch an der Brust der Amme lag — nutricis ab ubere regem —. v. 1503. Nun ließ ihn der Vater auf dem dritten Italienzuge am Weihnachtstage 967 auch zum Mitkaiser erheben:

Ad fasces augustalie provexit honoris, v. 1504.

Nun aber macht Hrotsvitha endgültig mit ihrer Erzählung ein Ende mit den Worten:

Ultra non tendo, finem provide pono,
Post haec incepto ne succumbam, male victa, v. 1510.

Sie fürchtet, daß ihr sonst Fehler unterlaufen würden. Sie fügt aber noch ein Gebet an, daß Gott die beiden Kaiser beschirmen und sie noch lange als Schirmer (custodes) der Kirche erhalten möge. Von den weiteren Ereignissen aus dem Kaiserleben, von den Kämpfen in Unteritalien, der Ehe des jungen Ottos II. mit der Griechin Theophanu, von der Ordnung der Dinge an der Ostgrenze und von dem frommen, von Widukind von Corvey so ergreifend geschilderten Heimgang des großen Herrschers in Memleben (7. Mai 973) erfahren wir aus der Dichtung nichts mehr. Wir wissen auch nicht, inwieweit Hrotsvitha das alles noch erlebt hat. Ihr Todesdatum ist unbekannt.

Das Epos ist, wie schon angedeutet, keine genaue historische Quelle. Sie ist ein aus begeistertem Herzen geschriebenes Heldenlied, fast eine Art von Legendendichtung nach Art der Heiligenlegenden. Sie läßt aber erkennen, wie man damals, besonders in kirchlichen Kreisen, den Kaiser einschätzte.

Das erste katholische Hannoversche Gesangbuch 1675

Ein Zeuge aus der Gründungszeit der Apostolischen Vikariate des Nordens

Von Theo Hamacher, Paderborn

In der ehemals herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet sich ein Büchlein mit dem Titel: „Cathol Manual . . . Begreifend ein vollständiges in der Herzogl. Braunschweigisch-Lüneburgischen Residenzstadt Hannover übliches Gesangbuch . . . Hannover, gedruckt und verlegt von Wolfgang Schwendimann, Hofbuchdrucker."

Dieses Büchlein ist schon in der Bibliographie des Bäumkerschen Werkes kurz beschrieben, ohne daß jedoch aus dieser Beschreibung die ganze Bedeutung des Büchleins klar hervorgeht[1]. Die Gewißheit der Existenz dieses Buches ist aber in mehr als einer Hinsicht bedeutungsvoll. Gibt es doch nicht nur manche Anhaltspunkte, die für die Heimatgeschichte, u. a. die Geschichte der Hannoverschen Buchdruckerkunst, von einigem Interesse sind; es ist darüber hinaus auch für die Geschichte des katholischen deutschen Kirchengesanges von nicht zu unterschätzender Bedeutung, da es mit seinen fast 400 Liedtexten nach dem großen Gesangbuch des Göttweiger Abtes David Gregor Corner, Fürth und Nürnberg 1625, zu den umfangreichsten Sammlungen des katholischen deutschen Kirchenliedgutes im 17. Jahrhundert zu zählen ist.

Leider sind dem Buche keine Noten beigegeben — darum mußte es Bäumker mehr am Rande behandeln —; sonst würden wir ein einzigartiges Kompendium des katholischen deutschen Kirchenliedgutes im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts besitzen, wie es in solcher Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit kaum in anderen gleichzeitigen Büchern anzutreffen sein dürfte. Als ein weiterer Beweis für die Bedeutung des Büchleins muß hier besonders angeführt werden, daß es sich bei unserem „Cathol. Manual, Hannover 1675" um einen wertvollen Zeugen aus der ersten Zeit der Gründung der Apostolischen

[1] Wilhelm Bäumker: „Das katholische deutsche Kirchenlied", Bd. I. Freiburg (Herder) 1886, S. 116.

Vikariate des Nordens handelt und daß es mit den Bemühungen des ersten Apostolischen Vikars des Nordens, des Weihbischofs Valerio von Maccioni, um die Ausbreitung der katholischen Religion und des katholischen Kultus in Hannover-Braunschweig und besonders in der Residenzstadt Hannover aufs engste verbunden ist. Es ist das erste katholische Gesangbuch, welches in Hannover gedruckt worden ist.

Das Buch hat, soviel uns bekannt, nur eine Auflage erlebt. Das hat wohl seinen Grund darin, daß, nachdem der katholisch gewordene Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg 1679 gestorben war, sein protestantischer Nachfolger Ernst August die katholische Religionsausübung nur stillschweigend duldete und die herzogliche Schloßkapelle in Hannover für den öffentlichen katholischen Gottesdienst schließen ließ.

Interessant ist, daß im gleichen Jahr 1675, ebenfalls bei Wolfgang Schwendimann, Hannover, ein Buch erschien, das im Innern mit unserem „Cathol. Manual Hannover" vollkommen übereinstimmt. Es trägt den Titel: „Cathol. Manual . . . in dem Frey Kayserl. Hoch-Fürstlichen Stift Corvey übliches Gesangbuch[2]." Wie das „Cathol. Manual für die Residenzstadt Hannover" für die Katholiken der Stadt Hannover und des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg bestimmt war, so sollte das Corveyer Buch den Pfarreien der Fürstabtei Corvey als Gesangbuch dienen.

Als gekürzte Ausgaben unseres „Cathol. Manual für Hannover" dürfen wohl die vom Verleger und Drucker Wolfgang Schwendimann auf der letzten Seite im „Cathol. Manual" angezeigten Büchlein: „Kleines Kathol. Gesangbüchl . . ." und „Kathol. Schatzkästlein sampt Gesangbüchl" angesehen werden[3]. Exemplare dieser gekürzten Ausgaben konnten allerdings bisher noch nicht aufgefunden werden.

Das „Cathol. Manual für Hannover" ist im Jahr 1675 in Hannover von dem Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen Hofbuchdrucker Wolfgang Schwendimann verlegt und gedruckt worden. Es erschien, wie unter dem langatmigen Titel vermerkt ist, mit Approbation der Oberen und dem Privileg der Kaiserlichen Majestät und des Fürsten von Braunschweig-Lüneburg. Das Privileg des letzteren läßt uns aufmerken. Man muß aber wissen, daß Herzog Johann Friedrich von

---

[2] Philipp Wackernagel: „Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts", Bd. I. Leipzig (Teubner) 1864, S. 743, und Bäumker: „Das katholische deutsche Kirchenlied", Bd. II. Freiburg (Herder), S. 40. Hierzu der Aufsatz des Verf. „Gab es ein Corveyer Gesangbuch?" in „Heimatborn", Beilage z. „Westfälischen Volksblatt", Paderborn, Jg. 1956/57, Nr. 20, S. 78 ff.

[3] Bäumker: „Das katholische deutsche Kirchenlied", Bd. I. Freiburg (Herder) 1886. S. 116.

Catholiſches Manual;

Begreiffend ein
Vollſtändigs in der Hertzogl. Br. Lün.
Reſidentz-Statt Hannover übliches

Geſang-Buch/

Mit 400. Geſängen.
Gezogen aus allen Catholiſchen Geſang-Büchern/ ſo je zufinden geweſen/ um alle Geſänge/ ſo wol new als alte/ Teutſch und Lateiniſche/ beyſamen in einen Band zubringen;
Welches von vielen frommen Chriſten oft zuvor eyferigſt geſucht/ aber niemals gefunden.
Mit vorgeſetztem immerwehrenden Calender: und folgends ſehr andächtigen Gebet- Meß- und Roſenkrantz-Büchel.
Zu End der Geſängen aber/ eine Gut-Evangeliſch-Catholiſche Glaubens Bekantnis in Form einer herlichen Defenſion aller der Römiſch-Catholiſchen Glaubens Puncten/ aus Gottes Wort/ wider allen Anfall/ geſetzet.



Hannover gedruckt und verlegt von
Wolffgang Schwendiman Hoff-Buchdr.
Cum Approbatione Superior. & Privilegio ſpec. Sac. Cæſ. Majeſt. & ſuæ Seren. Duc. Brunſ. & Lun.

Titelblatt des „Cathol Manual“, Hannover 1675



Kupferstich vor den Adventsliedern im „Cathol Manual", Hannover 1675

Braunschweig-Lüneburg (1665-1679) im Jahr 1650 zu Assisi in Italien in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrte. Zu seinem Hofgeistlichen bestimmte er im Jahr 1661 den aus altem italienischen Adelsgeschlecht stammenden Weltgeistlichen Valerius de Maccioni (1622-76), der im Jahr 1667 nach Befürwortung durch den Paderborner Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg von Papst Alexander VII. zum ersten Apostolischen Vikar des Nordens ernannt wurde. Um die Stellung Maccionis besonders hervorzuheben und auszuzeichnen, wurde er auf Betreiben des Herzogs Johann Friedrich am Ostersonntag 1669 im Dom zu Würzburg zum Titularbischof von Marokko konsekriert.

Der Jesuitenpater Joh. Metzler schreibt über die Tätigkeit Valerios von Maccioni in Hannover u. a. folgendes: „Maccionis Maßnahmen zur Einbürgerung und Ausbreitung des Katholizismus beschränkten sich vorzüglich auf die Stadt Hannover. Da der katholische Glaube und Kultus nach dem Wunsche des Herzogs vor allem durch sich selbst wirken sollte, wurde besondere Sorgfalt auf eine glänzende Ausstattung der Kirche und große Feierlichkeit des Gottesdienstes verwandt[4]." Hierzu gehörte aber nicht zuletzt die Pflege der Kirchenmusik und des Kirchengesanges, so daß also auch von dieser Seite her die Abfassung eines eigenen katholischen Gesangbuches für die an sich noch kleine und in der Hauptsache aus Konvertiten bestehende katholische Gemeinde der Stadt Hannover zu verstehen ist.

Große Bedeutung maß Macconi zudem der Verbreitung guter katholischer religiöser Literatur bei. Er bewog den Herzog, einen eigenen katholischen Hofbuchdrucker anzustellen. Dieser Hofbuchdrucker aber ist unser Wolfgang Schwendimann. Neben Druckarbeiten, die speziell für den herzoglichen Hof bestimmt waren, druckte er Gesang- und Gebetbücher, Erbauungsbücher, Katechismen, Aufklärungsschriften über die katholische Religion sowie Kontroversschriften gegen Angriffe auf dieselbe. Wenn wir den Katalog der bei ihm gedruckten Bücher, der auf der letzten Seite unseres Gesangbuches abgedruckt ist, durchgehen, sehen wir, daß Schwendimann eine ganz ansehnliche verlegerische Tätigkeit entfaltet hat. Hier ist auch das Büchlein „Immerwährendes Lob Gottes" von Pater Spee angezeigt, welches wahrscheinlich einen Nachdruck der „Trutznachtigall" von Friedrich von Spee enthielt, von welchem leider bis jetzt kein Original-Exemplar ans Tageslicht gekommen ist.

Später hat sich Schwendimann auch als Verleger von Schriften des berühmten Arztes und gelehrten Naturforschers Niels Stensen, der

---

[4] Johannes Metzler: „Die Apostolischen Vikariate des Nordens", Paderborn (Bonifacius-Druckerei) 1919.

zeitweilig auch Weihbischof von Münster und Paderborn war und einer der ersten Nachfolger Maccionis als Apostolischer Vikar des Nordens wurde, verdient gemacht. Wolfgang Schwendimann kam aus Hildesheim und war dort von 1655 bis 1667 Faktor in der Fürstbischöflichen Hofbuchdruckerei von Hermann Kramers Erben. Er erscheint im Jahr 1670 oder, nach einer Angabe in dem „Allgemeinen Briefwechsel derer Gelehrten und Künstler Deutschlands[5]", schon im Jahr 1669 als fürstbischöflicher Hofbuchdrucker in Hannover[6].

Der Titel unseres Buches lautet: „Cath. Manual, begreifend ein vollständiges in der Herzogl. Br. Lün. Residenzstadt Hannover übliches Gesangbuch mit 400 Gesängen. Gezogen aus allen kathol. Gesangbüchern, so je zu finden gewesen, um alle Gesänge, sowohl neue als alte, deutschen und lateinische beisammen in einen Band zu bringen, welches von vielen frommen Christen oft zuvor eifrigst gesucht aber niemals gefunden. Mit vorgesetztem immerwährenden Kalender und folgends sehr andächtigem Gebet-, Meß- und Rosenkranzbüchel. Zu End der Gesänge aber ein gut evangelisch-katholisch Glaubensbekenntnis in Form einer herrlichen Defension aller der Römisch-Katholischen Glaubens-Punkten aus Gottes Wort wider allen Anfall gesetzet. Hannover gedruckt und verlegt von Wolfgang Schwendimann, Hofbuchdr."

Auf den Titel folgt zunächst die Dedikation. Sie beginnt: „Denen Durchleuchtigsten, Durchl. Durchl. Prinzessinnen, Pr. Felicitas Charlotta, Pr. Henrietta Maria Josepha, Pr. Wilhelmina Amalia Geborenen Herzoginnen zu Braunschweig, Lüneburg, Calenberg, Göttingen und Grubenhagen etc." Sie ist unterzeichnet „Hannover 1. Mart. An. 1675".

Auf den folgenden Seiten ist dann das Privileg des Herzogs Joh. Friedrich von Braunschweig-Lüneburg vom 19. Februar 1675 abgedruckt. Es besagt, daß der Herzog für sich, seine Erben und Nachkommen seinem „Hofbuchdrucker und lieben, getreuen Wolfgang Schwendimann" das Privileg erteilt, daß nur von ihm, d. h. Schwendimann, „alle und jede Römisch-Kathol. Gebet-, Kirchen-, Schul- und die Religion betreffenden Bücher gedruckt und verkauft werden dürfen, und daß jeder gegen dies erteilte Privileg Verstoßende mit Konfiszierung der Bücher und hoher Bestrafung zu rechnen hat. Auf das Privileg des Herzogs folgt die Approbation des Buches, gegeben zu Hannover am 1. Februar 1675. Sie ist unterzeichnet von dem schon genann-

---

[5] „Allgemeiner Briefwechsel derer Gelehrten und Künstler Deutschlands", 1782, zweites Vierteljahr, S. 24.

[6] Karl Ludwig Grotefend: „Geschichte der Buchdruckereien in den Hannoverschen und Braunschweigischen Landen", Hannover 1840.

ten Valerius de Maccioni, Bischof von Marokko und Apostolischem Vikar. An die Approbation schließt sich eine zwei Seiten lange Vorrede „An den andächtigen Singer" an. Sie ist wörtlich der Vorrede eines zu St. Goar üblichen in Augsburg 1666[7] gedruckten Gesangbuches, „Davidisch Harmony", auch Rheinfelsisches Gesangbuch, genannt, entnommen.

Schwendimann, bzw. der Verfasser unseres Buches, als welchen wir den später noch zu nennenden, aus dem Hildesheimer Jesuitenkolleg stammenden Pater Ernst Copper ansehen, würde diese Vorrede schwerlich so wörtlich übernommen haben, wenn sie nicht in vortrefflicher Weise auf das besondere Anliegen seines Gesangbuches für die Residenzstadt Hannover eingegangen wäre. Im letzten Abschnitt heißt es nämlich: „Schließlich ist diese Arbeit zu dem Ziel und End gerichtet, damit samt dennen Alt-Katholiken die nunmehr durch Gottes Barmherzigkeit zum rechten Schafstall bekehrte Herzen die bewegliche Singkunst Gott im Geiste und in der Wahrheit andächtig und eilfertig loben, preisen und in Gott ihrem Herrn sich hier zeitlich und dort ewig erfreuen mögen." So, wie das Rheinfelsische Gesangbuch, das wahrscheinlich auf Betreiben des Jesuitenpaters Johann Morren, der von 1660 bis 1668 der kleinen 300 Seelen zählenden katholischen Gemeinde in St. Goar vorstand, herausgegeben wurde, dazu dienen sollte, den Protestanten den Rücktritt zur katholischen Kirche zu erleichtern, so sollte unser „Cathol. Manual" in der Residenzstadt Hannover und im Herzogtum Braunschweig-Lüneburg den gleichen Zweck erfüllen. Daher auch die vielen Lieder protestantischer Herkunft in unserem Buche, auf die gut zehn Prozent des Buches, nämlich 45 Liedtexte, zurückzuführen sind. Was nun diese Lieder betrifft, so stehen sie alle, mit einer einzigen Ausnahme aus dem evangelischen Gesangbuch Hannover 1648, schon in früheren katholischen Büchern, vornehmlich aber im genannten Rheinfelsischen Buch von 1666.

Auf die Vorrede folgt ein „Immerwährender Kalender" mit einer Tafel der beweglichen Feste von 1675 bis 1698. Vor dem „Immerwährenden Kalender" stehen zum Eingang Sprüche „in kurzen Reimen für die Einfältigen". Sie handeln: „Von der Abteilung des ganzen Jahres", „Von den beweglichen Festen" etc. An die Tafel der beweglichen Feste schließt sich ein „Kurzes Gebetbüchel mit Morgen- und Abendgesängen". Dann beginnt das eigentliche Gesangbuch mit den Advents-, Weihnachts-, Neujahrs- etc. Liedern. Zum Schluß der Gesänge, wie üblich, das Register. Angeheftet ist noch das „Glaubensbekenntnis", d. h. eine Erklärung des katholischen Glaubens auf 23 Seiten.

---

[7] Erste Auflage: Wien 1659.

Druck und Ausstattung des Buches sind vorzüglich. Das schöne Titelblatt, das ebenso wie der Anfang der Dedikation schwarz-rot gedruckt ist, sowie schöne halbseitige Kupferstiche und ein guter unaufdringlicher Buchschmuck — gefällig gedruckte Initiale, Leisten und Vignetten — geben dem Werk eine vornehme Note.

Das Buch enthält nach meiner Zählung genau 395 Liedtexte. An die deutschen Lieder der einzelnen Abteilungen schließen sich jeweils einige lateinische Hymnen an. Vielfach bieten die deutschen Lieder die Übersetzung der lateinischen Hymnen, z. B. „O du gestrenger Heiland mein" = „O alma vindex crimine". So sind denn auch nicht nur manche deutschen Lieder aus der Sammlung „Keusche Meerfräulein", Würzburg 1649, in unserem Buch enthalten, sondern auch jedesmal das lateinische Originallied aus der zwei Jahre vorher erschienenen Sammlung „Sirenes Marianae", Würzburg 1647, später auch „Sirenes Partheniae" genannt. Im ganzen besitzt das Buch 50 lateinische Hymnen.

Als Quellen der deutschen Lieder des Buches konnten vornehmlich Jesuitengesangbücher festgestellt werden. Es handelt sich dabei besonders um die Bücher der Kölner Jesuiten: Köln 1619, 1623 ff., das bekannte „Psälterlein", Köln 1637, weiter um die berühmte „Trutznachtigall", Köln 1649, von Friedrich von Spee, ferner um die „Harpfen Davids", Augsburg 1659, um die „Davidisch Harmony", Wien 1659, um das sogenannte „Rheinfelsische Gesangbuch", Augsburg 1666, um die erste Ausgabe des „Nordstern", Amsterdam 1671, sowie um die erste Ausgabe des weit verbreiteten „Himmlisch Palmgärtlein", Köln 1660, des rheinischen Jesuitenpaters Wilhelm Nakatenus. Als weitere Quellen müssen genannt werden: die schon erwähnten Würzburger Sammlungen: „Sirenes Marianae" (1647) und „Keusche Meerfräulein" (1649), die bis 1675 erschienenen Würzburger bzw. Mainzer Gesangbücher von 1628 (Mainz 1661), der Mainzer Psalter (Mainz 1658) und vor allem die „Cathol. Sonn- und Feyertägl. Evangelia" des Fürstbischofs Johann Phil. von Schönborn (Würzburg 1653, 56 und 58). Als ursprüngliche Quelle von Liedern konnten auch Paderborner Bücher von 1609, 1616/17 und 1628 festgestellt werden. Auch die „Heilige Seelenlust" (Breslau 1657) des Angelus Silesius sowie desselben Verfassers „Geistl. Hirtenlieder" (Breslau 1668) sind benutzt worden. Desgleichen wurden kleinere Sammlungen, wie z. B. das nur zehn Lieder umfassende „Psalterspiel" (Köln 1666) des Paters Peter Keyenberg, vom Verfasser unseres „Cathol. Manual" herangezogen. Die vielen benutzten Jesuitengesangbücher lassen stark vermuten, daß Schwendimann für sein Buch die Unterstützung der Jesuiten gefunden hat, wenn nicht gar die Zusammenstellung der Lieder überhaupt auf das Konto eines Paters der Gesellschaft Jesu aus dem Hildesheimer

Kolleg zu buchen ist. Hier dürfen wir wohl auf Pater Ernst Copper hinweisen. Im Jahre 1674 erlangte nämlich Maccioni von dem Provinzial der niederrheinischen Provinz einen Pater, der in Weltpriesterkleidung als bischöflicher Kaplan dem Apostol. Vikar in Hannover zur Seite stehen sollte[8]. Es war Pater Ernst Copper, der einige Male auch für Missionen verwandt wurde. Copper war von 1674 bis 1676 in Hannover tätig. Ihn dürfen wir auch mit sehr großer Wahrscheinlichkeit als Verfasser des „Cathol. Manual" ansehen.

Besonders auffallend groß ist der Anteil der Lieder, die als Verfasser Friedrich von Spee haben. Ich konnte über 60 dieser Lieder feststellen. Sie stammen nicht nur aus den Jesuitengesangbüchern (Köln 1623) und dem bekannten „Psälterlein" (Köln 1637), sondern auch aus den Paderborner, Würzburger und Mainzer Gesangbüchern von 1628 und aus der „Trutznachtigall" (Köln 1649). Aus dem „Psälterlein" (Köln 1637) bzw. der „Trutznachtigall" Spee's stammen die sonst kaum und höchst selten in anderen deutschen Gesangbüchern auftretenden Lieder Friedrichs von Spee: „Schau den Menschen, o du schnöde", „Wann abends uns die braune Nacht", „Wacht auf ihr schönen Vögelein" und „Zur Früh', wann zarter Morgenschein". Einige Liedtexte unseres Buches sind auch nach Liedern von Spee erweitert und umgedichtet worden, so z. B. „Ein Kindlein auserkor'n" nach dem Liede: „Ein Schäflein auserkor'n".

Bemerkenswert ist in unserem Hannoverschen Cathol. Manual, daß eine ganze Abteilung von Liedern den Titel trägt: „Heiliges Lob Gottes und Anrufung um seinen väterlichen Segen für alle Stände". Hier finden wir Lieder „Für christliche Eheleute", „Für Reisende", „Für Kauf- und Handelsleute" etc.

Zusammenfassend kann über das Hannoversche Cathol. Manual noch folgendes gesagt werden: Das seltene, schön gedruckte Werkchen bietet mit seinen ca. 400 Liedtexten einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des katholischen Kirchenliedes in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und durch die Aufnahme auch vieler protestantischer Kirchenlieder auch einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Kirchengesanges überhaupt. Es gehört unbestreitbar zu den wertvolleren Erzeugnissen der kathol. Gesangbuchliteratur und ist nicht zuletzt ein bemerkenswerter Zeuge aus der ersten Zeit der Apostolischen Vikariate des Nordens.

---

[8] Bernhard Duhr S.J.: „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge", Bd. III, S. 686 ff.

Der Vorstand des Vereins

Ehrenmitglied:

Se. Exzellenz, der Hochwürdigste Herr Bischof von Hildesheim, Heinrich Maria Janssen

Der geschäftsführende Vorstand:

1. Vorsitzender: Prälat Domkapitular Prof. Dr. Konrad Algermissen, Hildesheim;

Stellvertr. Vorsitzender: Rektor i. R. August Söding, Bavenstedt;

1. Schriftführer: Verlagsbuchhändler Dr. August Lax, Hildesheim;

2. Schriftführer: Pastor Hermann Engfer, Gehrden;

Kassenwart: Sparkasseninspektor Joseph Praetze, Hildesheim.

Der erweiterte Vorstand:

Studienrat Dr. Heinz-Joseph Adamski, Hildesheim;

Hofbesitzer Christoph Blumenberg, Hönnersum;

Oberkreisdirektor Dr. Franz Buerstedde, Hildesheim;

Pfarrer Johannes Eggers, Hönnersum;

Lehrer Hans Hahnemann, Goslar;

Sparkassendirektor Heinrich Haller, Hildesheim;

Dipl.-Ing. Heinz Happe, Vorsitzender des Kuratoriums der Katholikenausschüsse in Hannover;

Lehrerin Elisabeth Jünemann, Hildesheim;

Redakteur Dr. Adalbert Pabst, Braunschweig;

Pfarrer Joseph Schlagheck, Hannover-Linden;

Domdechant Johannes Stuke, Hildesheim;

Pfarrer Dr. Alfons Werner, Seeburg/Eichsfeld.

Für den Inhalt verantwortlich Prof. Dr. Konrad Algermissen, Hildesheim

Mit dem Erhalt des 2. Heftes dieses Jahrgangs ist der Vereinsbeitrag von DM 5,— für das Vereinsjahr 1958 fällig. Der Vereinsvorstand bittet, diesen Betrag bis spätestens Ende 1958 auf das Postscheckkonto des Vereins für Heimatkunde, PSA Hannover, 754 58, einzuzahlen.

ENTSÄUERT
PAL 01/2019

Landesbibliothek
Hannover

Niedersächsische
Landesbibliothek
Hannover
Am Archive 1